

HEFT 3 * DEZEMBER 1924

1 MARK

UHU

DAS
NEUE
VOLLSTEIN MAGAZIN



Trier

Ayuntamiento de Madrid *Weihnachten*



DE DANSKE
SPRITFABRIKKER
AALBORG-KOPENHAGEN
G.M.B.H. BERLIN

U H U

Das neue Ullstein-Magazin

Heft 3 / Dezember 1924



I N H A L T

Seite

TEGERNSEE.

Lustige Erinnerungen von Kammer Sänger Leo Slezak.
Zeichnungen von Walter Trier

1

DER EINDRINGLING.

Kriminalskizze von E. Weill. Zeichnung von O. Hundt

9

STATT EINES BRIEFES . . .

Unveröffentlichtes Gedicht von Theodor Fontane

12

DER GRENZENLOSE REKORD.

Von Willy Meisl. Mit Sport-Photographien

13 u. 124

DER GELBE UND DAS KIND.

Novelle aus dem Chinesenviertel Londons von
Thomas Burke. Zeichnungen von Theo Matejko

24 u. 134

GNADIGE FRAU, DER SCHORNSTEINFEGER IST

DA . . . Zeichnung von Alfred Leete.

hinter 24

DIE VOGELMENSCHEN, Papageno im Aquarium.

Von Dr. Roland Schacht. Mit Naturaufnahmen

35

HUMOR DES AUSLANDS

40

ANNA PAWLOWA, die Dichterin unter den Tänzerinnen.

Von K. P. Mit neuen Bildern

41 u. 142

PREISAUSSCHREIBEN: Das Leben als Dichter.

Der Fall Römer-Gade-Sandmann

50 u. 145

DIE ENTFUHRUNG DER UNRICHTIGEN.

Novelle von Paul Ernst. Mit Zeichnungen von Karl
Arnold

55

DER PESSIMIST. Zeichnung von Bateman

62

HAT ZUFALLIG JEMAND EIN SAUBERES

TASCHENTUCH BEI SICH?
Aus den Geheimnissen des Zauberkünstlers Bate

63 u. 152

Fortsetzung umstehend.

	Seite
DIE EULENBRÜCKE. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Bürgerkriege von J. Joseph Renaud. Zeichnungen von W. Krain . . .	72 u. 158
AUS DEN ERINNERUNGEN EINES SCHLAF- WAGENKONTROLLEURS	76 u. 162
ST. MORITZ IM WINTER	77
RADIO IM HUMOR. Von C. K. Roellinghoff. Zeichnungen von Barlog, Willi- bald Krain, Heath W. Robinson, Paul Simmel u. a. . .	80
AUS DEM UHU-ALBUM	88
DAS ZEICHEN. Novelle von Luigi Pirandello. Zeichnungen von Godal . . .	90 u. 166
DIE CO-OPTIMISTS, Englands berühmteste Varietétruppe. Mit Photographien und Karikaturen	95
GEHEIMSCHRIFTEN UND IHRE ENTZIFFERUNG. Von Lothar Philipp. Mit Photographien und Zeichnungen . . .	106 u. 170
EIN KLEINES VERSEHEN. Indiskretes aus einer Moskauer Familie. Von N. Ljesskow. Zeichnung von Godal	113
BESUCH BEI DEN TIEREN. Von René Schickele	173
IN DEN HANDEN DER BEDUINEN. Von E. A. Powell	183
DIE HEIMLICHEN GRATULANTEN. Eine Beethoven-Novelle von Arthur Schurig	192
ERLEBNISSE EINER MANICURE. Von Erich Mosse	200
DIE „GESELLSCHAFT DER JUNGGESELLEN“. Von Michael Charol	210
PLASTIKER IN MENSCHENFLEISCH. Von Franz Blei	224
SEEBAD, SPORT UND HERZTÄTIGKEIT. Von Paul Schlee	230
ES REGNET BLUT. Von Eberhard Buchner	234
MEIN NEFFE KARL. Von Arthur Eloesser	240
LEO CARRINGS DOPPELGÄNGER. Kriminalnovelle von S. A. Duse	246
DIE BOA. Von Allan Thörnström	256

Umschlagzeichnung von Walter Trier



TEGERNSEE

LUSTIGE ERINNERUNGEN

VON LEO SLEZAK

Tegernsee! Welch einen Zauberklang birgt für mich dieses eine Wort in sich.

Es bedeutet restlose Freude, Abfallen aller Erdschwere und jubelnde Erfüllung monatelanger Sehnsucht.

Der erste Ferientag. Nicht nachdenken müssen, was man alles für Berufssorgen

Der berühmte Sänger, der regelmäßig den Sommer auf seiner Besitzung am Tegernsee verbringt, berichtet hier von allerlei Originalen, die ihn „g’freun!“

vor sich hat — es geht heim, auf mein hölzernes Häusel am blauen Tegernsee! —

Wenn du in München am Hauptbahnhof ankommst, so mußt du zum Tegernseer Bahnhof gehen, der zur Bequemlichkeit des Publikums einige Kilometer entfernt wurde. — Früher ging der Zug vom Hauptbahn-

hof ab. Das ist jetzt deshalb so praktisch eingerichtet, damit der liebe Reisende, der mit seinem ganzen Gepäck über die Straße muß, auch bestimmt den Anschluß versäumt!

Es existiert zwar ein direkter Perron, der die beiden Bahnhöfe verbindet; dessen Benutzung ist aber — einem weisen Rat-schluß zufolge — verboten.

Wenn du am Tegernseer Bahnhof eine Stunde vor Abgang des Zuges ankommst, so gehe an die Sperre, wo schon viele Menschen stehen, die lange vor dir da waren. Besonders an Samstagen ist es sehr angenehm, da gibt es ein wunderschönes Gedränge, und du wirst, wenn du das Glück hast, jemanden nur leicht anzustoßen, Gelegenheit haben, allerlei Abarten von Grobheiten kennenzulernen, die du nie im Leben vermutet hättest.

Die Reize und Mannigfaltigkeiten der bayerischen Sprache setzen dich in phrenetisches Erstaunen.

Du stehst da, hast den Rucksack irgend-eines kleineren Vordermannes auf dem Magen liegen, der sich durch die Nach-schiebenden immer mehr und mehr in deinen Bauch bohrt, bis dir die Luft ausgeht.

Wenn man das Bestreben hat, bei einem Gedränge nach vorwärts zu kommen, um als Erster an der Sperre zu sein, so ist anzuraten, die Ellenbogen ein wenig zur Seite zu stemmen und mit den Knien nach vorwärts zu schieben. Unter normalen Umständen dürfte einem dieses Nachvorwärtsdrängen einige ziemlich schwere Körperverletzungen eintragen; um diese zu umgehen, drehe man sich wütend um und sage in schärfstem Tone:

„Ach, bitte, drängen Sie doch nicht so!“ — Im Nu steht man an der Sperre. —

Gegen diverse Wutschreie darf man nicht allzu empfindlich sein. — Wenn dann zwanzig Minuten vor der Abfahrt der Schaffner kommt und die Pforte öffnet, entledigt man sich eines Vordermannes dadurch, daß man ihm mittelkräftig auf die Füße tritt. Da ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er beim Rennen in die Waggons nicht mehr so recht mit kann. — Ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Bist du einmal im Kupee, so kann dir nichts mehr geschehen. Du sitzt und wartest.

Draußen hörst du Pfeifen, Schreien, Johlen, siehst, wie sich die lieben Mitmenschen gegenseitig die Kleider vom Leibe reißen und sich mit Rucksäcken, Bergstöcken und Regenschirmen verletzen.

Das dauert so lange, bis der erste Anprall vorüber ist, dann kommt die Zeit der Abfahrt.

Erst wird gepfiffen, dann wird geblasen. Der Schaffner schreit: „Ja no, so steigen S' do ein, mir fahrn glei!“

Dann läßt die Lokomotive ihren halben Dampf aus, was ebenfalls mit sehr starkem Geräusch verbunden ist, der Zugführer bläst abermals, brüllt „Fertih!“, und nach weiteren siebzehn Pfiffen und hin- und herfliegenden Verbalinjuri- en, setzt sich der Zug eine halbe Stunde später, als er beabsichtigte, in Bewegung. Er dampft aus der Halle — und die Fahrt beginnt.

Endlos! — Alle zehn Minuten wird eine Pause gemacht, man hat Gelegenheit, die Gegend kennenzulernen und sich die landschaftlichen Reize einzuprägen. Die Entfernung von Schafflach nach Tegernsee beträgt nach dem Fahrplan 36 Minuten. Auf dieser Strecke wird mit peinlicher



Der Herr Kammersänger

Pünktlichkeit stets eine Verspätung von dreiviertel Stunden gemacht.

Hinter Moosrain kommt plötzlich der herrliche Tegernsee in Sicht, und wenn der Zug aus dem Walde tritt, liegt er da, in seiner smaragdgrünlichen Bläue, umrahmt von den lieblichen Bergen und seinen freundlichen Ufern. Der Wallberg

steht majestätisch vor uns, der Hirschberg, Kühzägel, Riederstein, Neureuth, Ringberg — ganz im Hintergrunde das wunderliebe Egern — wie eine Theaterkulisse mit seinem spitzigen Kirchturm. —

In der Station Tegernsee drängt und schiebt sich alles heraus... Wo der See am schmalsten ist, da fährt eine Fähre



hin und her, die dich ans andere Ufer, nach Egern, bringt.

Unten an der Fähre erwartet dich ein Mann — Hartel mit Namen — den wollen wir uns einmal näher ansehen:

Er ist noch einer vom alt-bayrischen Schlag — ein Original.

— Saugrob und von einem geradezu gottbegnadeten Mutterwitz!

Seine Aussprüche werden von vielen gesammelt, die, um ihn so recht zu genießen, planlos ungezählte Male hin und her fahren.

Eines Tages — es war im Kriege — war er sehr aufgebracht über die Grobheit, die in Bayern im allgemeinen und auf der Bahn im besonderen herrscht. „Wissen S', Herr Kammersänger, aber fei grob sein d'Leut schon z'Minka (München). — Da frag i, wia i dreht war, an Schaffner: Du sag amal, hast net a vierte Klass auf Tegernsee, wo i net fuchzmal umsteigen muß?! — Sagt mir der ausgschamte, ungebildete Lackel: „Balds dir net recht is — saudummes Bauernluada — nacha gehst halt z'Fuaß!“ Sag i, Ungehobeller Mensch, erstens gieb i dir koa Bauernluada ab und a saudumms erst recht gar nit — und balds mir pressiert, geh i z'Fuaß —, heut hab i Zeit, da sitz i auf!“ —

Auf die Weibsleut hatte er's besonders scharf, und selten, wenn so ein weiblicher Sommergast als spanisches Torerodirndl gekleidet zu ihm ins Boot stieg, konnte er sich enthalten, über die „eckelhafte

Maschkeradi“ irgendeine Bemerkung zu machen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Zu Beginn des Krieges, wo überall eine krankhafte Spionenfurcht einsetzte und jeder Unbekannte für einen Spion gehalten wurde, saß in Hartels Fähre ein älterer Herr mit einem schwarzen Vollbart, der still und in sich gekehrt die Gegend ansah.

Plötzlich hörte Hartel zu rudern auf, stieß den Herrn mit seiner Pfeife an und sagte: „Du — hörst — schwatz amal eppes, du kommst mir so russisch für.“

Da stellte es sich denn leider heraus, daß der Betreffende ein höherer Beamter der Regierung war! —

Einmal fragte ein Herr: „Na, Sie sind wohl der Laubfrosch hier, sagen Sie mal, was gibt's denn morgen für Wetter?“

Prompt erwiderte Hartel: „Wannst morgen in der Fruah deine Kalbsgluarn aufmachst, nacha werst es scho sehgn!“ —

Ein Herr in ganz funkelnagelneuer Gebirgsuniform steckte die Hand ins Wasser und meinte, daß es warm wäre.

„Ja,“ sagte Hartel, „morgen hamma g'sottene Preißen, kannst mitfressen.“ —

Allerdings hat Hartel auch einmal seinen Meister gefunden.

Als er eines Tages, besonders übel gelaunt, eine Fähre übersetzte und dabei ohne jede Pause räsonnierte, stand ein Holzknecht aus



Scharling auf und hielt an Hartel folgende Ansprache:

„Herrgottsakra, hundshäutener Lackel, balds jetzt dein Maul nöt haltst, dein ausg'schamtes, und mit deinem Schimpfen nöt aufhörst, du Rammel, du g'scheerter, na sauf i dir dein Lacken aus, und du kannst dei Karren im Dräg umananderziagn, du spinneta Teifel, du spinneta!“

Hartel hielt auf diese Rede dem Manne die Hand hin und stammelte begeistert: „Du bist mein Freind — mein Spezi — du g'freust mi!“ —

Außer Hartel gibt es natürlich noch andere recht ergötzliche Typen in unserm Tal. Da war die alte Urschel, die Sennerin, ein herzensgutes, aber ziemlich beschränktes Weiberl.

Gottesfürchtig bis zur Frömmelei und als Betschwester bekannt. Einige Burschen benutzten stets die Gelegenheit, wenn sie am Sonntag früh über die Neureuth nach Tegernsee ging, schlichen sich in ihre Hütte und tranken ihr den schönen Rahm weg.

Immer wenn sie heimkam und die Betschwester sah, war sie ganz verzweifelt und fluchte den Dieben. Eines Sonntags aber trieben sie es etwas zu arg und schmierten, bevor sie gingen, dem geschnitzten Herrgott, den sie in der Tischecke hängen hatte, recht dick den Mund mit Rahm ein. Als die Alte heimkam und einen Wutanfall über die neuerliche Beraubung bekam, fiel ihr Blick gerade auf den Heiland im Eck. — Nun wußte sie des Rätsels Lösung! — Empört ging sie hin zum Kruzifix und sagte in ergebenem Ton: „Wannst net

der liebe Herrgot selber warst, tat i dir dei schleckerische Goschen guat abadreschen!“

Von nun ab sperrte sie das Kruzifix in den Kasten, wenn sie am Sonntag zur Kirche ging. —

Das allerköstlichste Original aber bleibt doch unser Simmerl. —

Hans Dampf in allen Gassen, bekleidet er ungefähr alle öffentlichen Stellungen in einer Person. — Er hat den Uniform-Fimmel!

Für jede seiner Funktionen hat er eine eigene Uniform, die er alle streng auseinanderhält, und er würde nie eine andere anziehen, als es die betreffende Eigenschaft vorschreibt, in der er gerade interveniert. Sein eigentlicher bürgerlicher Beruf ist Schneider. —

Dieser Beruf geht aber nur nebenher. In erster Linie ist er „Sanitäter“. Das heißt, er hat bei Unglücksfällen in den Bergen den Abtransport Gestürzter zu bewerkstelligen — oder sonst bei irgendwelchen Unfällen helfend einzugreifen. Zu diesem Behuf ist er erstklassig ausgerüstet. Eine funkelnagelneue graublaue Uniform mit grünen Aufschlägen und rotem Kreuz

am Kragen, am Arm und auf der Kappe. —

In zweiter Linie ist er „Desinfektor“. — Da ist er großartig und von vorbildlicher Gewissenhaftigkeit.

Jede Wohnung, die Simmerl „infiziert“, wie er es nennt, ist zum Wegwerfen. So verklebt er alle Ritzen, und so verstopft er die Spalten. —

„Ja, mein Lieber, bei mir werd alles



gründlich gmacht. — Da feit si nix! — Wann i a Wohnung infizier, hat jedes Lebewesen aufgehört zu leben. Alles werd hin — Ung'ziefer und was d' Hauptsach ist: die Bazülln — de Luadan. Herr Kammersänger, da zahl i eana, was mögn, bald S' mir nach 'n Infiziern oa Bazülln zoagn kinna.“

Im Orte heißt er wegen dieser Eigenschaften der „Formalinsimmerl“.

Eine herrliche Episode erzählte man sich in bezug auf die unfehlbare Tödllichkeit des Formalins, das Simmerl zum Desinfizieren benutzte. Er besaß einen Hund, einen Spitz, der ihm stets zur Seite war. Er desinfizierte in Rottach eine Wohnung, verklebte alle Ritzen, versaute alle Wände, verschmierte alle Türen gewissenhaft, zündete die Desinfektionslampe an und steckte den Schlüssel, nachdem er gut abgesperrt hatte, zu sich. — Daheim vermißt er seinen Spitz. Er pfeift ihm, sucht ihn, findet ihn nicht und legt sich besorgt zu Bett.

Nach vierundzwanzig Stunden geht er in das Haus, um alle Fenster und Türen zu öffnen, nimmt sich seine Gasmaske: und sowie die Tür aufgesperrt ist, springt ihm sein Spitz entgegen, den er volle 24 Stunden in den tödlichen, alle Bazillen vernichtenden Dämpfen zurückgelassen hatte! Ob die Sache nun wahr oder eine von den vielen Hänseleien ist, denen der Vieluniformierte ausgesetzt ist, weiß ich nicht, ich war nicht dabei. — Die Gasmaske trägt er den ganzen Tag, wenn er desinfiziert, geht mit ihr sogar im Ort herum, damit alle Einwohner von seiner Wichtigkeit durchdrungen sind.

Ferner ist er bei der Feuerwehr „Obersteiger“. Als Feuermann hat er die übliche Feuerwehrausrüstung mit Helm, Hacke und Seil um den Leib gewunden.

Eine besonders wichtige Rolle ist Simmerl bei Leichenbegängnissen zugeteilt. Er ist, mit noch drei andern, Leichenträger. Ganz in Schwarz gehüllt kommandiert er mit tieferstem Gesicht herum und stört so in seiner ewigen Entrüstung darüber, wie schlecht die andern alles machen, die heilige Handlung.

Außerdem hat er bei Konzerten und Tanzunterhaltungen entweder als Garderobier die Überkleider der Besucher so durcheinanderzubringen, daß diese nie gefunden werden können, oder aber als Billetteur den Leuten falsche Sitze anzuweisen, so daß kein Mensch weiß, wo er sitzt.

Daß er dann die Zielscheibe alles Ärgers und Witzes ist, ist selbstverständlich. — —

Auch die Sommergäste, die unsere Gegend bevölkern, sind mitunter sehr nett, — mitunter allerdings wieder weniger. —

Seit einigen Jahren hat sich das Tragen von Maskenballkostümen derart eingebürgert, daß man oft der Meinung ist, ein wildbewegter Film würde gedreht. Zipfehnützen sind an der Tagesordnung, die im Verein mit knallgrünen Spensern und feuerroten Bändern dran Unruhe in unsere liebe Gegend bringen. Die hirn-rissigsten Trachtensammlungen greifen um sich, und ganz ängstlich verbirgt sich ein wirkliches, echtes Dirndel vor dem schreienden Unrecht. —

Auch die Herren leisten sich Verschiedentliches an sogenannter „Gebirgstracht“.

Zuerst einmal haben sie eine funkel-nagelneue Imitationslederhose — mit Stikerei überladen und grünen Bändern geschmückt. Giftgrüne Hosenträger mit sinnigen Inschriften, so wie: „G'sund sa ma!“ oder auch „Lusti sa ma!“ eingestickt, zu denen ein elegantes, farbiges



Die Dorfkapelle

Hemd mit einem Stehkragen und einer hochmodernen Krawatte getragen wird.

Ein blaues Leinwandbauernröckel und ein smarter Girardihut geben dem „Gebirgler“ dann den Abschluß.

Um die Inschrift auf den Hosenträgern so recht ins Licht zu setzen, juchzen sie unvermittelt auf der Straße und erschrecken damit ihre Umgebung. Die Eingeborenen haben für diese Som-

merfrischler einen Sammelnamen: „Dös san Preißen!“

Entsetzlich lärmend und in großen Rudeln treten sie auf, ziehen die Fröhlichkeit bei den Haaren herbei und gehen mit Eispickeln und Seilen herum, trotzdem man diese Behelfe in unserer Gegend nirgends gebrauchen kann.

Am See gebärden sie sich aus lauter „Lusti sa mal!“ wie wilde Völkerstämme

und belästigen die ganze Gegend mit weit-hinschallenden „Hollallalaitil“, so daß man oft in Versuchung kommt, scharf zu schießen. Die meiste Zeit verbringen sie im Schloßkaffee in Tegernsee, tanzen Fox-trott und spielen Karten.

Es gibt bei uns zwei Vereine, die der Erhaltung der Volkstracht dienen und im Sommer Trachtenfeste veranstalten: Das sind die Wallberger und die Hirschbergler.

Da wird in Enterrottach oder sonst einem Gastorte der Umgebung ein Tanzboden aufgestellt, wo dann sehr viel Bier getrunken, sehr viel gejohlt und gewalt-sam Urwüchsigkeit bekundet wird.

Da kommen die diversen spanischen, andalusischen und anderweitig verkleide-ten Dirndeln hin, zum Zusehen. Zu den Klängen einer Kapelle, die Unkundige von weitem für Kannibalengeheul halten, wird der einheimische Schuhplattler ge-tanzt.

Ein Ländler wird gespielt, die Paare gehen im Kreise herum und tanzen erst ein Stückchen Walzer. Dann trennt sich der Bua vom Deandl, geht in die Mitte des Tanzbodens und schlägt sich, dabei hüpfend, abwechselnd auf die Schenkel, Waden und Schuhsohlen, was für einen Neuling ein eigenartiger Eindruck ist. Gellende Pfiffe und Juhuschreie erfüllen die Luft, die bei weniger Geübten wie Hilferufe klingen.

Die Deandln drehen sich inzwischen an der Peripherie um ihre eigene Achse und halten, sich schüchtern schämend, einen Schürzenzipfel in der Hand. Wenn nach einigen Minuten die gymnastischen Übun-gen der Jünglinge zu Ende sind, begeben sie sich wieder zu ihrer Tänzerin, die sie unter allerlei zarten Scherzen um-armen und mit der sie weiter tanzen.

Dieses Spiel wiederholt sich so lange, bis wieder so eine indianertanzartige Phase kommt, wo sich die Jünglinge von ihren Holden separieren. Besonders interessant wird es, wenn der reichhaltige Biergenuß die Musiker in einen derartigen Zustand versetzt, daß sie sich nicht mehr über die Tonart einigen können, und jeder nach eigener Auffassung eine andere spielt.

Je vorgeschrittener der Nebelzustand der Künstler wird, desto bedauerlicher ge-staltet sich die musikalische Seite der festlichen Veranstaltung. Wenn sich die Meinungsverschiedenheiten nicht nur in der Tonart äußern, sondern auch auf den Takt erstrecken, so daß sich die Tanzen-den in diesem rhythmischen Wirrwarr auf die Füße treten und mit den Knien ihren Tänzerinnen Verletzungen zufügen, dann wird es brenzlich. Man hört aus der Schar der Tanzenden verbindliche Zurufe wie: „Saumusi, bsuffene!“ — „Jürgel, baldst net urndli blost, schlag i dir auf dei Maul —“ und dergleichen Liebliches mehr.

Ein scherzhafter Hirschbergler hatte dem Tubabläser eine Knackwurst tief in sein Instrument gesteckt, so daß dieses verstopft wurde und der Gute, selbst wenn er nüchtern gewesen wäre, keinen Ton heraus gebracht hätte.

Da ist es denn höchste Zeit zu gehen, weil es sehr leicht möglich ist, daß irgend-ein harmloser Zuschauer so eine große Baßtuba — wenn auch irrtümlicherweise — auf den Kopf bekommt, wovon so manche Beulen an der Trompete rühm-liches Zeugnis geben.

Im großen und ganzen geht es aber recht gemütlich zu, und die kleinen Zwischenfälle wahren doch immer noch einen, man möchte fast sagen liebens-würdigen Charakter!

Der Eindringling

Novelle von Erwin Weill

In dem dunkel getäfelten Herrenzimmer war es ganz finster. Über den Bildern, die in breiten Rahmen an den Wänden hingen, lag ein Hauch tödlichen Schweigens, die Klubmöbel ragten wie unförmige Blöcke in diese lastende, dumpfe Lichtlosigkeit hinein.

Die Tür knarrte leise, ein schmaler Spalt öffnete sich. Zaghaft klirrte das Schloß. Wieder Stille. Einen Augenblick schien es, als ob sich die Tür schließen würde, dann aber wurde sie noch weiter aufgetan. — Jemand tastete sich an der Wand entlang bis zum Kamin, in dem ein letzter Funke aufglomm. Der Schatten regte sich eine Weile nicht. Dann schien es, als husche er weiter. In diesem Augenblick aber klang eine Stimme scharf und schneidend: „Wenn Sie noch einen einzigen Schritt machen, schieße ich...“ Der Schatten schien eine Weile zu schwanken, dann stand er still... hochaufgerichtet... regungslos. Wieder die Stimme von vorn: „Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

Tiefes Schweigen... Zwei Augen bohrten sich aus der Finsternis heraus in den Schatten, leuchteten auf. In der Nähe des Fensters mußte der sitzen, der soeben gesprochen hatte. „Nun, wird's?“ Wieder die erbarmungslose, kalte Stimme, die zuzupacken schien, wie mit eisernen Griffen.

Aus der Richtung, in der der Schatten stand, klang es leise zurück: „Ich... wußte nicht...“ — „Daß jemand zu Hause sei,“ setzte die Stimme von vorn fort, „nicht wahr, das wollten Sie doch sagen, geschätzter Herr... Einbrechen wollten Sie, die Wohnung ausräumen, he?“

Es schien, als ob der Schatten sich wieder in der Richtung, aus der die Stimme gekommen war, bewegen wollte. „Nicht rühren, hab' ich gesagt; Sie hatten Pech, Verehrtester... Gerade in mein Herrenzimmer haben Sie kommen müssen... So! Jetzt werden wir uns ein wenig unterhalten, und wenn Sie Miene machen, Ihre Stellung zu wechseln, wenn Sie es nur im entferntesten wagen, sich zu bewegen, so wissen Sie, was Ihnen blüht...“

Ein Auto ratterte auf der Straße vorbei, einen Augenblick lang blitzten die weißen Lichtkegel der Laternen in das Zimmer herein. Gerade so lange war es hell, daß der Schatten neben dem Kamin sich in einen sehr herabgekommen aussehenden Burschen mit rotem Halstuch verwandelte, dessen Gesicht vor Angst verzerrt war. Aus hervorquellenden Augen starrte er nach der Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Dort... dort beim Schreibtisch saß ein hünenhaft gebauter, sehr eleganter, glattrasierter Herr.

Unbeweglich... Gleich darauf wurde es wieder stockfinster. Das Hupensignal verdröhnte in der Ferne... „Woher wußten Sie, daß niemand zu Hause sei?“ Scharf, wie die Stimme eines Untersuchungsrichters, klang es. „Ich... ich hörte, wie der Portier unten jemandem erzählte, daß der Kammerdiener des Herrn Grafen im Theater sei... in der Burg...“ „Ganz richtig... ich habe meinen Kammerdiener ins Theater geschickt. Und Sie? Wie sind Sie hereingekommen? Hat Sie der Portier nicht gesehen?“ Keine Antwort. „Na, wird's?“ „Ich wartete, bis er in seine Wohnung gegangen war... Dann schlich ich die Treppen hinauf... Niemand sah mich... Und da herein bin ich leicht gekommen...“ Wie Hohn klang es: „Sie müssen ein Meister in Ihrer Zunft sein. Übrigens... Haben Sie eine Waffe bei sich... Messer, oder...?“ „Nein!“ „Wirklich nicht? Wenn Sie lügen...“ „Nichts habe ich...“ „Gut. Es würde Ihnen auch nicht viel nützen. Und nun werden Sie so freundlich sein, für mich zu telefonieren, mein späterer Gast... Dort auf dem Tisch, dicht neben Ihnen, steht der Apparat...“

Der Schatten rührte sich nicht. „Sie sollen anrufen, haben Sie nicht verstanden? Oder muß ich deutlicher werden...?“ Der Schatten bewegte sich zwei Schritte nach rechts. Dann knackte die Kurbel. „So...! Sie sind ja ganz brauchbar... Sagen Sie einfach, Sie wollen das Polizeikommissariat zehn sprechen... Es ist gleich hier in der Nähe...“

Der Schatten machte eine jähe Bewegung... „Was, Sie wollen nicht? Dann...“ Aber in diesem Augenblicke wiederholte der Bursche schon gehorsam die Worte, die ihm der Graf vorgesprochen hatte. „Polizeikommissariat

zehn...“ Wieder klang die Stimme vom Schreibtisch herüber: „Sie werden sagen, daß der Graf Henckhoven bitten lasse, sofort zwei Schutzleute in seine Wohnung zu schicken... Mit Fesseln womöglich... Ein Einbrecher habe sich eingeschlichen... Der Kommissär kennt mich... er weiß, wo ich wohne...“

Da schrie der Bursche auf: „Hund... Sie Hund, Sie... warum quälen Sie mich denn so?“ Und die Stimme: „Was? Aufbegehren wollen Sie... Sie... Vorwärts... zum Apparat!...“ Langsam fielen nun die Worte, die der Graf vorsagte, in das Sprachrohr... Der Bursche ballte die Fäuste, er wollte auf seinen Peiniger zustürzen, aber die Angst vor dem Revolver hinderte ihn daran... Nun hatte er selbst die Wachleute herbeirufen müssen, sich selbst das Grab geschaufelt, in das der andere ihn unbarmherzig hineinstieß... Es war ihm, als müßte er in die Knie sinken und bitten... bitten, daß der dort am Schreibtisch ihn freigäbe... daß er ihn laufen lasse, wie ein Tier, das man geprügelt hat, aber schließlich doch davonjagt... Aber es war zu spät... zu spät...

Stimmen klangen im Vorzimmer auf... Schritte kamen gegen den Raum zu... Ein Säbel klirrte... Dann traten sie ein: Zwei Wachleute und ein Herr in Zivil... „Wo ist der Einschalter, Herr Graf?“ „Gleich links neben der Tür, Herr Kommissär...“ klang's herüber. Dann flutete eine scharfe, grausame Helle durch den Raum... „Hände ausstrecken...“ Mechanisch gehorchte der Bursch... Und schon wanden sich, wie zwei pressende Schlangen, die Fesseln um seine Gelenke... Der Herr im Zivil war unterdessen zum Schreibtisch hingegangen... machte eine tiefe Verbeugung...



Jemand tastete sich an der Wand entlang bis zum Kamin . . .

Der Einbrecher sah hinüber...

„Heiliger Gott... was war das...?“

Dort saß... in einem Rollstuhl... der Mann, vor dem er eine so namenlose Angst gehabt hatte... Schlaff hingen seine Arme herab... gelähmt... kein Revolver lag vor ihm... keine Waffe...

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Geistesgegenwart, Herr Graf“, sagte der Kom-

missär... — „Ja... ich war ganz allein... die Dienerschaft fort... Aber ich hab' ihn doch gezwungen, trotzdem ich mich schon seit drei Jahren nicht mehr rühren kann...“ Es war ein grausames Aufleuchten in den kalten, grauen Augen des Gelähmten...

Gleich darauf stießen die Schutzleute den Burschen vor sich her der Tür zu...

Statt eines Briefes

Ein unveröffentlichtes Gedicht aus einem

Briefpäckchen der Verlobungszeit

von

Theodor Fontane

Du siehst, es bleibt mit mir beim alten
Trotz mancher bittern Neckerei;
Versprechen — und Versprochenes halten —
Ist mir noch immer zweierlei.

Und daß Dir alle Zweifel schwinden
An meinem Unverändertsein,
Stell ich mich mit Entschuldigungsgründen
Ob meines Schweigens bei Dir ein:

Ich habe sechsmal Platz genommen,
Sechsmal die Feder zugestutzt,
Doch was mir in den Sinn gekommen,
War immer dumm und abgenutzt.

Von deutsch-katholischen Vereinen,
Draus mancher Stoff in Masse fischt,
Sag selber — wär es nicht zum Weinen,
Hätt ich Dir davon aufgetischt!

Schon höhnt' ich mich um all solch Wissen,
Als mir ein Kraftgedanke kam,
Und ich die Sehnsucht, Dich zu küssen,
Zum Stoffe meines Briefes nahm.

Kaum aber hatt' ich angefangen,
Pact' ich schon lächelnd wieder ein:
Ein Kuß — dies mündliche Verlangen
Muß mündlich vorgetragen sein!

Nicht wahr ?!



Aus den Anfängen des Sports
Bild vom Drei-Meilen-Lauf im ersten Jahrgang der englischen Zeitschrift
„Sporting and Dramatic“ vom Jahr 1874.

DER GRENZENLOSE REKORD

*Der Rekord von heute ist der Durchschnitt von
morgen — keine Höchstleistung gilt für die Ewigkeit.*

Welcher Sportjournalist, welcher Sportsmann, welcher Sportsinteressent hätte sich noch nicht die Frage vorgelegt, wie lange es überhaupt noch möglich sein werde, die Rekorde zu verbessern. Irgendwo muß es ja eine Grenze geben, irgendwann muß ein Punkt erreicht sein, über den hinaus,

unter den hinab die menschliche Leistung nicht mehr gedrückt werden kann. Irgendwo? Ja. Irgendwann? Sicherlich. Aber beides doch nur theoretisch. Praktisch kann die Rekordbrecherei in Zeit und Ewigkeit fortgehen, praktisch muß und wird sie nie, solange Sport betrieben wird, ein Ende nehmen. Mit dem Rekord ist es

ähnlich wie mit dem Bilde der Hyperbel, die den Koordinaten immer näher und näher kommt, sich aber doch nicht mit ihnen vereint, ihnen immer nur unendlich nahe kommen kann. Denn sehen wir: da standen Rekorde, und an ihnen nagte der Zahn der Zeit, der eiserne Wille der anrückenden Athletenjugend, sie wurden gestürzt durch die Verbesserung der athletischen Techniken und nicht zuletzt durch den Fortschritt der modernen Technik im wortgebräuchlichen Sinne. Oder glaubt irgend jemand, daß so mancher alte Rekordinhaber, dessen Leistungen auch so noch den heutigen nur wenig nachgeben, mit den Schuhen unserer Läufer und Springer, mit diesen Wunderkonstruktionen an Einfachheit und Leichtigkeit, diesen für einmaligen Renngebrauch bestimmten Fußbedeckungen aus Känguruleder mit den eingelassenen Stahldornen, daß er auf unseren neuzeitlichen Bahnen mit den genau errechneten Kurvenradien, den sorgfältig zusammengesetzten Belägen, mit den herrlich federnden Speeren, den elastisch glatten Flächen der Abwurfstellen für die Diskus- und Kugelstoßbewerbe, daß da nicht mancher alte Rekordler die Leistungen derer von heute noch übertroffen hätte? Vielleicht. Aber jede Sache braucht ihre Zeit zur Entwicklung, und im Sporte entwickelte sich eben das Gerät, die Rennbahn, alles mit der fortschreitenden Sport-Technik, mit dem Wachsen unseres Wissens vom menschlichen Körper und seiner Mechanik, mit der Verbesserung der Techniken. Man bedenke nur, wie künstlerisch der Kurvenschwung der schnellen Bahn im Stockholmer Stadion ausgerechnet und konstruiert ist, man halte sich vor Augen, wie die so schnelle Bahn im Stadion zu Colombes gebaut wurde, in dem die diesjährigen

olympischen Spiele abgehalten wurden. Man machte sie 500 Meter lang und legte sie so, daß 400 Meter mit bloß einer Kurve gelaufen werden konnten und die 200 Meter so gut wie kurvenlos. Folge: Dreimalige Verbesserung des 400-Meter-Rekords, ebenso des 4×1000-Meter-Staffelrekords. Dann ließ Franz Reichel, der „Macher des Ganzen“, von seinem Sohne, der Ingenieur ist, eine Kurve mit drei Diametern errechnen, in der ein Läufer von 175 Zentimeter Größe, 80 Kilogramm Gewicht und einer Geschwindigkeit von etwa 11 Sekunden auf 100 Meter am wenigsten von seiner Schnelligkeit einbüßen, am wenigsten „hinausgetragen“ werden müßte. Dann baute man, unter ständigen praktischen Proben mit schweren, schnellen Athleten, diese so errechnete Kurve. Und der Belag der Bahn! Die rote Piste von Colombes ist jetzt weltbekannt. Woher kommt ihre rote Farbe? Man hatte gefunden, daß geschabter Ziegelstaub einen hervorragenden Hauptbestandteil für einen erstklassigen Bahnbelaag abgibt, und große Fabriken lieferten nun „Ziegelschab“ waggonweise nach Colombes. Architekt Dujarie hatte eine Komposition geschaffen, das beste Rezept für eine Laufbahn, fest und elastisch, wetterwiderstandsfähig und wasserdurchlässig, und diese Komposition, deren originellster und wichtigster Bestandteil eben Ziegelstaub war, wurde der Bahn aufgelegt. So arbeitet man heute bei der Herstellung von Lauf- und Sprungbahnen, bei der Anlage von Schwimmbecken, so arbeiten die großen Sportartikel-Fabriken bei der Erzeugung der Geräte. Man bietet das Beste vom Besten, das Geeignteste und Feinste. Vom Laufschuh angefangen über Wurf- und Sprunggerät oder das Trikot des Schwimmers bis zur Bahn mit ihrer

Oberfläche und Konstruktion haben es die heutigen Athleten unvergleichlich besser als ihre „Vorläufer“ in antiker wie moderner Zeit. Trainer, Ärzte, Techniker, ja ganze Hochschulen (Deutsche Hochschule für Leibesübungen zu Berlin) haben sich dem Sporte gewidmet, studieren, analysieren ihn in allen seinen Arten, Ursachen



Heute und einst

Der Weltrekordmann im Weitspringen, Le Gendre (Amerika), schlägt bei den Olympischen Spielen in Paris den Rekord mit 7,775 m. — Oben: Ein Weitsprung aus dem Jahre 1874.



Der geschlagene Sieger

Finlands Läufer-Heros Hannes Kohlemainen, der 1912 in Stockholm drei und 1920 in Antwerpen eine Siegesmedaille errang. Erst Nurni brach diesen außerordentlichen Rekord.

und Folgen. Aber wissen wir, daß wir hierin am Ende allen Fortschrittes stehen? Spricht nicht vielmehr alles dafür, daß je

größer die Erfahrung, je intensiver der Sportbetrieb und seine wissenschaftliche Erforschung, je breiter die Masse der Sporttreibenden, um so mächtiger der technische Fortschritt im Sporte werden wird? Also, wenn einiges von unseren neueren Rekorden auf das „Rohmaterial“ zurückzuführen ist, dann können wir diese „Fehlerquelle“ vielleicht doch vernachlässigen, denn sie sollte sich annähernd auch in Zukunft gleich bleiben. Und damit kehren wir nach dieser Abschweifung, die wir pietätvoll den Leistungen früherer Zeiten geweiht haben, in denen es die Athleten noch nicht so komfortabel hatten, zu unserem eigentlichen Thema zurück, oder beginnen wir wenigstens, uns rückblickend auf den Boden der Tatsachen zu stellen. Zahlen lügen sonst nie, aber einigen der nun folgenden Ziffern sieht man es ordentlich an, daß sie nicht durchweg echt sind, daß mangelndes Verständnis bei ihrem Zustandekommen mitgewirkt hat. Schließlich wird auch heutzutage noch von einem Dutzend „vollbrachter“ Rekorde vielleicht einer offiziell anerkannt. Früher war man nicht so skrupulös.

Zu allen Zeiten glaubte man sich am Ziele.

Immer schon dachten die Menschen, daß gewisse Leistungen, seien es nun geistige oder physische, nicht nochmals erreicht, nimmer überboten werden könnten. Aber des Menschen Erinnerung ist flüchtig. Wollte man glauben, daß die Erde sich bewege, konnte man ahnen, daß es die Möglichkeiten einer Dampfmaschine gäbe? Und als schon die schnellsten Züge an menschlichem Schnellvergessen und Nieerinnern vorbeirollten, spottete man da



Die besten Schwimmerinnen Amerikas
 Von links nach rechts: Sybill Bauer, Gertrud Ederle und Ethel McGary.

nicht eines Grafen Zeppelin, oder hätte man gar für möglich gehalten zu fliegen, zu fliegen mit Apparaten von Tonnenschwere? Und wer hätte an drahtlose Telegraphie gedacht oder an das unfassbare Wunder des Radio? Kaum ein Jules Verne, und die Vernes sind selten im Leben, seltener in der Literatur, am seltensten vielleicht im Sport. Und doch, an dem, was die Menschheit bereits erreicht

hat, an dessen zuvor nie erahnter Größe können wir vielleicht am ehesten erfühlen, was uns alles noch erreichbar sein könnte. Als der erste Mann sechs Meter weit sprang, da dachte gewiß niemand daran, daß einmal einer über sieben springen würde, und doch können das heute viele Dutzend Menschen, und als der erste mit eigener Schenkelkraft die „Sieben“ überbrückte, da glaubte keiner, daß



Ein Überphänomen im Laufen

Paavo Nurmi, der in Paris viermal und in Antwerpen zweimal siegte. Alle Wetten auf Weltrekorde im Laufen von 800 m bis 20 km dürften in Zukunft auf seinen Namen lauten.



Der schnellste Schwimmer der Welt

Der von deutsch-ungarischen Eltern abstammende Amerikaner Johnny Weissmüller,
der erste Mensch, der 100 Meter schneller als in einer Minute zurücklegte.

einer über acht Meter springen würde, ja das glauben auch heute noch nicht viele, und doch wird es geschehen — und sogar in nicht ferner Zeit.

Rekorde, die bestehen.

Allerdings, manche Rekorde, sogar solche aus ältesten Zeiten, haben wir noch nicht erreicht. Wir wissen sehr genau, welche



Der kommende Weltrekordmann im Hochsprung
Harald Osborne, der mit 198 cm olympischer Sieger wurde.

Meister im Sporte die alten Hellenen waren, aber ihre Bahnen waren schlecht, zumindest nach unsern heutigen Begriffen, und Stoppuhren hatten sie auch keine, so daß man ihre Leistungen mit unseren nicht vergleichen kann. Könnte man es, ich glaube, wir würden in den meisten Fällen siegreich abschneiden. Aber uns wird beispielsweise ein wahrer Fabelrekord im Weitspringen überliefert. Phayllus (aus Kroton?) soll 55 Fuß weit gesprungen

sein, fünf Fuß über die Sprunggrube hinaus, so daß er bei diesem Rekordsprunge ein Bein brach. Das wären, schlechtest und nicht nach olympischem Fuß gerechnet, gut über 16 Meter und, selbst wenn man die damals üblichen Sprunggewichte, die die Leistung sehr steigerten, in Betracht zieht, eine unvorstellbare Sache. Und — eine nicht rein sportliche Bestleistung, vielmehr schon teils in den Zirkus, teils in die Gastronomie gehörend —, wer



Ein Pastor, der den Weltrekord aufstellt

Der Schotte Liddle, der in Paris mit 47,6 Sekunden 400 m lief und am nächsten Tage in derselben Stadt die Messe las. Im Jahre 1925 geht er als Missionar nach China.

macht Milos' Arbeit nach, der ein vier-jähriges Rind zu Olympia um die Altis getragen und dann noch allein verzehrt

haben soll? Oder — zu Olympia wurde ein Felsblock ausgegraben, ein mächtiges Stück roten Sandsteines, etwa 68:33:38 cm



Phänomene unter sich

Das Dreigestirn Wide, Ritola und Nurmi läßt im 5000-m-Lauf in Paris alle übrigen weit hinter sich zurück.

groß und 143,5 Kilogramm schwer; dieser Block trägt eine Inschrift, die besagt, daß ein gewisser Bybon ihn aufgehoben und mit einer Hand über den Kopf geworfen habe, was wohl heißen soll, daß er ihn, von Schulterhöhe an (bis wohin die andere Hand ja mitgeholfen haben muß) mit einem Arm hochgestoßen und dann weggeschleudert hat.

Wer macht dies heute nach? Immerhin, lang ist es her, und wir wissen zu wenig darüber, wie diese und andere Höchstleistungen vollbracht wurden, um Vergleiche anstellen zu können. Wir müssen uns, wenn wir an Hand der Lehren der Vergangenheit die so oft aufgeworfene Frage erörtern wollen, ob die gegenwärtigen sportlichen Höchstleistungen noch der

Verbesserung fähig sind, und wo eigentlich die „Grenze des Rekords“ liegt, doch auf die moderne Sportära beschränken. Eine relativ sehr kurze Zeitspanne steht uns da zur Verfügung. Kaum das letzte Viertel des vorigen und die bisherigen 24 Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts kommen da für uns in Betracht, genau besehen sogar nur eine Periode von kaum 30 Jahren. Das ist überaus wenig, das wäre so gut wie nichts, wenn man sich nicht vor Augen hielte, daß in unserer Zeit das Leben und seine Entwicklungen in einem unvergleichlich schnelleren Tempo — eben im Rekordtempo — abrollen als früher, und daß, sportlich betrachtet, 25 Jahre um die Wende des 19. und 20. Säkulums vielleicht einigen Jahrhunderten antiker Zeit entsprechen dürften. Buchdruck, Rotation, Photographie, Film, Eisenbahn, Dampfschiff, Flugzeug, Zeitung und Radio haben diese Kompression, diese Konzentration der Zeit bewirkt. Wir leben rascher, immer rascher, noch rascher, am raschesten und wieder rascher, wir leben Rekord und immer wieder Rekord. Tempo ist das Lösungswort

dieser Zeit, die keine hat; Rekord ihr Leitmotiv. Eben deshalb der Sport ihr Signum.

Als es begann.

Anno 1868 lief man die 220 Yards (allerdings in der Halle) in Amerika in 28 Sekunden, sprang man 518 Zentimeter weit und mit dem Stabe 251 hoch. Heute ist man über die 220 Yards bei ungefähr 21 Sekunden angekommen, der

Weltrekord im Weitsprung steht auf 776,5 Zentimeter, und im Stabhochspringen hat der Norweger Hoff 421 erzielt. Anno 1868 hielt man, wie ich glaube, die erreichten Leistungen noch nicht für den Gipfel, aber nicht allzu lange danach dachte man sicher schon anders über die zeitgenössischen Rekorde. Der Deutsch-Amerikaner Kraenzlein war seiner Zeit entschieden voraus. Er war einer der ersten, der in seinen Disziplinen den Weltrekord in moderne Höhen schraubte. Schon 1900 lief er die 110 Meter über die Hürden in 15,4 und sprang 718,5 weit. Das war für damalige Begriffe reines Wunder und

Fortsetzung auf S. 124



Der neue Weltrekordmann
im 100-m-Lauf
Der deutsche Meister Houben.

DER GELBE UND DAS KIND

VON THOMAS BURKE

ZEICHNUNGEN VON THEO MATEJKO

Dies ist eine Geschichte von Liebe und Liebenden, die man in dem spärlich erleuchteten Causeway erzählt, dieser Gasse, die sich von der West-India-Dock-Road zu der dunklen Wasserwüste auf der anderen Seite schlängelt. In Pennyfields wird man sie ebenfalls hören; und ich zweifle nicht, daß sie im fernen Tai-Ping erzählt wird, in Singapore, in Tokio, in Schanghai und diesen anderen wunderlichen hellglitzernden Zufluchtsorten, in die das herumwandernde Volk von Limehouse geht, und aus denen es so gelegentlich zurückkehrt. Es ist eine Erzählung zum Weinen, und wenn man sie in der blumigen Sprache der Gelben hört, erweckt sie heftiges Mitleid. In unserer kahlen Sprache wird sie leider ihren Duft verlieren, der eine dunkle Angelegenheit in die helleren Sphären der Leidenschaft und der Phantasie, der Schönheit und der Trauer hebt. Sie wird ein wenig unwahrscheinlich klingen, sie gehört zu denen, die man am besten vergißt. Vielleicht ...

Aber man höre:

Da ist Battling Buttows, der glänzende Schwergewichtsmeister von Shadwell, der Herr über alle Tricks, der Vierfürst des Ringes, der zuerst die Bühne betritt. Batt-

ling Buttows, der Stolz von Ratcliff, Poplar und Limehouse, und die Verzweiflung seiner Manager und Helfer. Denn er liebte Wein, Weib und Gesang, und die Boxwelt war der Meinung, daß er es daher nicht lange machen würde. Wenn man nur die verdammten Weiber hätte abwimmeln können; aber immer und immer wieder verschwand er aus seinem Trainingsquartier, um sich mit Molly und Dolly zu treffen und andere Dinge zu trinken als Gerstenwasser und Zitronensaft. Weshalb Chuck Lightfoot, sein Manager, ihn zwang, bei jeder erdenklichen Gelegenheit zu kämpfen, solange er gut war und Geld machte, denn in jedem Augenblick konnte der Zusammenbruch kommen.

Battling war ein Mann von einem Typ, der alle angenommenen Klassifizierungen über den Haufen wirft. Er wollte durchaus nicht irgendwie eingeordnet werden. Er war eine sonderbare Mischung von athletischer Kraft und Degeneration. Er konnte laufen wie ein Hirsch, springen wie ein Windhund, boxen wie eine Maschine und trinken wie ein Schlauch. Er war ein wüster Kerl; sein Mut war heroisch. Er war ein Freiluftmensch und hatte doch die Laster eines französischen Decadents.



Zeichnung von Alfred Leete

„Gnädige Frau, der Schornsteinfeger ist eben gekommen!“

Eines seiner Liebesabenteuer bildet die Vorgeschichte dieser Erzählung. Das Mädchen war eines Abends zu Battling gekommen mit einer Erzählung von schrecklichen Geschehnissen, von einem wütenden Vater, von einer zugeschmissenen Türe. Im Arm hatte sie ein Bündel weißer Lumpen. Nun war Battling, wie so viele sinnliche Menschen, auch ein sentimentaler Kerl. Er nahm das Bündel von weißen Lumpen an sich und gab dem Mädchen Geld, um etwas in Ordnung zu kommen. Das Bündel behielt er, und bei Beginn dieser Erzählung existierte es in seiner Wohnung in Pekin Street, Limehouse, und in dieser Gegend schon etwa elf Jahre. Vorübergehenden mochte es scheinen, daß Battling dies als Ersatz für einen Uebungsball diente — ein recht unpassender Beruf für ein menschliches Wesen, besonders, wenn es ein kleines Mädchen von zwölf Jahren, und der Ort der Handlung das einzige Zimmer des glänzenden Schwergewichtsmeister ist. Wenn Battling sich mit seinem Manager überworfen hatte, ... nun, es ist unentschuldig, seinen Manager zu schlagen oder ihm einige Stühle an den Kopf zu werfen, wenn er ein guter Manager ist; aber eine Hundpeitsche auf ein kleines Mädchen sausen zu lassen, ist erlaubt und ebenso befriedigend; wenigstens war er dieser Meinung. Bei solchen Gelegenheiten, wenn er mit seinen Boxpartnern verkracht war oder berauscht vom Gefühl des Sieges und vom Traubensaft, machte es ihm Spaß, Lucy zu schlagen. Trotzdem hatte er den Ruf bei seinen Freunden, ein guter Kerl zu sein. Er ließ das Kind die Peitsche nur dann fühlen, wenn er betrunken war; und er war nur etwa acht Monate im Jahr betrunken.

Grade etwas über zwölf Jahre war also dieser kleine Körper in der Gegend von

Poplar und Limehouse umhergekrochen, als diese Erzählung begann. Immer hatte das weiße Gesicht des Kindes rote Striemen oder war von Tränen schwarz gefurcht; immer war in ihren Schritten und ihrem Blick etwas von der Furcht vor schrecklichen Ereignissen. In jeder Nacht wurde ihr Schlaf unterbrochen durch die rohe, wüste Stimme Battlings und seine furchtbaren Hände, und schrecklich waren die Lektionen, die das Leben dem Kinde in diesen paar Jahren gab. Dennoch lag trotz ihres verhungerten Gesichtes und ihres zerstörten Aussehens ein Schimmer von Schönheit über ihr, etwas, das einen ansprach in der sanften Biegung ihrer Wangen, die nach Küssen schrie und mit Schlägen bedacht wurde, und in dem Glanz der Trauer, der über ihren Augen und Lippen lag. Die braunen Haare harmonierten mit der bleichen Farbe des Gesichtes und waren wie die Rundung eines Verses. Das blaue Baumwollröckchen und die zerrissenen Schuhe konnten die Lieblichkeit ihrer schwächtigen Gestalt nicht mindern und nicht die scheue Grazie ihrer Bewegungen, wie sie umherflitzte in den schmutzigen Gassen der Docks; und doch war in dieser Region des verwüsteten Lebens, der Mühe und der Verderbnis kein Wesen, das sie bemerkt hätte, bis eines Tages ...

Es lebte in der Chinesenstadt in einem ungeziefererfüllten Raum über dem Laden des Herrn Tai-Fu in Pennyfield ein wandernder gelber Mann mit Namen Cheng Huan. Cheng Huan war ein Dichter. Er selbst wußte es nicht. Er hatte niemals begreifen können, warum er nicht beliebt war; und er starb, ohne es zu wissen. Aber ein Dichter war er, berührt von der geistigen Kraft seiner Rasse. In seinem armen aufmerksamen Herzen ertönte manch seltsamer Widerklang, dessen er sich selbst

kaum bewußt war. Er sah das Leben anders als die anderen Matrosen; sein Gefühl war leidenschaftlicher, und er erlebte viel, wo sie überhaupt nichts bemerkten. So wohnte er immer allein für sich. Jeden Abend konnte er an seinem Fenster sitzen und die Straße betrachten.

Er war auf gewundenen Wegen nach London gekommen. In Schanghai war er herumgebummelt. Das verhängnisvolle Dazwischentreten eines Werbers hatte ihn auf ein Schiff gebracht. Er kam nach Cardiff und blieb eine Weile dort in der Chinesenstadt. Von da nach Liverpool, nach Glasgow, und weiter mit einem Billet der Asiatics' Aid Society nach Limehouse, wo er aus zwei Gründen blieb — weil es ihn nichts kostete dort zu leben, und weil er zu faul war, um ein Schiff zu suchen, das ihn nach Schanghai hätte zurückbringen können.

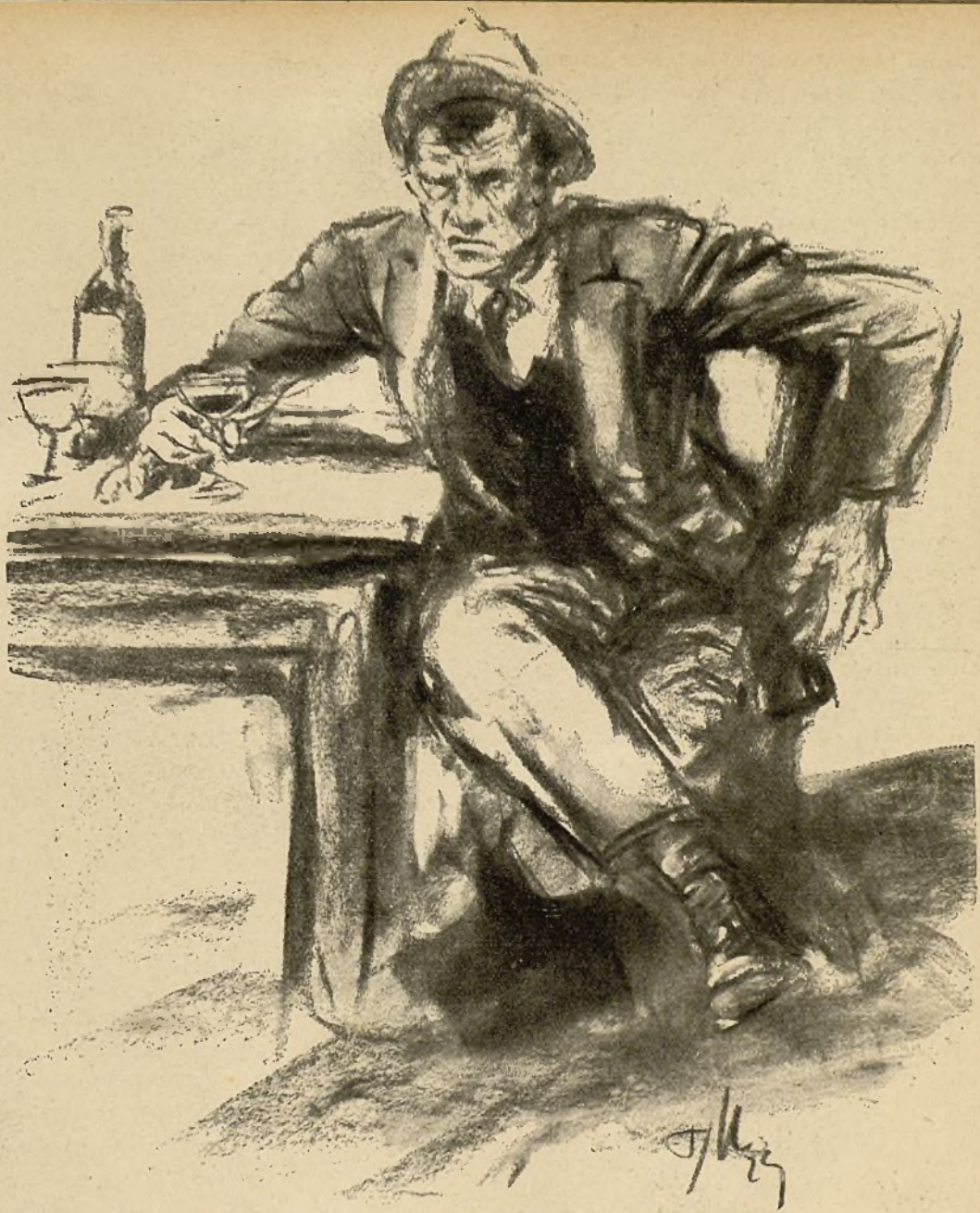
So geschah es, daß er dort umherlungerte, billige Zigaretten rauchte und an seinem Fenster saß, von dem aus er die zarte Lucy gesehen hatte. Er bemerkte sie durch einen Zufall. Am anderen Tag sah er sie auch, aber nicht zufällig. Dann später blickte er lange hinter ihr her, noch später begann er auf sie zu warten, auf sie und dieses seltsame reizvolle Etwas über ihrer Gestalt, das Zurückwerfen des Kopfes und die eigene Art, wie das dürrtümliche blaue Röckchen an ihr hing und schüchtern ihr Knie küßte.

Dann bezauberte diese Schönheit, die man in Limehouse allgemein übersehen hatte, den Chinesen. Es traf ihn mitten ins Herz und schlich sich in sein Blut. Und nun schüttelte der Geist der Dichtung alle Blüten aus über sein duftendes Zimmer. Nichts war, wie es vorher gewesen war. Pennyfields wurde eine schön erleuchtete Straße, und das monotone Ge-

fiedel in dem Hause gegenüber war nun die Musik seiner Väter. Stücke von alten Gesängen kamen ihm in den Sinn: zarte Verse von Li Tai Pe, die von Pflaumenblüten murmelten, von Reisfeldern und Strömen. Tag für Tag konnte er an seinem Fenster träumen oder in den Straßen umherschlendern, zu einer Flamme erglühen, wenn Lucy vorbeikam, und dann wieder in sein ruhiges Aussehen fallen; und jede Nacht träumte er von einem blassen, lilienlieblichen Kind.

Und nun bewegte das Geschick rasch die Steine auf seinem finstern Brett, und alles, was nun folgte, geschah mit einer Geschwindigkeit und einer Folgerichtigkeit, die den Einfluß höherer Mächte zeigte.

Es war an einem Mittwochabend in Limehouse, der Nebel war auf einmal verschwunden. Aus der farbigen Dunkelheit des Causeway erhob sich die gedämpfte Klage von Blasinstrumenten, und durch die Fugen der festgeschlossenen Fenster drangen dennoch Lichtstrahlen und heimliche Stimmen. Cheng ging in das Café in der Mitte des Causeway, das von jener blauen Laterne erleuchtet war, die das Symbol Chinas in der ganzen Welt ist — um sein Nudelgericht zu essen und etwas Tee zu trinken. Dann ging er fort in ein anderes Haus, dessen Treppen geradenwegs zur Straße hinabführten, und über dessen Torweg eine Lampe wie ein böses Auge glühte. In diesem Lokal rauchte er meistens seine Pfeife „Chandu“ und unterhielt sich etwas mit dem Herrn des Hauses; denn obwohl er nicht beliebt und sehr schweigsam war, liebte er es zuweilen, sich in der Umgebung seiner Landsleute aufzuhalten. Wie ein Schatten auf der Bühne, die Figur eines Schatten-

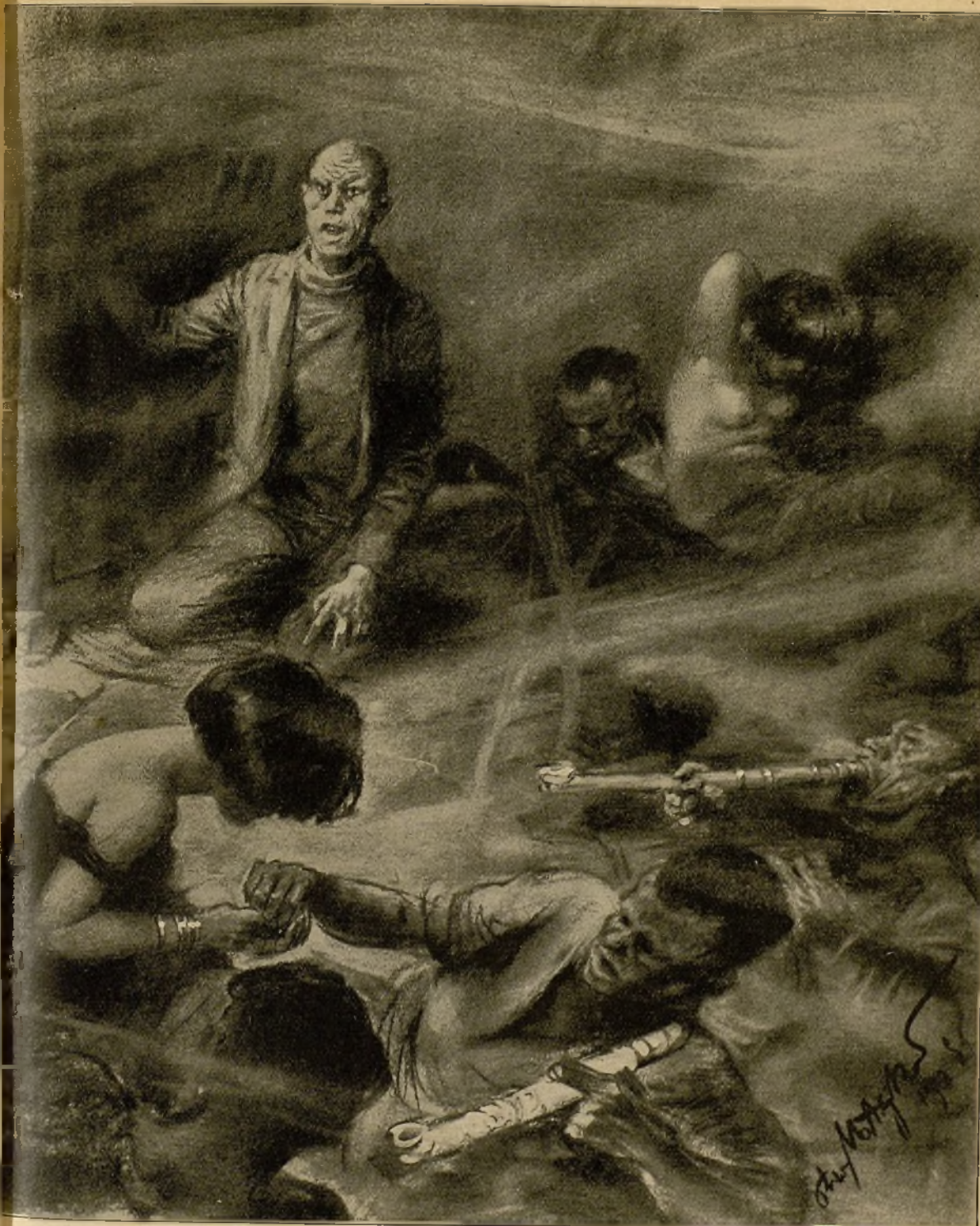


Er trank nicht wenig — der Schwergewichtsmeister Battling Butrows.

spielers, glitt er durch die Türe und die Treppe hinauf.

Das Zimmer, in das er kam, hatte etwas von jener spezifisch orientalischen Färbung, wie man sie an den Einfalltoren des

Westens findet. Ein Raum, wo man etwas Fan-Tan spielen konnte, oder etwas Li-Un zu sich nehmen, oder andere Abarten der orientalischen Genüsse. Er war in ein purpurnes Dunkel getaucht, obgleich hier und



da eine Laterne die Finsternis durchstach. Niedrige Lagerstätten sah man an den Wänden, und seltsame Menschen zierten sie: Chinesen, Japaner, Malayen, indische Matrosen mit ein oder zwei weißen Mädchen; und flinke geräuschlose Diener glitten von Lager zu Lager. Irgendwo in einer fernen Ecke lag ausgestreckt eine schwächliche Gestalt in braunem Shirting. Ihre kraftlosen Finger krallten sich um den Stiel einer erloschenen Pfeife. Auf einem Sopha saß ein skorbutischer Nigger mit einer Jüdin von Shadwell. Auf einem Tisch in der Mitte kauerte unter einer der Laternen ein Musiker mit einem Blasinstrument, blinzelte auf die Gesellschaft wie eine schlaue Katze und spielte seine Melodie von sechs immer wiederholten Tönen.

Die Luft wogte. Der Schmutz der Jahre, Tabak vieler Arten, Opium, Betelnuß und der Geruch feuchter Körper verbündeten sich zu einem großen Angriff gegen den Geruchssinn.

Als Cheng auf seinem insektenzerfressenen Kissen brütend saß, geschah es plötz-

lich, daß die Laterne über dem Musiker von dem Instrument angestoßen wurde. Sie tanzte hin und her und warf einen trüben Schimmer auf einen Diwan im Schatten. Er sah — stutzte — erhob sich ein wenig. Sein Herz schlug heftig, und das Blut pochte in seinen Adern. Dann sank er wieder in sich zusammen, duckte sich und starrte.

Oh ihr Blüten der Lilie und des Pflaumenbaumes! Oh silberne Ströme und dunkelleuchtende, sternbesäte Himmel! Oh Wein und Rosen, Gesang und Lachen! Denn da war, kniend auf einem Stoß von Decken, verwirrt und großäugig, aber verstehend — da war Lucy ... seine Lucy ... sein kleines Mädchen. Durch das Dunkel hindurch mußte sie fühlen, wie er sie intensiv angestarrt hatte; denn er kauerte an seinem Platz, verzaubert, und blickte wieder starr in die dunkle Ecke, wo sie kniete.

Fortsetzung auf Seite 134



... So fand man sie im geisterhaften Licht des Morgens auf.



Ausgewachsenes Uhumännchen (beinahe natürliche Größe) *Mit Genehmigung des Verlages H. Dornblüher, Berlin*

DIE VOGELMENSCHEN

Papageno im Aquarium

Diese Geschichte beginnt weder mit Mozart noch mit Slevogt. Sondern mit einem Uhumännchen. Genauer gesagt mit der Photographie seines Kopfes

in beinahe natürlicher Größe, die mir, in einem Gespräch über Natur und Kunst, ein Freund vorwies. Man kennt die Charaktermasken Schildkrauts, Wegeners, Kortners.

Man kennt auch jene wunderbaren Masken des chinesischen Theaters und jene herrlichen Köpfe indischer Götter und Dämonen. Aber das hier überstieg alle Kunst, war phantastischer als die tollsten Ausgeburten fiebrigen Dämonenglaubens und zugleich strotzender von urwüchsigem Leben als der lebendigste Schauspielerkopf. Von Charakter vibrierend, aber mit allem Reichtum einer vollrunden Persönlichkeit.

Betroffen blickte ich meinen Freund an: „Wo haben Sie das her? Wie kann man einen lebendigen Uhu, ein scheues Nachttier, photographieren? Denn daß es kein ausgestopfter ist, ergibt sich aus der ungeheuren Ausdruckskraft dieses Kopfes. Und wie kann man ihn gerade so, in der günstigsten und ergiebigsten Stellung, auf die Platte bringen?“

Der Freund lächelte: „Sie haben recht,“ sagte er, „es gibt nur einen Menschen in Deutschland, vielleicht in ganz Europa, der das kann. Er hat übrigens nicht weniger als sechstausend solcher Photographien gemacht.“

„Sechstausend? Den Mann muß ich sehen!“

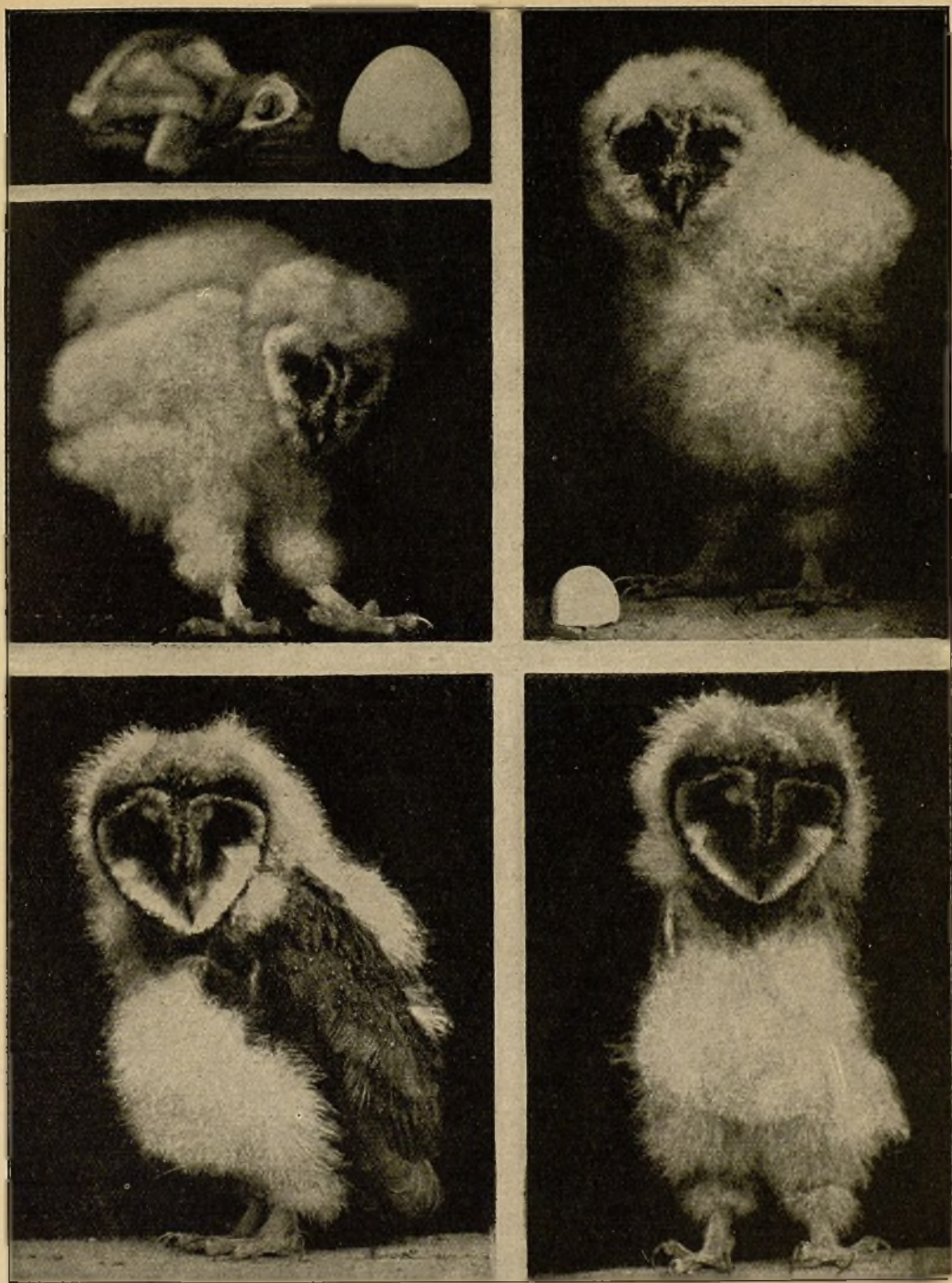
„Er hat auch eine Frau, die ihm hilft. Ich werde Sie anmelden. Er wohnt im Aquarium.“

*

Es war weder ein Märchen noch ein Aprilscherz. Er wohnte wirklich da. Ein mittelgroßer Mann, bescheiden, ruhig, mit jener wohlthuenden inneren Festigkeit, die aus der Hingabe an eine Sache zu erwachsen pfllegt. Ohne Schwärmerei, unsentimental, zurückhaltend zunächst, mit einem versteckt abwehrenden Mißtrauen

gegen dumme Laienfragen, dann aber behaglich mittheilsam, lässig und ohne jedes Prunken aus dem Schatz einer ungeheuren Erfahrung schöpfend. Er zeigt mir nicht nur Bilder und Platten, er erklärt mir auch das Geheimnis ihrer Lebendigkeit. Fast sämtliche Vögel sind im Zimmer nach dem Leben photographiert. Damit sie zutraulich genug wurden und außerdem nicht, wie häufig in den Käfigen der Zoologischen Gärten, irgendwie Schäden davontrugen, war es nötig, sie von früh auf im Zimmer zu halten. Und zwar alle. Vom Kranich und Raubvogel bis zum Zaunkönig und Goldhähnchen. Seit zwanzig Jahren hat er das so betrieben! In den beschränkten Räumen einer gewöhnlichen Berliner Mietswohnung.

Er führt mich zuerst in die Brutkammer, wo seine Frau ein halb Dutzend zwei und vier Tage alter Möwen, reizende, hübsch getigerte Flaumkugeln, mit Fischstückchen atzt. „Sie müssen uns für ihre Eltern halten, dürfen ihre eigenen Eltern gar nicht kennen. Sonst behalten sie immer etwas Scheues.“ Dann kommen wir in ein ausbetoniertes Zimmer mit großen Scheiben. Auf einem Querbalken nistet eine Rarität: ein schwarzer Storch, der zutunlich knurrt, weiter hinten hocken drei junge Weihen. Zwei junge Trappen, bekanntlich fast die scheuesten Vögel, stolzieren herum. Vielleicht halten sie uns wirklich für alte Trappen. In einer Umzäunung zwei junge Möwen. Ein Käfig mit Singvögeln, einer mit Eulen, einer mit einem kleinen Falken. Alle Tiere haben Namen, manche zwei, weil man ihr Geschlecht noch nicht kennt. Die Singvögel, um unterschieden werden zu können, tragen Ringe an den Beinen. Über jeden Vogel wird Tagebuch geführt. „Ein Ring links



Mit Genehmigung des Verlages H. Bernhäuser, Berlin

Die Jugendentwicklung einer Schleiereule



Aufnahme Heinroth

Die Störche vom Kurfürstendamm

Ein Nest auf dem Dach des Berliner Aquariums. Die Tiere werden während des Fütterns gefilmt.

oben hat heute zum erstenmal geschnarrt," berichtet die Frau. Sie erzählt, wie die Vögel singen lernen, wie sie auch bisweilen fremde Arten nachahmen.

Wir gehen ins Eßzimmer. Auf einer Truhe steht ein Blumentopf mit einem Nest ganz kleiner piepsender Kugeln. Auf dem Balkon hausen Martin und Ruth, zwei junge Wildgänse, in einem Käfig Merga, ein Gänsesäger. Im Badezimmer ist die „Hotelküche“, wo das mannigfaltige Futter für all die verschiedenen Schnäbel: Körner, Gras, Mehlwürmer, Ratten- und Fischfleisch lagert und zubereitet wird. Martin und Ruth dürfen mitkommen und in der Badewanne planschen.

Jeden Morgen, ehe noch Publikum im Garten ist, ist Ausgang. Der Storch, die Trappen, die Gänse gehen mit den Eltern ganz artig die Treppe hinunter bis zum Teich. Die Gänse nicht eher ins Wasser, als bis die Eltern im Kahn vorangehen, so will's das immanente Gesetz gänsischen Familienlebens. Die Gänse machen ihrem Namen überhaupt wenig Ehre, sondern benehmen sich, wie ich höre, umsichtig, legen Wert auf persönlichen Umgang und lieben es, sich mit den Pflegeeltern zu unterhalten.

„Verwackeln Ihnen denn die Tiere die Bilder nicht?“ — „O ja, sehr oft. Eine Blaumeise z. B. saß wohl still, aber das Auge

bewegte sich. Ich habe es sechzehnmal vergeblich versucht! Da hilft ja nun nichts.“

Das ist der Refrain, wenn ich frage: Wie in aller Welt bringen Sie diese Geduld auf? Wie haben Sie die ganzen Jahre über das Futter beschafft, für Nestbaumaterial gesorgt, aufgepaßt, daß die Vögel sich nicht gegenseitig bissen? Keine Krankheiten bekamen? Wie kriegen Sie die Farben auf die Tafeln? Immer kommt es wieder gütig, selbstverständlich: „Es muß eben gemacht werden. Man muß sich eben kümmern, man muß eben dabei sein, sich umtun. Ich habe mir einen Maler heran-

bilden müssen. Meine Frau steht im Sommer um vier auf, und abends wird es elf, zwölf. Es muß gemacht werden.“

Und das ist keine Geschichte aus Tausendundeiner Nacht, sondern wahr und wahrhaftig! Das Ehepaar heißt Oskar und Magdalena Heinroth und hat seine Dienstwohnung im Berliner Aquarium.

Roland Schacht.

(Die Preußische Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege gibt jetzt im Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde, unter dem Titel „Die Vögel Mitteleuropas“ eine reiche Auswahl der photographischen Aufnahmen Heinroths mit einem Text voll neuer Beobachtungen in Lieferungen heraus.)



Mit Genehmigung des Verlages H. Bermühler, Berlin

Guter Appetit

Junge Singdrosseln (9 Tage alt) in einem künstlichen Nest

Humor des Auslands



Vater: „Paul, sieh mal nach, ob das linke Hinterrad noch genügend Luft hat.“
(Life.)



„Herr Doktor, Ihr Haar wird auf dem Kopf bereits sehr dünn. Haben Sie unser Haarmittel schon gebraucht?“

„Nee, nee, davon kommt's nicht!“
(Pearsons Magazine.)

„Wie hat Ihnen gestern abend die Theatervorstellung gefallen?“

„Wissen Sie, mir war sie etwas zu realistisch.“

„Nanu, warum denn?“

„Auf dem Programm stand: Zwischen dem ersten und zweiten Akt vergeht ein Zeitraum von einer Stunde — und so war es auch in Wirklichkeit.“
(Windsor Magazine.)

* * *



Der Ehemann: „Ach wat, Chef oder nich Chef, schnuppe! Ick jeh' jetzt rin — ick muß mein Abendbrot haben!“
(Life.)

* * *

„Wissen Sie, Ihre Braut ist mir immer wie ein Rätsel.“

„Sehr richtig — ich geb' sie jetzt auch auf.“
(Novel.)

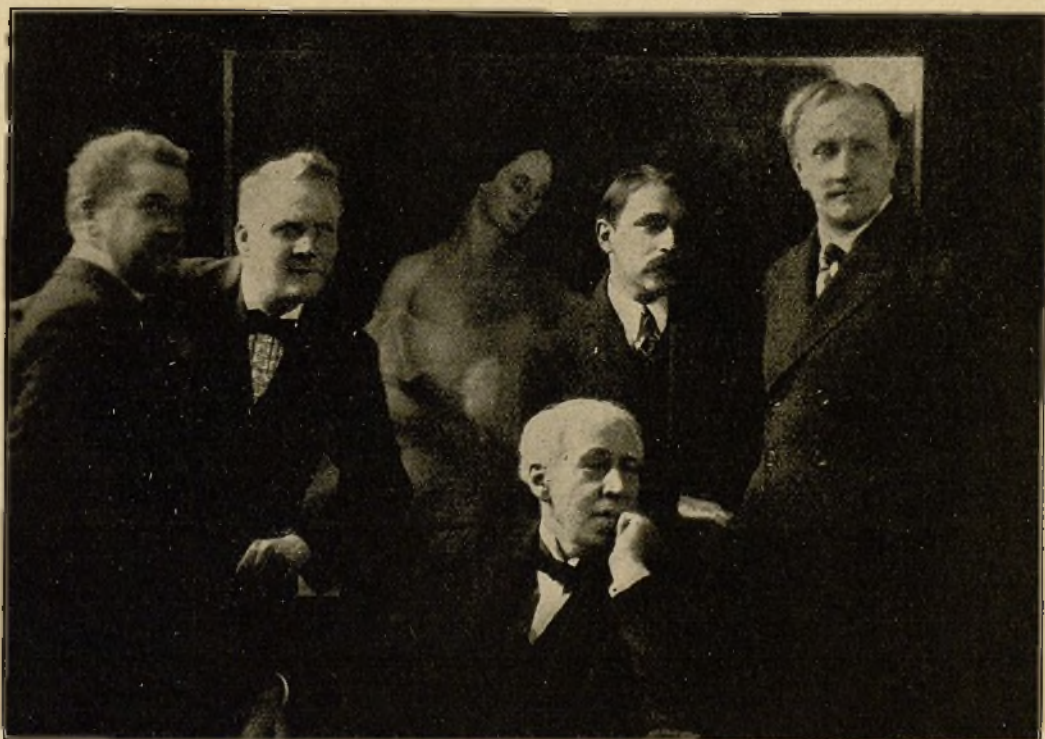
ANNA PAWLOWA

Die Dichterin unter den Tänzerinnen

Vom Proletarierkind zur weltberühmten Tänzerin führt der Werdegang Anna Pawlowas empor, der ehemaligen kaiserlich-russischen Primaballerina, deren Leben einem Triumphzug durch die Länder der Erde gleicht.

Diesmal ist's weder der Beginn eines verlogenen Kolportageromans, noch das Phantasieprodukt eines ehrgeizigen Reporters: die größte Tänzerin unseres Planeten ward in St. Peters-

burg als Tochter einer Waschfrau geboren. Das war eine besonders ordentliche, brave Frau, die ihr einziges Töchterchen sehr liebte und gut erzog. Anna Pawlowas früheste Erinnerung ist ein silbernes



Der russische Maler Sorin vor seinem Bild der Pawlowa, das das Louvre-Museum in Paris angekauft hat.

Im Vordergrund vier der bekanntesten russischen Künstler der Gegenwart: Der Schauspieler Moskwina, der Sänger Schaljapin, der Theaterdirektor Stanislawski, der Schauspieler Katschalow.



Die Künstlerin mit ihrem Partner Alexander Wolinin in einem ihrer Tänze
voll wilder Bewegtheit

Heiligenbild im dürftigen Zimmer, vor dem sie morgens und abends betete. Trotz ihrer Armut wohnten damals Mutter und Tochter jeden Sommer in einer Hütte auf dem Lande vor der Stadt.

Im achten Jahre ihres Lebens wurde Anna von der Mutter zum ersten Male mit in ein Theater genommen. Man gab „Dorn-

röschen“... und die kleine Zuschauerin wurde von diesem Augenblick an für immer in die Zauberwelt des Theaters gerissen. Sie sah kaum die mitwirkenden Kinder, sondern es stand mit diesem Erlebnis bei ihr fest, daß sie wie das Dornröschen da oben schreiten und schweben und tanzen wollte, daß sie eine Prima-



Die Pawłowa und der Tänzer Wolin in

ballerina werden müsse. Das Schicksal brachte es mit sich, daß heutzutage einer ihrer gefeiertsten Tänze „Dornröschen“ heißt (zu der Musik von Tschaikowsky).

Das Mädchen setzte ihrer Mutter so lange zu, bis man sie in die Schule des kaiserlich russischen Balletts brachte. Da aber nur Schüler von zehn Jahren an auf-

genommen wurden, mußte sie zwei Jahre warten, die sie mit beseligten Träumen von ihrer großen Zukunft erfüllte und der Schulung des Willens, sich diese Zukunft zu erkämpfen.

Sie machte dann glücklich und fleißig die strengen, nonnenhaft abgetrennten Schuljahre jenes berühmtesten Ballett-

instituts der Welt durch. Das Gleichmaß der pedantisch eingeteilten Tage ward nur durch den Besuch von Theatervorstellungen und die alljährliche Besichtigung durch den Zaren unterbrochen. Nach sechsjähriger Lehrzeit trat sie, sechzehnjährig, zum ersten Male im Marientheater auf, der Bühne des traditionsgeweihten russischen Balletts. Man hatte früh ihre ungewöhnliche Tanzbegabung, die Leichtigkeit und Beweglichkeit ihres Körpers erkannt. Aber trotzdem konnte sie sich nicht in den Vordergrund tanzen, denn es gab für alle aufstrebenden Kräfte des Balletts ein unüberwindliches Hindernis.

Dies Hindernis hieß Kschessinska und war die erste Tänzerin des Balletts, die letzte große Vertreterin der schweren klassischen *Terre-à-terre*-Schule in Rußland, zugleich die Geliebte des späteren Zaren, der ihr in Petersburg ein Palais gebaut hatte, in dem — ein unheimliches Spiel der Weltgeschichte — 1917 die Herrschaft der Bolschewisten etabliert wurde. Diese Verbindung mit dem Zaren und mit den Großfürsten machte die Kschessinska zur Herrscherin des kaiserlichen Balletts, gegen die kein anderer Wille sich durchsetzen konnte. So ward die Pawlowa immer wieder zurückgedrängt; sie wurde überdies schlecht bezahlt; ihr Ehrgeiz war gelähmt... trotzdem sie allmählich zur „Primaballerina des kaiserlich-russischen Balletts“ befördert wurde. Dies ist ein offizieller Titel, den außer ihr nur noch drei Tänzerinnen führen durften.

Da kam ihr ein anderer in seinem Ehrgeiz Gekränkter zu Hilfe: Djaghilew, der, als er mit fruchtbaren Ideen das Ballett

reformieren wollte, vom Direktor des Marientheaters, dem Fürsten Wolkonski, ausgestoßen ward. Djaghilew war leidenschaftlich von der Begabung der Pawlowa überzeugt. Und die Pawlowa hatte sich gerade an der Lebensgeschichte der berühmtesten Tänzerin des 19. Jahrhunderts, Taglioni, so berauscht, daß sie entschlossen war, durch Tournéen in der ganzen Welt die berühmteste Tänzerin des 20. Jahrhunderts zu werden. Djaghilew richtete ihr diese Tournéen ein. Von nun an wurde das Leben der Pawlowa zu einem ununterbrochenen Triumphzug durch alle Länder der Erde.

Sie ward kontraktbrüchig, begann ihre Tournee in Riga, war dann in Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen, Prag und trat 1908 zum erstenmal in Berlin auf. Überall, wo sie sich zeigte, geschah etwas Unerwartetes. Sie hatte nicht den üblichen Erfolg einer guten Tänzerin, sondern allenthalben ward verkündet, daß sie das alte Ballett der Spitzentanztechnik, das man bereits totgesagt hatte und das durch die Reformversuche der Duncan und anderer verdrängt worden war, wieder zu neuem Leben habe emporblühen lassen. Man empfand sie als Beglückerin, als Schönheitsbringerin.

In Stockholm war der König jeden Abend Zuschauer ihres Tanzes, und jeden Abend nach der Vorstellung begleitete eine ungeheure Menge Volkes sie zu ihrem Hotel, Ovationen bringend und Volkslieder singend. Als die Pawlowa, solcher Triumphe noch ungewohnt, ihr Mädchen nach der Ursache dieser Begeisterung fragte: antwortete dieses: „Sie



Die Pawlowa beherrscht meisterhaft und mühelos die alte Ballettechnik

machten sie eine Stunde lang die Trübsal des Lebens vergessen!“ Der Ausspruch dieses simplen Mädchens schwebte für alle Zukunft als Motto, als höchstes er-

strebenswertes Ziel über der Kunst der Pawlowa.

Nach weiteren Erfolgen in Leipzig und Wien lernte sie den Tänzer Fokin kennen,



Die große russische Tänzerin Anna Pawlowa im Garten ihres Heims in London



Anna Pawlowa in einer ihrer neuen Tanzszenen, in denen sie kürzlich in England auftrat



Zwei Weltberühmtheiten:
Anna Pawlowa und Charlie Chaplin,
aufgenommen in London

dem sie ihre eigentliche künstlerische Erweckung verdankt. Er befreite sie noch mehr von der Starrheit des klassischen Balletts; er ließ sie die Freiheit schöpferischen Tanzens fühlen, gab ihrer Kunst den lockenden dekorativen Rahmen, die unerschöpfliche Abwechslung der Themen, erweckte die selbständige Betätigung ihres Geistes. Er machte sie zur Dichterin unter den Tänzerinnen.

Sie begann nun in Paris und kam 1910 nach England, wo sie so gefeiert wurde, daß sie London zu ihrer zweiten Heimat wählte. Sie erwarb im Hampstead-Viertel ein Haus mit großem Park, zu dessen Einweihung sie 600 Mitglieder der englischen Aristokratie, der Politik, der Wissenschaft und Kunst einlud. Dann unternahm sie ihre erste amerikanische Tournee; von der Metropolitan-Oper ausgehend, rastete sie im Sonderzug viele Monate durch die Vereinigten Staaten und Kanada. Es gab für sie keine Ruhe; die Nächte ver-

brachte sie in ihrem Eisenbahnwagen; und ihre einzige Ergötzung waren die phantastischen Schwindelgeschichten der amerikanischen Reporter über ihr Leben.

Nächst London tanzte sie am liebsten in Berlin, wo gleich bei ihrem ersten Auftreten alles, was sich in den Bezirken der Kunst und des Geistes bewegte, ihre Kunst ohne Einschränkung und ohne Ausnahme bewunderte. Man gab ihr ein Fest im Esplanade-Hotel; man widmete ihr Huldigungsschriften und Bücher. Als sie zum ersten Male in Berlin auftrat, schickte ihr eine Gruppe von Künstlern, hingerissen, einen Strauß weißer Lilien in die Garderobe. Nach der Pause kam sie auf die Bühne, die Lilien im Arm, und tanzte mit diesen Blumen eine berückende Improvisation als Dank für die Spender. Sie ließ ihre Kostüme viele Jahre hindurch in Berlin anfertigen; mit der herstellenden Firma pflegte sie sich durch Chiffre-Telegramme zu verständigen... bis diese chiffrierten Telegramme einmal von der russischen Polizei als Geheimdokumente einer vermeintlichen Verschwörung beschlagnahmt wurden.

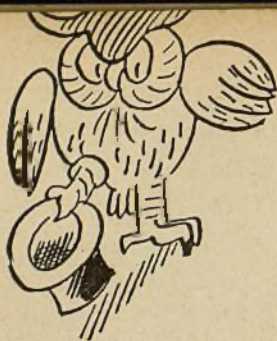
Am 1. August 1914, am Tage der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland, stand sie weinend in Berlin am Bahnhof. Sie hatte gerade ein neues Gastspiel vorbereitet... Aber man ließ sie aus Deutschland entfliehen, wo sie seither nicht wieder auftrat. Auch nach Rußland ist sie seit 1914 nicht mehr gekommen. Bis dahin hatte sie offiziell noch dem russischen Ballett angehört. Sie zahlte alljährlich ihre Konventionalstrafe wegen Kontraktbruchs, um dann bei ihren Gast-

spielen in Petersburg den Ruhm zu ernten, der ihr versagt war, als sie noch wirkliches Mitglied des Balletts gewesen war.

Während des Krieges tanzte sie meistens in Amerika: in Nordamerika, in Südamerika, in Kanada; am lautesten aber wurde sie in Mexiko gefeiert, wo eine kleine Armee, angesichts der dortigen immerwährenden Revolten, schützend sie begleitete. An einem Abend tanzte sie in Mexiko vor 40 000 Menschen. Zu Ehren des Landes hatte sie einen mexikanischen Tanz erfunden, der seitdem einen ihrer Haupterfolge bildet. Als sie von Veracruz nach Kuba übersetzen wollte, wurde ihr von der Militärverwaltung nur unter der Bedingung ein Schiff zur Verfügung gestellt, daß sie allabendlich in einem Lager-schuppen vor den Soldaten auftrat. Die Regimenter strömten zu ihr, und jeden Abend bestaunten 5000 Soldaten das göttliche Wunder, das dort im dämmrigen, primitiven Raum vor ihnen schwebte.

Uns Bewohnern des zermürbten, gequälten Deutschland, uns Enttäuschten und Ernüchterten klingen die Berichte von den Triumphen der Pawlowa wie eine Legende. Es lohnt sich, in alten Zeitungen zu lesen, wie sie in allen Ländern der Welt mehr als irgendein Politiker geehrt ward; noch während des Krieges drängten bisweilen die Berichte über diese zarte Person die Meldungen von den Kriegsschauplätzen zurück. Sie war die erste Tänzerin, von der man las, daß sie ihre Füße mit einer phantastischen Summe versichert habe. In Paris wankte der uralte Saint-Saëns, als sie den „sterbenden Schwan“, ihren stärksten Erfolg, nach seiner Musik

Fortsetzung auf Seite 142



Wer will 14 Tage UHU-Gast in Berlin sein?

Unser erstes großes Preisausschreiben!

Als Preis eine Einladung für 14 Tage nach Berlin

mit freiem Aufenthalt und freien Kunstgenüssen!

*Gewinner soll der sein, der das schönste, seltsamste oder
fesselndste Erlebnis zu erzählen weiß!*

Motto: Das Leben als Dichter.

„Das Leben als Dichter“ ist Motto und Ausgangspunkt. Keine noch so reiche Dichterphantasie gestaltet so interessant wie das Leben selbst. Wer hätte das nicht an sich selbst zu irgendeiner Zeit erfahren? Wer hätte nicht schon ein Erlebnis gehabt, so eindrucksvoll, so schön, so rätselhaft in seiner tragischen Verwicklung, so heiter in seinem wirren Durcheinander, daß es nicht der

beste Stoff für einen Dichter hätte sein können? Der Mitwelt geht es verloren, weil der, der's erlebt hat, nicht den Drang fühlte oder die Fähigkeit hatte, es festzuhalten und zu formen.

Der „UHU“ verlangt kein Formen! Kein dichterisches Erzeugnis! Schreibe jeder, wie er's kann, sein Erlebnis nieder!

Wenn's nicht mehr ist, soll es nur die Grundlage sein, auf der der „UHU“

aufbauen wird. Seine Mitarbeiter werden versuchen, ein Kunstwerk daraus zu machen und ihm die Form zu geben, in der es atemlos lauschende Leser in sich aufnehmen werden.

Wertvoller Dichtstoff soll vor dem Untergang bewahrt werden! Die Phantasie der Schriftsteller soll hier eine Belebung erfahren, wie sie nur das Schicksal selber geben kann, und der „UHU“ will das Verdienst haben, Heber der Schätze zu sein, die sonst im Dunkel ver-

gessen wären. Ein Beispiel, wie es gedacht ist, sei unten wiedergegeben.

Ein Anwalt erzählt aus der Praxis sein seltsamstes Erlebnis. Seinen kniffligsten Fall. Er sei inhaltlich ein Vorbild allen, die Lust haben, sich an der Lösung der Aufgabe, die der „UHU“ stellt, zu beteiligen! Die Weihnachtstage werden vielen die erwünschte Muße geben. Vielleicht entsteht dann über Nacht das erste Werk eines neuen Dichters, — und der „UHU“ ist sein Entdecker.

BEDINGUNGEN:

Aufgabe ist die Einsendung interessanter, selbsterlebter oder gut beglaubigter Geschehnisse. Ernst oder heiter, alles ist uns recht. Zehn Schreibmaschinenseiten dürfen nicht überschritten werden, alle nur einseitig beschrieben. Aufschrift:

An den

„UHU“ (Preisaufgabe!)

Berlin SW 68,

Kochstr. 23.

Name und Adresse des Absenders ist am Kopf des Manuskriptes anzugeben.

Einsendungen müssen spätestens am 3. Januar 1925 eintreffen. Das Ergebnis wird in einem der folgenden Hefte des „UHU“ veröffentlicht. Für die beste Einsendung setzen wir als Hauptpreis „eine Einladung für 14 Tage als

„UHU“-Gast nach Berlin“ aus. Freier Aufenthalt in einem ersten Hotel, freier Besuch von Theatern, Konzerten und anderen Kunststätten. Freie Eisenbahnfahrt 2. Klasse. Alles für zwei Personen, wenn der Gewinner das Glück hat, verheiratet zu sein. Wer in Berlin wohnt, erhält statt dessen für die Dauer eines Jahres für jede Woche ein oder zwei freie Theater- oder Konzertbillets. Weitere von uns erworbene Einsendungen werden mit 100—300 Mark honoriert, je nach Form und Inhalt. Nicht gewählte Einsendungen werden vernichtet. Rücksendung von Manuskripten kann nicht stattfinden. Es wird empfohlen, einen Durchschlag zurückzubehalten.

Die Entscheidung der Redaktion, der sich jeder Teilnehmer unterwirft, ist endgültig.

Der Fall Gade-Römer-Sandmann

Im gelben Licht der Schreibtischlampe sitzen drei Menschen: der Rechtsanwalt Felix Gajus, der nervös in einem Aktenfaszikel blättert und hastig in Gesetzbüchern und Kommentaren nachschlägt, an der rechten Schmalseite des Schreibtisches eine schlanke, schwarzhäufige Frau, die mit graublauen Augen gerade vor sich

hinsieht, und ein Mann, dessen Blicke immer wieder zu dieser Frau hinübergehen. Der junge Rechtsanwalt fühlt instinktiv, daß zwischen diesen beiden Menschen ein wilder Gefühlsausbruch unmittelbar bevorsteht; er weiß, daß er eingreifen, daß er vermitteln muß, daß die schwüle Stille keinen Augenblick länger

dauern darf; doch er ist der Situation, er ist dem ganzen ungeheuerlichen Fall nicht gewachsen. Ein wenig unsicher, ein wenig schüchtern beginnt er:

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Frau Sandmann...“

Doch kaum hat der Rechtsanwalt dies Wort gesprochen, so springt der Mann auf, mit zwei Schritten steht er dicht neben der Frau und ruft mit einer Stimme, die vor Erregung heiser ist:

„Sie heißt nicht Sandmann! Sie hat nie Sandmann geheißen! Sie heißt Römer, wie ich Römer heiße — sie ist meine Frau und wird immer meine Frau bleiben!“

Obwohl sein Gesicht dem ihren ganz nahe ist, wendet sich die Frau ihm nicht zu. Mit klarer, heller Stimme spricht sie gerade vor sich hin:

„Ich heiße Sandmann, und ich war nie Ihre Frau, Herr Römer.“

Es ist, als ob diese harten, eiskalten Worte den Mann zur Besinnung brächten; er streicht sich mit einer schnellen Bewegung das ergraute Haar aus der Stirn, atmet tief, geht auf seinen Platz zurück und fragt von dort, jedes Wort mit einem kleinen Pochen auf den Schreibtisch betonend: „So habe ich also geträumt, wir haben also am 11. Juli 1912 nicht geheiratet, wir wurden nicht nach allen Regeln des Gesetzes getraut, wir haben nie vor dem Notar einen Ehevertrag unterzeichnet?“

Die Frau bleibt ganz ruhig. „Die Trauung und der Ehevertrag sind nichtig“, sagt sie.

Gerhard Römer sinkt in seinen Stuhl. „Glauben Sie ihr nicht, Herr Rechtsanwalt. Sie lügt! Doch ich lasse mich nicht betrügen, ich werde mein Recht durchsetzen!“

„Aber meine Herrschaften!“ Endlich versucht der Rechtsanwalt die Leitung der Unterredung in die Hand zu bekommen. „So geht das nicht, so kommen wir nicht weiter. Ich habe Sie beide hierher gebeten, weil ich aus den schriftlichen Angaben Herrn Römers und aus den Entgegnungen der gnädigen Frau nicht klar wurde. Ich bin überzeugt, daß die Angelegenheit viel leichter zu einer Lösung geführt werden kann, wenn wir sie einmal ruhig und sachlich durchgesprochen haben. Ich betone: ruhig und sachlich. Ich bitte Sie deshalb, alle persönlichen Gefühle für einige Zeit auszuschalten und mir die Tatsachen der Reihe nach zu erzählen. Vielleicht beginnen Sie, Herr Römer. Welche Ansprüche stellen Sie an die gnädige Frau, und womit begründen Sie Ihre Forderungen?“

Der Rechtsanwalt hat so recht gesprochen, wie Rechtsanwälte sprechen, korrekt, vernünftig und in einem mild beschwichtigenden Ton.

Doch Gerhard Römer fügt sich nicht. Es gibt Dinge, die ein Mann nicht ruhig und sachlich erörtern kann. Es gibt Leidenschaften, die sich nicht ohne weiteres in den gleichmäßigen Fluß einer theoretischen, abgeklärten Debatte zwingen lassen. Mit erregten Lippen sagt er: „Ich will mein Recht! Ich will, daß sie wieder meine Frau ist!“

„Du willst mein Geld!“

„Nein, ich will dich!“

Nun wendet sich die Frau zum ersten Male dem Mann zu. Sie mißt ihn mit einem langen Blick und sagt dann, jedes Wort klar betonend: „Aber ich will dich nicht, ich habe dich nie gewollt.“

„Dann werde ich dich zwingen!“ Römer will aufspringen, seine Hand greift nach der Frau, doch der Rechtsanwalt faßt ihn

an der Schulter und zwingt ihn in den Stuhl zurück.

„Beruhigen Sie sich, fassen Sie sich, Herr Römer!“ sagt er mit suggestiver Stimme, „versuchen Sie, sich zu beherrschen; ich bin überzeugt, daß sich ein Ausweg finden wird, wenn wir erst in der Sache selbst klar sehen.“

„Die Sache ist sonnenklar“, beginnt Gerhard Römer, dessen Erregung langsam nachläßt. „Ich lebe seit 21 Jahren in China, wo ich mich als junger Kaufmann in Kiautschou ansässig machte. Meine Frau kannte ich bereits, als sie noch ein Kind von zehn Jahren war, denn wir sind beide Hamburger, und ich verkehrte schon als Gymnasiast im Hause ihrer Mutter. Als ich mir dann nach neunjähriger Tätigkeit in China eine angemessene Stellung errungen hatte, hielt ich brieflich um ihre Hand an, mein Antrag wurde angenommen; sie reiste bereits als meine Verlobte im Mai 1912 nach Ostasien, und zwei Monate später wurden wir im Gouvernementsgebäude in Kiautschou nach deutschem Rechte getraut. Auf eine kirchliche Trauung verzichteten wir, denn ich bin evangelisch, und meine Frau ist katholisch. Hier ist der Trauschein, Herr Doktor, bitte prüfen Sie ihn, und sagen Sie selbst, ob ich im Recht bin.“

Doch der Rechtsanwalt blickt nicht auf die Dokumente, die Gerhard Römer vor ihm ausbreitet. Er legt seine Hand auf die Papiere und fragt: „Wie kam es zu dieser Heirat, Herr Römer?“

Der Kaufmann erzählt hastig mit leiser Stimme: „Ich ging 1903 nach Ostasien. Anfangs gab es nur Geschäfte für mich, und die Geschäfte waren schwierig, ich hatte keine Zeit für andere Gedanken. Doch als ich erst ein paar Jahre drüben war, als meine kaufmännische Position

halbwegs gesichert schien, begann ich zu fühlen, wie einsam ich war. Glauben Sie nichts von den Märchen, die man hier über China erzählt. Es ist ein häßliches Land, und der Europäer, der zum Aufenthalt dort verdammt ist, lebt in einem bitteren Exil. Nach acht Jahren fühlte ich, daß es mit meinen Nerven zu Ende ging, und der Arzt sagte mir, daß es für mich nur zwei Rettungsmittel gäbe: Rückkehr nach Europa oder Heirat. Meine Geschäfte ließen es nicht zu, daß ich heimkehrte. Ich mußte mir also eine Frau suchen. Doch es gab und es gibt drüben keine jungen Mädchen, die man sich zur Frau wünschen könnte. Da erinnerte ich mich“ — die Stimme Römers wird unsicher — „der beiden Töchter der Frau Gade.“

„Sie standen mit Frau Gade und ihren Töchtern die ganze Zeit über nicht einmal in brieflichen Verkehr?“ fragt Dr. Gajus.

„Nein. Höchstens, daß ich in der ersten Zeit ein oder zwei Ansichtskarten nach Hamburg sandte. Als ich fortreiste, waren die beiden Mädchen, Mathilde und Irene, ja auch noch Kinder. Mathilde war damals vielleicht elf Jahre, Irene zehn. Aber ich hatte oft und mit Sehnsucht an das freundliche deutsche Heim Frau Gades gedacht; ihre Töchter mußten inzwischen herangereift sein, und so schrieb ich ihr im Januar 1912, daß ich sie um die Hand ihrer Tochter bitte.“

„Welcher Tochter?“ fragt der Rechtsanwalt.

„Die ältere, Mathilde, war mir besser in der Erinnerung, ich hatte als Gymnasiast mit ihr gespielt und ihr bei den Schulaufsätzen geholfen, ich bat um die Hand Mathildes.“

Die Frau an der anderen Schmalseite des Schreibtisches beugt sich nun ein

wenig vor und fragt: „Und wer kam nach China?“

„Du kamst“, stößt Römer hervor. „Ich holte dich vom Schiffe ab, quartierte dich bei einer befreundeten Familie ein, wir schlossen den Ehevertrag und heirateten acht Tage später.“

„Wen hast du geheiratet, auf welchen Namen lautet der Trauschein?“

Nun blickt der Rechtsanwalt auf das Dokument und erklärt: „Der Trauschein lautet auf Mathilde, auf Mathilde Gade, geboren im Jahre 1892.“

„Und ich heiße Irene. Ich bin nicht die, die du heiraten wolltest. Hier sind meine Papiere.“ Sie öffnet ihre Handtasche und reicht dem Rechtsanwalt ein Päckchen Dokumente hinüber. „Hier ist meine Geburtsurkunde, ich bin Irene, die jüngere Schwester Mathildes. Ich bin im Jahre 1893 geboren, Mathilde aber ist vor neun Jahren, im November 1915, gestorben; hier ist der Totenschein. Lesen Sie, Herr Rechtsanwalt.“

„Die Geburtsurkunde und der Totenschein sind in Ordnung“, sagt der Anwalt, „aber ich verstehe nicht...“

„Die Sache ist ganz einfach“, beginnt die Frau. „Es ist richtig, daß er bei uns verkehrte, als wir noch kleine Mädchen waren, doch dann haben wir ihn völlig vergessen. Eines Tages kommt ein Brief aus China, meine Mutter liest ihn, wird blaß und sagt uns dann, daß Römer Mathilde heiraten will und daß er sie bitte, zu ihm nach China zu reisen. Er hat auch geschrieben, daß er sehr reich ist und daß er seiner Frau ein glänzendes Leben bieten wird. Mathilde war aber damals schon sehr leidend, und es konnte keine Rede davon sein, daß sie den Antrag annahm; wir waren aber arm — Mutter hatte nur die kleine Pension, und sie sprach so-

lange auf mich ein, bis ich mich entschloß, an Stelle von Mathilde zu reisen.“

„Sie reisten aber unter dem Namen Mathilde?“ fragt der Rechtsanwalt.

„Ja, das war eben der Betrug. Mutter meinte, daß Römer nicht damit einverstanden sein würde, mich statt Mathilde zu heiraten, deshalb fuhr ich mit ihren Papieren hinüber. Er merkte die Verwechslung nicht; denn er hatte uns ja nur als Kinder in der Erinnerung.“

„Du vergißt zu erzählen, daß ich vor der Trauung mit dir einen Ehevertrag schließen mußte“, unterbricht der Kaufmann die Erklärungen der Frau.

„Dazu hat uns ein Anwalt in Hamburg geraten, es ist doch gar nichts Ungewöhnliches!“

„An und für sich sind Eheverträge nicht ungewöhnlich“, sagt Römer mit bitterer Resignation, „wir aber schlossen einen Ehevertrag, in dem wir Gütergemeinschaft vereinbarten. Du hieltest mich eben für reich, für viel reicher, als ich war, und wolltest dir deinen Teil an meinem Vermögen schon bei meinen Lebzeiten sichern.“

„Ja, das war von Anfang an mein Unglück“, gibt Irene lebhaft zu. „Ich war jung, schön und lebenslustig, als ich nach China hinüberkam; ich hatte das Abenteuer auf mich genommen und mich als meine Schwester ausgegeben, weil ich meinte, in ein Wunderland zu kommen und dort wie eine Prinzessin zu leben. Dann aber kam die große Enttäuschung. Römer liebte mich vom ersten Augenblick — das will ich zugeben —, aber seine Liebe war mir furchtbar; er war brutal und süßlich zugleich, tyrannisch grausam und doch übertrieben höflich und verlogen schmeichlerisch. Es war mir, als sei ich

Fortsetzung auf Seite 145



Zeichnungen von Karl Arnold

DIE ENTFÜHRUNG DER UNRICHTIGEN

Novelle von Paul Ernst



Hans von Werder war ein fröhlicher und zufriedener Jagdjunker am Hof eines kleinen süddeutschen Fürsten. Er diente seinem Herrn mit ehrlichem und treuem Gemüt, überbrachte Befehle an Jäger, Förster und Hundewärter, sorgte für die Waffen des Fürsten, ermahnte den Büchsenspan-

ner, der einem guten Trunk nicht abhold war, und besaß seltene Kenntnisse in den alten Jägerbräuchen.

Der erste Minister des Fürsten war ein offenerherziger und lebenslustiger Herr, welcher das Land in Gutmütigkeit verwaltete, die Untertanen nicht übermäßig mit Steuern und Lasten bedrückte und sich fleißig überlegte, wie er Geld für die fürst-

lichen Ausgaben beschaffen könnte. Dabei geschah es, daß er seine eigenen Angelegenheiten vernachlässigte, so daß sein Vermögen wohl so ziemlich verschwunden war und eine beständig größer werdende Schuldenmasse sich anhäufte. Er hatte von seiner Gattin, einer bequemen und nicht allzu mageren Frau, eine einzige Tochter namens Chlorinde. Die sah er wohl zuweilen an, wenn sie vor ihrem Nähtischchen am Fenster saß und sich mit irgend-einer zierlichen Arbeit beschäftigte, und sagte: „Chlorinde, mein Töchterchen, du heiratest einmal einen reichen Mann, dann löst ihr unser Gut aus, und wir ziehen zusammen aufs Land; da will ich meine letzten Jahre in Ruhe verbringen.“

Nun geschah es aber, daß in Chlorinde sich Hans von Werder verliebte, der nur ein armer Jagdjunker war und weder zurzeit etwas besaß, noch eine Erbschaft oder ein einträgliches Amt zu erwarten hatte.

Der Minister sprach mit seiner Tochter und sagte ihr: „Du weißt, daß ihr beide nichts habt. Ich habe mein Vermögen im Dienst aufgebraucht. Das bereue ich nicht, denn es ist die Pflicht des Untertanen, für den Glanz seines Fürsten zu leben. Aber was willst du nun machen? Heiraten könnt ihr nicht, denn von der bloßen Liebe wird der Mann nicht satt. Wollt ihr als ewiges Brautpaar leben? Sei vernünftig, ich spreche auch mit ihm, ich sage ihm: „So und so, Sie haben Ihre geraden Glieder und sind soweit ein ordentlicher Kerl, das Gerede will ich nicht, vorläufig stecke ich meine Tochter ins Kloster, sehen Sie sich nach einem Mädchen um, die ein bißchen was hat, Sie können einmal eine Stelle als

Forstmeister bekommen; wenn Sie sich danach halten, so geht es schon.“ —

Also Chlorinde kam ins Kloster. Der Minister sagte zu der Oberin: „Eine Betschwester soll sie nicht werden, sie soll heiraten, danach richten Sie sich. Aber passen Sie auf, daß die Geschichte mit dem Werder ein Ende hat. Vorläufig bleibt sie hier.“

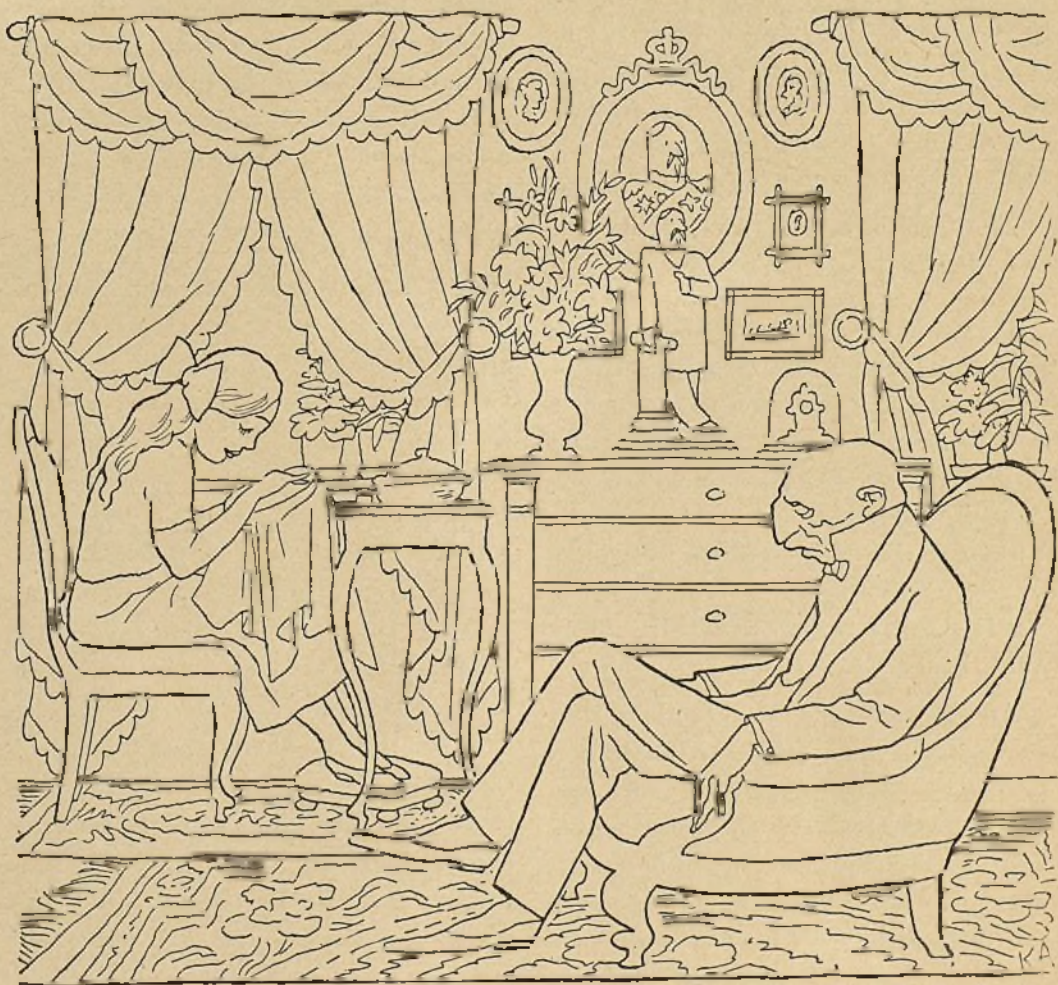
Eine Base Chlorindens befand sich bereits im Kloster, namens Doralise. Auch sie war die einzige Tochter ihrer Eltern, aber ihre Eltern waren sehr wohlhabend. Sie hatten das Mädchen in das Kloster getan, weil sie zu sehr hinter den jungen Herren her war und ihr Vater sie noch nicht verheiraten wollte. Chlorinde weinte viel, und Doralise tröstete sie. Sie sagte: „Ich habe zuerst auch den ganzen Tag geheult. Ich sage dir, es ist spuklangweilig hier. Aber wenn man sich das merken läßt, dann passen sie bloß noch mehr auf. Ich tue, als ob ich ganz vergnügt bin. Ich habe einen Draht, damit kann ich das Schloß der Vorratskammer öffnen. Jeden Abend hole ich mir die Taschen voll getrockneter Pflaumen, die esse ich abends im Bett vor dem Einschlafen. Die Kerne spucke ich zwischen Wand und Bett.“

Chlorinde war ein verständiges Mädchen. Sie sah ein, was ihr Vater ihr gesagt hatte. Der Junker Hans war ihr wohl sehr lieb, aber sie hatte schon selber ihre Zweifel gehabt, ob es wohl mit ihm etwas werden könnte, und nur weil er immer meinte, es werde doch gehen, hatte sie die Lieb-schaft nicht aufgegeben; denn sie dachte natürlich, daß ein Mann ja in solchen Din-

gen doch besser urteilen könne. Nach der Rede ihres Vaters hatte sie einen festen Entschluß gefaßt, und sie sagte sich dabei auch, daß einem Mädchen nur ein paar Jahre zur Verfügung stehen, und wenn sie die verpaßt mit einer dummen Liebe, so bleibt sie überhaupt sitzen.

Etwa eine Woche war sie im Kloster gewesen. Sie hatte mit der Oberin ge-

sprochen und der ihre Ansichten mitgeteilt. Die Oberin hatte diese gebilligt und hatte an ihren Vater geschrieben, aber ihm dabei doch zu bedenken gegeben, daß verliebte Mädchen schlaue Kröten sind, und daß es wohl sicherer wäre, wenn sie Chlorinde erst noch eine Weile beobachten könnte, um zu erfahren, ob die Ansichten auch nicht geschwindelt waren.



„... Chlorinde, mein Töchterchen,“ sagte der Minister, „du heiratest einmal einen reichen Mann!“



... der Brief war von Hans!

Doralise hatte Chlorinde bald ihre Geschichte abgefragt. Sie fand es süß, daß Chlorinde einen Geliebten hatte, den sie nicht heiraten sollte, und gab ihr allerhand Ratschläge, wie sie ihrem alten Herrn die Einwilligung abzwängen könnte. Daß die Mittel für eine standesgemäße Ehe nicht langten, machte keinen Eindruck auf sie. Sie fand, daß wahre Liebe alles überwindet!

An einem Abend, als Chlorinde mit Doralise im ummauerten Klostergarten lustwandeln ging, ereignete es sich, daß ein Gärtnerbursche auf sie zukam, sie angrinste und ihr, so verstohlen es ihm möglich war, einen Zettel zusteckte. Der war von Hans. Hans schrieb, er habe alles zur Flucht vorbereitet und erwarte sie heute nacht Punkt elf Uhr an der kleinen Gar-

tenpforte, deren Schlüssel er sich verschafft habe.

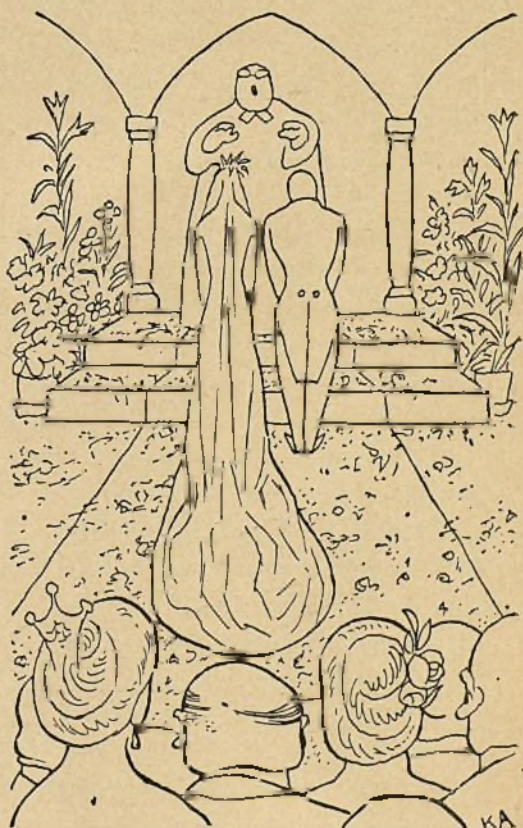
Chlorinde kam in tödliche Verlegenheit, als sie die drei Zeilen auf dem schmalen Zettel las. Doralise hörte nicht auf mit Betteln, bis sie den Zettel gleichfalls in die Hand bekam; dann hängte sie sich um Chlorindens Hals und rief: „Wie herrlich, wie wunderschön! Eine Entführung! Aber dir gönne ich das, keinem sonst, aber du bist ein so gutes Schaf, daß ich es dir gönne.“ Chlorinde stand die Tränen in den Augen, und sie erwiderte: „Aber was sollen denn meine Eltern dazu sagen?“ — „Die fragt man eben nicht,“ erklärte kaltblütig Doralise. „Deswegen ist es ja eine Entführung!“

Chlorinde setzte sich auf eine Rasenbank und weinte heftig. „Er wollte ja, deshalb habe ich nachgegeben,“ sagte sie, „mir liegt gar nicht so viel daran; ich sage mir: die Eltern wissen am besten, was für die Kinder gut ist, und wenn die Kinder gegen den Willen der Eltern handeln, dann fallen sie nur hinein. Ich lasse mich nicht entführen, mein Vater wird schon einen Mann für mich suchen, und der ist dann gut für mich. Das versteht mein Vater besser als ich.“ Doralise schwieg, aber ihre Augen funkelten. Dann sagte sie plötzlich: „Du bist also heute nacht nicht an der Gartentüre?“ — „Nein,“ erwiderte Chlorinde. „Ich finde einen solchen Vorschlag höchst unpassend von ihm. Und überhaupt, Punkt acht Uhr werden alle Haustüren geschlossen, und die Schwester-Pförtnerin hat die Schlüssel unter ihrem Kopfkissen.“

Die beiden Mädchen gingen ins Kloster zurück; sie trennten sich, jede huschte in ihre Zelle, verriegelte die Tür und legte sich zu Bett. Chlorinde weinte noch eine Weile in ihr Kissen, dann schlief sie ein und atmete tief und ruhig. Doralise lag mit offenen Augen, sie schlummerte wohl einmal leicht, dann schreckte sie wieder auf, wenn es vom Turm schlug. Sie zählte die Schläge; jede Viertelstunde zählte sie. Als es einhalb nach Zehn schlug, sprang sie mit nackten Füßchen aus dem Bett, kleidete sich still und hastig an und öffnete vorsichtig ihr Fensterchen. Schon längst hatte sie ausgeprobt, daß sie zwischen den Gitterstäben durchschlüpfen konnte. Das Schwierigste war immer der Kopf gewesen. Den brachte sie jetzt als Erstes leicht hindurch, dann folgte der übrige Körper. Die Nacht war pechschwarz. Sie wußte genau, wo die Stäbe des Pfirsichspaliers waren; die ertastete sie und stieg behutsam hinunter; dann ging sie mit vorgestreckten Händen in der Richtung zu dem Türchen; da glänzte schon die weiße Mauer, da faßte sie den Griff der Tür. Ihre Zähne klapperten, plötzlich überfiel sie eine heftige Angst; aber indem drehte sich auch schon leise der wohlgeölte Schlüssel im Schloß, die Klinke bewegte sich, die Tür ging auf, und Hans hielt Doralisen in den Armen; sie stieß einen Schrei aus, nicht zu laut, und fühlte seine Nase auf ihrer Backe, sein Schnurrbart kitzelte sie, er küßte sie; da mußte sie lachen. „Schnell!“ flüsterte er leise und zog sie fort. Sein Pferd stand angebunden ein paar Schritte entfernt. „Ich habe ihm die Hufe umwickelt,“ sagte er leise, indem er es los-

band und aufsaß; von oben reichte er Doralisen die Hand; die ergriff sie, trat auf seinen Stiefel, der im Bügel war, er schwang sie hoch, und sie schwang sich mit; da saß sie schon hinter ihm auf dem Gaul und hielt Hans mit den Armen umfaßt. Der Gaul wieherte leise und stob los.

Der Sitz hinter dem Reiter war sehr unbequem; Doralise hüpfte bei jedem Sprung des Pferdes hoch und fiel zurück; sie klammerte sich mit den Händen vorn in Hansens Wams fest und hatte Angst, und die Knochen taten ihr weh. Hans tröstete sie: „Halte dich nur fest, dann kann dir nichts geschehen. Der Gaul ist



... und der Pastor hielt eine schöne Rede ...

zuverlässig.“ Der Gaul schnaubte und trabte ruhig weiter. Sie waren längst aus der Stadt, nun führte der Weg durch einen dichten Wald. Doralisen kamen die Tränen. „Mir tut alles so weh,“ sagte sie. „Könnten wir nicht absteigen und uns eine halbe Stunde ruhen?“

Hans spähte aus. Er kannte den Wald genau. Nach einer kurzen Weile bog er links von der Straße ab, die Zweige schlugen den Reitern ins Gesicht, nun hielt er auf einer kleinen versteckten Waldwiese. Eben kam der Mond zwischen dem Gewölk hervor. Hans wandte sich, umfaßte mit beiden Händen Doralisen, hob sie aus dem Sitz und stellte sie behutsam auf die Erde; dann schwang er sich selber aus dem Sattel, nahm dem Pferd das Gebiß aus dem Maul, gab ihm einen leichten Schlag und ließ es weiden. Nun wandte er sich zu Doralisen, die zaghaft dastand, um sie zu umarmen.

Da schien ihr der Mond gerade ins Gesicht. Er sah, das war nicht Chlorinde. Verwundert, erschreckt rief er aus: „Wer ist denn das?“

Doralisen füllten sich die Augen mit Tränen. Sie faltete die Hände und sagte: „Nicht böse sein! Ich bin es. Chlorinde wollte nicht — so bin ich gekommen.“

„Chlorinde wollte nicht?“ rief Hans.

„Sie hatte Angst, und sie liebt Sie gar nicht,“ erwiderte Doralise.

„Wer sind Sie denn?“ fragte Hans.

Nun hatte Doralise eine Möglichkeit, aus der Befangenheit herauszukommen. Sie erzählte von ihren Eltern, wie die sie ungerechterweise ins Kloster gesteckt hatten, und wie langweilig es da gewesen war, und wie Chlorinde gekommen war,

und wie reizend das war. Und so plauderte sie immer weiter und immer schneller.

Der Gaul fraß inzwischen das Gras ab, schnupperte behaglich und blies. Als Doralise eine Pause machte und eben in der Erzählung fortfahren wollte, warf Hans ein: „Ich habe etwas zu essen mitgenommen. Ich konnte vorher nichts zu mir nehmen, ich war zu aufgereggt. Sie werden wohl auch Hunger haben. Wir setzen uns und essen erst.“

Damit ging er zu dem Pferd und schnallte einen Sack los, der dem vorn aufgebunden war. In dem Sack war Brot, Speck und Wein. Doralise breitete ihre Schürze auf den Rasen und ordnete auf ihr die Speisen an, so zierlich es ging. Nun schnitt Hans für beide ab, entkorkte die Flasche. Sie aßen mit Hunger; ein Becher war nicht da; Hans setzte die Flasche an den Mund und zeigte Doralisen, wie man es machen muß, um so zu trinken.

Doralise kicherte, und Hans lachte. Es kam ihm der Gedanke an Chlorinde und würgte ihn, aber nun saß er neben der reizenden Doralise; sie merkte, wie ihm der Gedanke kam; da legte sie ihm den Arm um den Hals; da küßte er sie, und sie küßte ihn wieder.

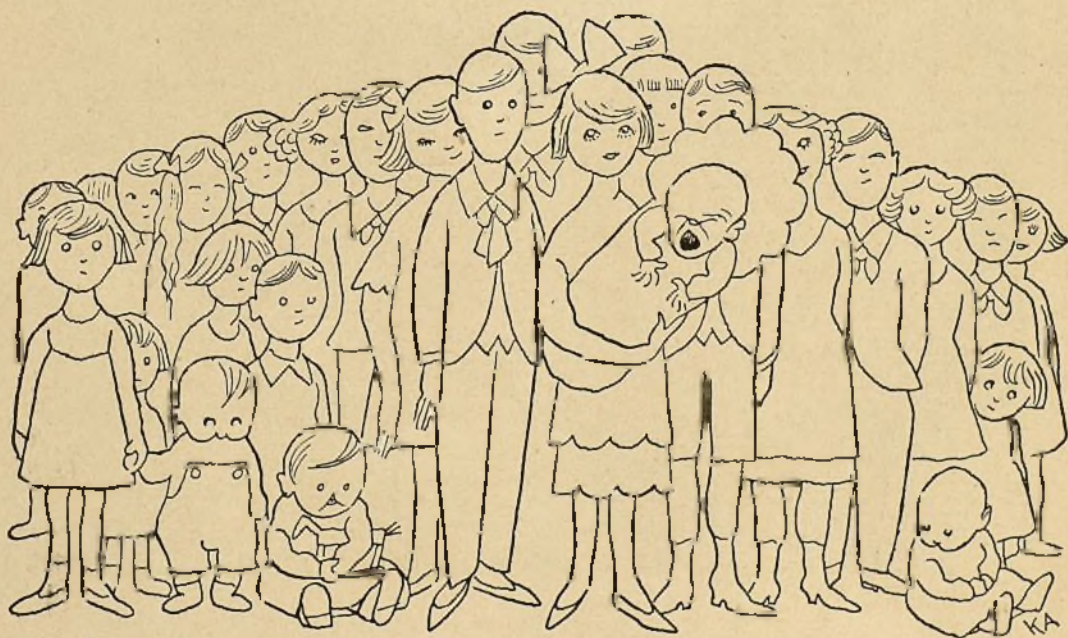
Was ist noch viel zu sagen? Doralise war ein gutes Kind und fand, daß sie den hübschen Hans liebe. Hans hatte wohl ein etwas schlechtes Gewissen, daß er sich so leicht trösten ließ, aber nun war doch eben die reizende Doralise da. Doralise sagte: „Ich schnappe dich Chlorinden nicht weg. Das wäre unanständig. Aber sie hat ja selber nicht mehr gewollt!“

Die beiden setzten sich wieder auf das Pferd und ritten weiter. Sie kamen aus

dem Wald, und da lag ein Dorf mit einem Wirtshaus. In dem blieben sie.

Früh am anderen Tag sattelte Hans den Gaul und ritt zu Doralisens Eltern. Die wußten noch nichts von der Entführung ihrer Tochter. Die ersten Eröffnungen, welche Hans machen mußte, waren etwas peinlich; aber dann stellte sich heraus, daß der Vater eigentlich gegen Hans nichts einzuwenden hatte; schließlich gab er zu, daß sich die beiden heirateten. „Aber nimm sie in die Kandare, sie ist ein Strangschläger,“ sagte er zu Hans. Der lachte, daß seine Zähne blitzten, küßte die noch immer verdutzte Mutter auf den Mund, umarmte den alten Herrn und stürmte fort, der ängstlich harrenden Geliebten die günstigen Nachrichten zu bringen.

Die Hochzeit wurde bald gefeiert. Chlo-rinde, die sich inzwischen verlobt hatte, nahm mit ihrem Bräutigam daran teil, einem frischen und treuherzigen Landjunker. Alle freuten sich, der Pastor hielt eine schöne Rede, und es wurde viel getanzt. Doralise lebte mit ihrem Mann lange Jahre glücklich und zufrieden; die beiden hatten zwölf Kinder, welche der Mutter viel zu schaffen machten, solange sie jung waren, denn sie waren wild und übermütig; aber als sie zu ihren Jahren kamen, da wurden sie gesetzt und tüchtig; die Jungen kamen alle zu ordentlichen Stellungen, und die Mädchen heirateten brave und gesunde Männer; alle hatten wieder viele Kinder, und so breitete die Familie sich im Lande aus.





Zeichnung von Baleman

Der Pessimist

- „Vater, was ist denn das: Das Leben?“
 — „Das Leben, mein Sohn, ist ein Spiel gegen einen unsichtbaren Gegner, der unweigerlich gewinnt!“

Hat zufällig jemand ein sauberes Taschentuch bei sich . . . ?

Aus den Geheimnissen eines Zauberkünstlers



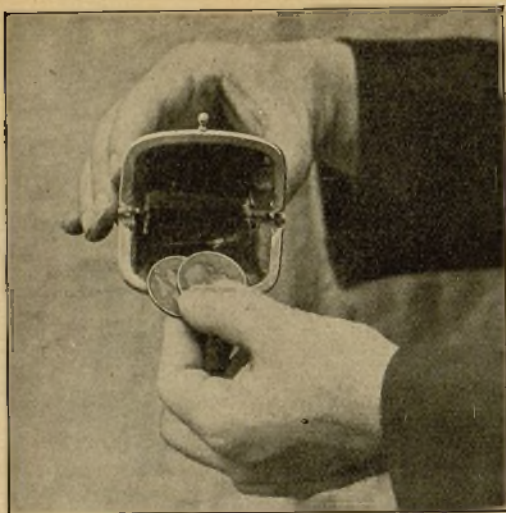
Henry Bate,
der Meister der Zauberer.

Sollten Sie vielleicht einmal einen Elefanten „verschwinden“ lassen wollen, und Sie fragen einen berühmten Zauberkünstler, wie man das anstellt, beruft er sich bestimmt auf Henry Bate! Denn jeder, der einen gewissen Ruf in Zauberkünstlerkreisen hat, kennt Henry Bate. Er ist der „Weltlieferant“ für Schwarzkünstler, ein Meister in der Technik, die Apparate herzustellen, ein Mann, dessen Name und Leistungen unter seinen führenden Kollegen eben „zauberhaften Klang“ besitzen.

Soweit ich Henry Bate kenne würde ihn die Aufforderung, einen Elefanten verschwinden zu lassen, nicht einen Augenblick in Verlegenheit bringen. Er würde sagen: „Ja, ich kann das tun — aber wäre es nicht besser, wenn wir nach dem Verschwinden des Elefanten ein Nilpferd

statt dessen erscheinen ließen?“ Er hat fast 40 Jahre lang über dergleichen nachgedacht, und sein erfinderisches Hirn nimmt es mit jedem gewünschten Zauberproblem auf. Schon in der Schulzeit hat er über Mittel und Wege gegrübelt, seine Kameraden auf diese Weise zu foppen.

„Wie die meisten Jungs,“ so erzählte er, „war ich mit 16 Jahren ganz wild aufs zaubern. Ich unterschied mich von den andern nur dadurch, daß ich von Natur aus Erfindungsgeist besaß, den ich diesen Zauberdingen zuwandte. Mein Vater war Uhrmacher und Büchsen Schmied, und ich verbrachte viele Stunden in seiner Werkstatt, angeblich um sein Handwerk zu lernen; aber ich verschwendete viel kostbare Zeit und sein ebenso kostbares Material, kleine Tricks herauszubekommen, um meine Freunde anzuführen. Eines Tages, als Schuljunge, ging ich in die Zauberableitung des bekannten Londoner Spielwarenhauses Hamley, um ein für einen Trick geeignetes Kartenspiel zu kaufen. Als mir der bedienende Herr



Die beiden Markstücke, die man angeblich in den Beutel tut.



Wie die Pfennigstücke liegen müssen, die an Stelle der Markstücke in den Beutel kommen.

das Kunststück zeigen wollte, lehnte ich, ziemlich stolz, jede Belehrung ab. Er amüsierte sich über meine Selbstsicherheit, paßte genau auf, wie ich den Trick ausführte, und fragte dann, ob ich noch mehr Kunststücke wüßte. Ich hatte einen Kniff erfunden, eine Münze scheinbar durch einen Hut zu werfen und überraschte nun

meinen Zuschauer, der sicherlich auf einen uralten Taschenspielertrick gefaßt war, damit, die Münze halb im Hut stecken zu lassen. Ganz baff darüber, daß dies eigene Erfindung sei, fragte er: „Können Sie noch mehr?“ Ich bejahte, und er gab mir einen regelrechten Auftrag in Höhe von 10 Pfund Sterling. Ueberzeugt, daß mein Glück gemacht sei, eilte ich nach Haus, und nun begann meine Laufbahn als Erfinder von Zauberkunststücken. Später erfuhr ich, daß mein Auftraggeber kein geringerer als der verstorbene Mr. Hamley selber war.“ Jetzt verschwand das einmal erweckte Interesse am Zaubern bei Mr. Bate nicht mehr. Er las alle einschlägigen Bücher, besuchte die Vorstellungen bekannter Zauberkünstler und studierte auch aus nächster Nähe die Tricks herumziehender Taschenspieler.

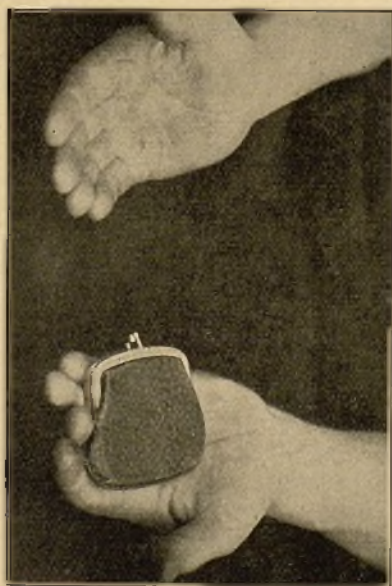
Als Jüngling wußte er bereits alles, was zum sog. „Geldbörsen-Trick“ gehört, und



Die Pfennigstücke gleiten in den Beutel

damit beginnt ein anderes Kapitel dieser Geschichte.

„Als ich bei meinem Vater im Laden war,“ erzählte er mir, „kam einmal ein besonders gerissen aussehender Kunde herein, um ein paar Ringe zu besichtigen. Ich erkannte den Mann sofort als den von unserem Jahrmarkt, dessen berühmten „Börsenrick-Swindel“ ich öfter beobachtete, und so war ich auf der Hut. Nach einigen Scheinkäufen versuchte er bei mir zu „arbeiten“. Mit viel Geschwätz zog er eine kleine Lederbörse und zwei glänzende Geldstücke aus der Tasche. „Ich werde das Geld in Ihr Portemonnaie tun,“ sagte er und ließ dem Wort die Tat folgen. „Und da Sie ein kluger Junge sind, will ich Ihnen meinen Geldbeutel mit vier Mark darin für eine Mark verkaufen.“ Ich tat äußerst interessiert, bat ihn aber, mir erst zu gestatten, die Börse zu untersuchen. Er nahm die Münzen heraus und reichte mir die Börse, die ich um und um drehte,



Die vertauschten Münzen.

Der Geldbeutel wird geschickt von Hand zu Hand geworfen, während die Markstücke darunterliegen.



Wo die Markstücke geblieben sind.



Wie man den Beutel zum Verkauf anbietet, um bei Uebergabe die Markstücke bequem in die Hand zurückgleiten lassen zu können.

scheinbar neugierig, obgleich ich natürlich wußte, daß sie selbst ohne Kniff war. Dann nahm ich mit ganz unschuldigem Gesicht zwei Mark aus der Ladenkasse und tat sie, wie er vorher, gleichfalls scheinbar in die Börse. „So, würden Sie mir nun trauen, wenn ich Ihnen die Börse mit Inhalt jetzt zum Kauf anbiete für eine

Mark, wie?' fragte ich. „Natürlich! Ich sah ja, wie Sie vor einer Minute das Geld hineinsteckten; aber ich wette, Sie würden mir die Börse nicht für eine Mark verkaufen'. Dabei nahm er eine Mark aus

wenig praktische Uebung setzen jeden Leser in den Stand, seine Freunde zu beschwindeln — auf „rechtmäßige“ Weise hoffentlich!

Ein paar Jahre lang fristete Mr. Bate sein Leben als Zauberkünstler



Das verschwundene Taschentuch.

Man braucht: a) etwas Zigarettenpapier, b) eine oben und unten offene Hülse, c) zwei genau über die Hülse passende Ringe.

der Tasche und legte sie auf den Ladentisch. „Gemacht,“ sagte ich prompt, steckte die Münze ein und händigte ihm die Börse aus. Nie werde ich den Blick grenzenlosen Erstaunens vergessen, als er entdeckte, daß die beiden Münzen in der Börse Pfennige waren! „Wahrhaftig, Junge, Sie haben gewonnen!“ sagte er. „Nächstes Mal, wenn ich hier in der Nähe bin, komme ich zu Ihnen, um zuzulernen.“ Damit warf er die Börse auf den Boden und verließ eilends den Laden.“

Mr. Bate gilt für diesen Trick als besonders sachverständig, und er wurde oft aufgefordert, ihn vor berühmten Zauberkünstlern vorzuführen. Die hier abgebildeten Photographien, die eigens für diesen Artikel aufgenommen wurden, zeigen genau, wie es gemacht wird. Ein eingehendes Studium der Bilder und ein klein

in kleinen Kreisen, bis ein Unfall, bei dem er einen Finger brach, ihm nur noch die Erfindung von Tricks, bzw. die Fabrikation der Apparate gestattete. Den eigentlichen Wendepunkt in seiner Laufbahn aber brachte die Begegnung mit Mr. Davis Devant.

„Als ich ihm zuerst vorgestellt wurde,“ erzählt er, „wollte ich ihm einen selbst-erfundenen kleinen Illusionskniff zeigen. Ich wandte mich mit lebenswürdigstem Lächeln an die Umstehenden und fragte: „Hat vielleicht zufällig jemand ein reines Taschentuch bei sich?“ Bei dem Trick handelt es sich nämlich darum, daß ein Stück Stoff oder ein nicht zu großes Taschentuch in einem verschlossenen Metallzylinder wiedererschien. (Die Einzelheiten des Tricks sind ausführlich in unseren Bildern erklärt.) Der Eindruck war ein



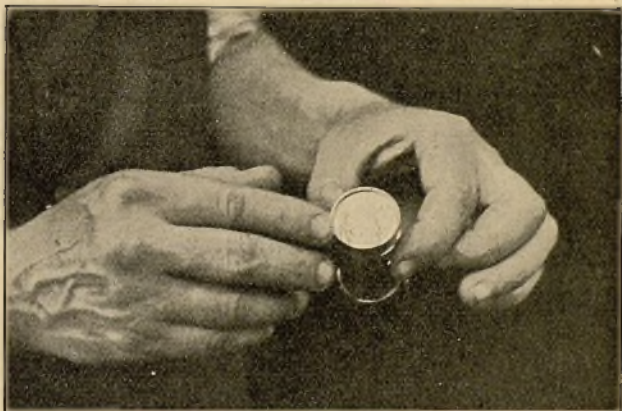
Das Trickinstrument.

Ein hohler Kegel mit einem Ring (wie oben), der genau in die Hülse paßt.

so günstiger, daß er mich bat, ihm einen großen Illusionstrick auf gleicher Basis aufzubauen. Ich kam alsbald auf die Idee, einen Mann unter ähnlichen Umständen verschwinden zu lassen, nur unter ganz anders angewandter Methode. Mr. Devant schlug vor, ein hohles Faß statt eines Zylinders zu benutzen und den Mann als Diogenes auftreten zu lassen. Eine weitere Verbesserung war die, das Papier an jeder Oeffnung des Hohlraumes nach Anweisung der Zuschauer zu markieren, als Beweis, daß keine Vertauschung stattfand. Diese Nummer wurde ein großer Erfolg. Nur einmal passierte ein kleines Unglück, als nämlich der gute alte Diogenes sein Stichwort verpaßte. In seiner Hast verlegte er Perücke und Bart und kam als glattrasierter Jüngling zum Vorschein. Mr. Devant war noch erstaunter als seine Zuschauer! Nun baute ich alle Apparate, die Devant brauchte. Waren wir mit einer Illusion fertig, fragte er schon: „Nun Bate, was kommt jetzt?“ Später machten wir mal den „Indianer-Seiltrick“. Hierbei mußte ein in die Luft geworfenes Seil sofort ganz straff und steif werden, ein Knabe daran heraufklettern und dann plötzlich den Blicken entweichen. Das war hier noch von keinem Zauberer gezeigt worden, wurde auch als glatte Unmöglichkeit angesehen und als Witz aufgefaßt. Eines Tages jedoch hatte ich eine plötzliche Erleuchtung, und nach



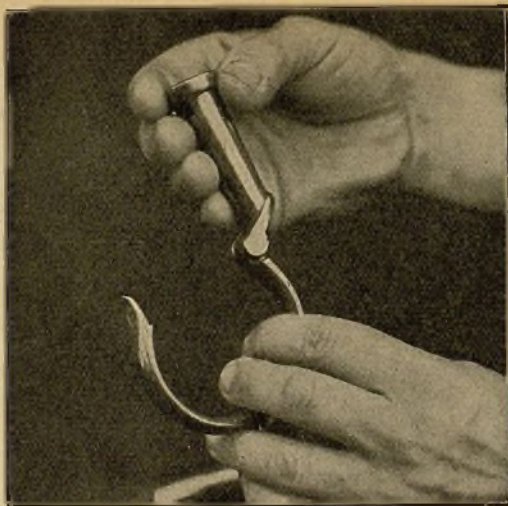
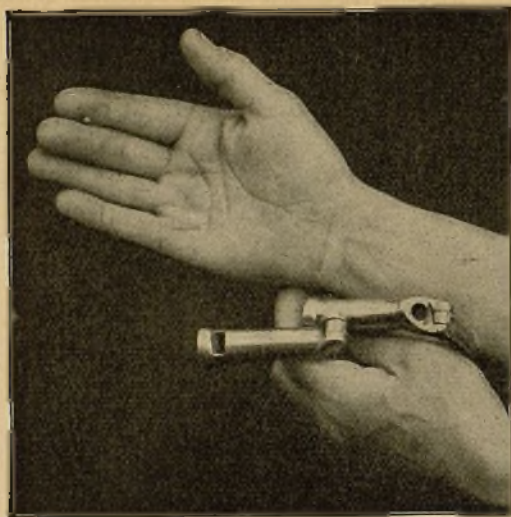
Das Taschentuch wird in den Kegel gebracht, Zigarettenpapier über die Kegelöffnung gezogen und mit dem Ring festgeklemt.



Über die Hülse war von beiden Seiten Zigarettenpapier gezogen und dieses durch die Ringe festgeklemt worden. Man zeigt die von beiden Seiten so verschlossene Hülse dem Publikum. Dann stößt man heimlich den Kegel bis zum Ring mit der Spitze durch das Papier der einen Hülseseite.



Das Papier über dem Kegel wird durchstoßen und das Taschentuch herausgezogen.



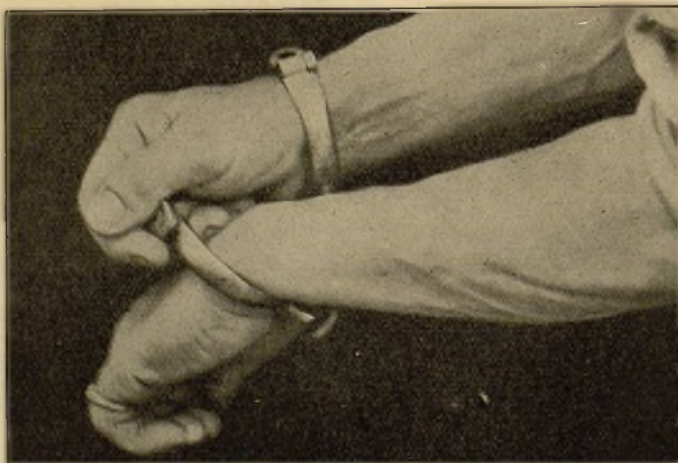
Die entfesselten Hände.

Eine kleine Stahlkugel liegt zwischen Zeige- und Mittelfinger jeder Hand.

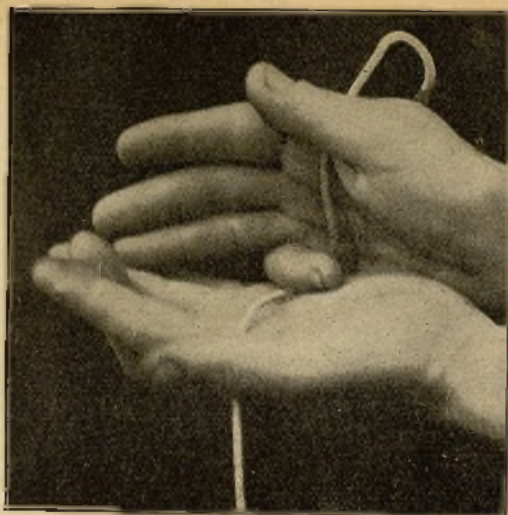
Die Handschelle wird umgelegt, dabei gleitet je eine der Stahlkugeln in jede Verschlussöffnung.

kurzem Nachdenken war der Plan, den Indianer-Seilrick vorzuführen, entworfen. Sofort begann ich mit einem Modell zu meiner neuen Erfindung, und innerhalb einer Stunde war es fertig und funktio-

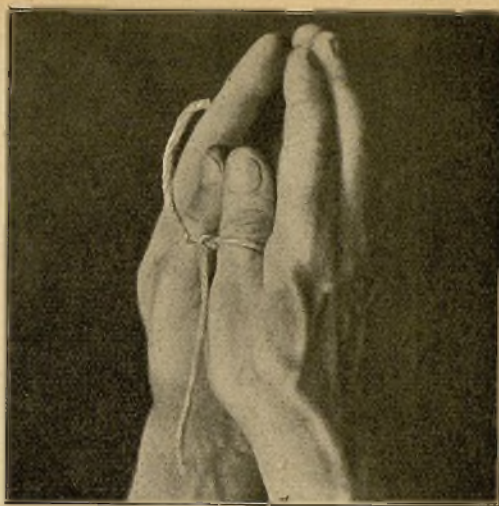
nierte, obgleich noch roh in der Konstruktion, tadellos. Sie können sich meine Begeisterung vorstellen, als ich so hinter ein Geheimnis kam, das die Zauberkünstler bisher noch nicht hatten lösen können: Ein



Die geschlossenen Handschellen werden mit scharfem Ruck aufgerissen. Die Kugel muß wieder zwischen Zeige- und Mittelfinger zurückfallen.



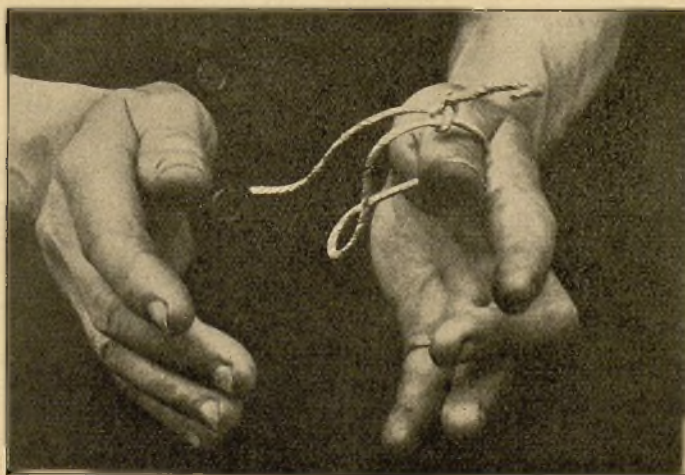
Der kleine Finger der rechten Hand wird geschickt über die Schnur gelegt.



Währenddessen werden die Daumen fest vom Publikum zusammengebunden.

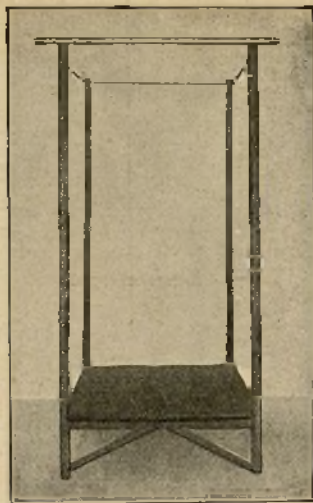
menschliches Wesen vor den Augen aller Zuschauer ohne jegliche Bedeckung verschwinden zu lassen! Ich schrieb Mr. Devant, ich hätte eine Idee für den Seiltrick, und postwendend kam er zu mir gereist. Ich hatte nicht eher den Trick sehen lassen wollen, als bis er in großem Ausmaß ent-

worfen war, doch seine Ungeduld war so groß, daß ich das rohe Modell vorführen mußte. Er gab zu, völlig verblüfft zu sein, und trotz seiner langjährigen Erfahrung auf dem Gebiet der Zauberei riet er erst ein paar Mal daneben, ehe er auf die Lösung kam. Eine Woche später wurde

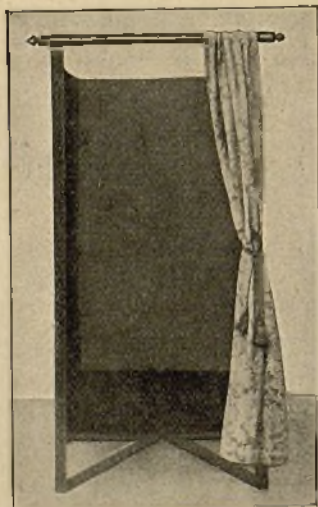


Die Schlinge, die sich durch das Zwischenklemmen des kleinen Fingers innerhalb der Handflächen gebildet hatte und das Herausziehen des Daumens ermöglicht.

der Apparat in der erforderlichen Größe gebaut, die Illusion vorgeführt, und wir hatten einen fabelhaften Erfolg. Nach diesem Trick vermehrte sich meine Kundschaft beträchtlich, und bei manchen Gelegenheiten hatten wir mehr als ein halbes Dutzend berühmter Zauberkünstler zu gleicher Zeit im Hause, das scherzweise das „Zaubererheim“ genannt wurde. Wenn berufsmäßige Zauberer zusammen kommen, so gibt es keinen größeren Spaß für sie, als sich gegenseitig zu uzen. Da ist z. B. der Trick mit dem gefesselten Daumen, den de Bière immer vorführte. Mit fest zusammengebundenen Daumen wirft er Schlingen über seine Arme. Vielen seiner Berufskollegen war das ein vollkommenes Rätsel, selbst mir; und doch ist es nur ein ganz einfacher Trick. Ich will Ihnen zeigen, wie es gemacht wird. Zuerst bitten Sie jemanden, Ihre Daumen so fest wie nur möglich zusammenzubinden. Dann halten Sie sie gerade vor sich hin und ersuchen ihn, Ihre Hände mit einem Hut oder einer Mütze zu bedecken. Sie erklären, daß Sie ein hochinteressantes Experiment vorführen wollen, und bitten zwei Herren, Ihnen zu helfen. Seitwärts



Die verzauberte Dame
Das Holzgerüst.



Das fertige Zelt mit der Rückwand und den Seitenwänden aus schwarzem Futterstoff.

zu den Zuschauern stehend, lassen Sie den einen Helfer sich direkt Ihnen gegenüber stellen und den andern hinter Sie, so daß Sie mit beiden in einer Reihe sind. Während Sie dann über das Experiment, das Sie jetzt vorführen wollen, ein paar Worte sprechen, fühlt der vor Ihnen Stehende plötzlich einen Schlag am Ohr. Sie wenden sich sofort Ihrem Hintermanne zu mit den Worten: „Bitte, lieber Freund, machen Sie keinen Unfug! Ich möchte doch den Trick ganz exakt ausführen...“, aber gleich darauf spürt der vor Ihnen Stehende wieder einen Schlag am Ohr. Das können Sie so oft wiederholen, wie Ihre Opfer stille halten, und wenn man Ihnen vorwirft, daß Sie selbst den Mann schlagen, so lassen Sie jemanden die Mütze lüften und zeigen ihm, daß Ihre Daumen noch fest zusammengebunden sind. Die Zuschauer, die Ihre Bewegungen beobachtet haben, wundern und amüsieren sich. Schließlich können Sie den Trick dahin variieren, daß Sie Schlingen

über Ihre Arme werfen, während Ihre Daumen noch gefesselt sind, — oder Sie können einen Arm durch die Lehne eines Stuhls schieben, indessen die Daumen ge-

fesselt sind, und sich dann sofort befreien. Natürlich beruht das Geheimnis darin, in welcher Weise die Daumen gebunden sind (was in den Abbildungen deutlich zu sehen ist). Ich möchte hinzufügen, daß de Bière's Methode vollkommen anders ist. — Da wir gerade von „Befreiungen“ sprechen,“ fuhr Mr. Bate fort, „so kann ich Ihnen eine originelle Methode zeigen, sich von Handschellen zu befreien, die jeder Amateur mit ein wenig Uebung anwenden kann. Der gewöhnlichste Trick des Handschellen-Experten besteht doch darin, ein Stück Schnur innerhalb des Handschellenschlosses zu verbergen, die dann später mittels einer Haarnadel teilweise aufgerauht, also gespalten wird, so daß die vorlugenden Enden mit einem scharfen Ruck abgerissen werden können, wodurch sich das Schloß lockert. Die Methode, die ich Ihnen zeigen will, ist weniger plump und viel wirkungsvoller.“ Mr. Bate brachte ein Paar gewöhnlicher Polizei- Handschellen, die ich um seine Gelenke schloß, und trotzdem er seine Hände weitab vom Körper hielt, um zu

Fortsetzung auf Seite 152



Die Dame mit dem Stück schwarzen Futterstoffes, das sie vorher unter dem Kleid verborgen hatte.

DIE EULEN

von

J. Joseph-Renaud

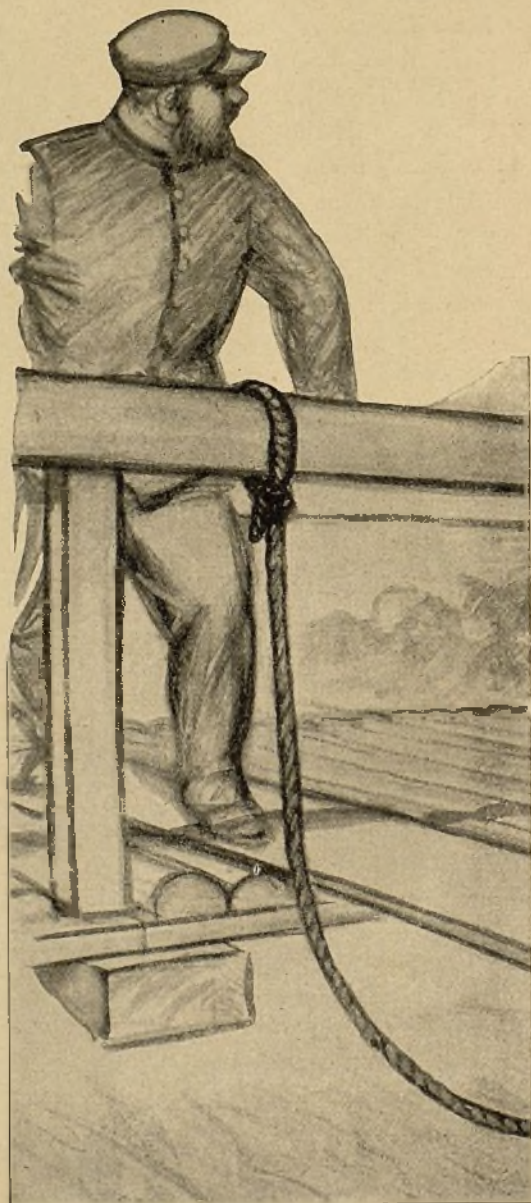
*Zeichnungen von
Willibald Krain*

Auf dem Ende einer Planke jenseits des Geländers einer hölzernen Brücke stand ein Mann, dessen Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren.

Ein Strick hing locker um seinen Hals und war an dem Geländer befestigt, dem er den Rücken zukehrte. Er starrte auf den wilden Strom zu seinen Füßen, der schäumend und brausend 30 Fuß unter ihm hinströmte. Am anderen Ende der Planke stand ein wohlbeleibter Sergeant der amerikanischen Armee. Dieser Sergeant diente als Gegengewicht. Im gegebenen Augenblick würde er plötzlich von dem Brett forttreten, dieses mußte jäh ins Nichts hinunterkippen — und der Gefangene mit ihm. Er würde allerdings noch vom Strick festgehalten werden — aber am Halse.

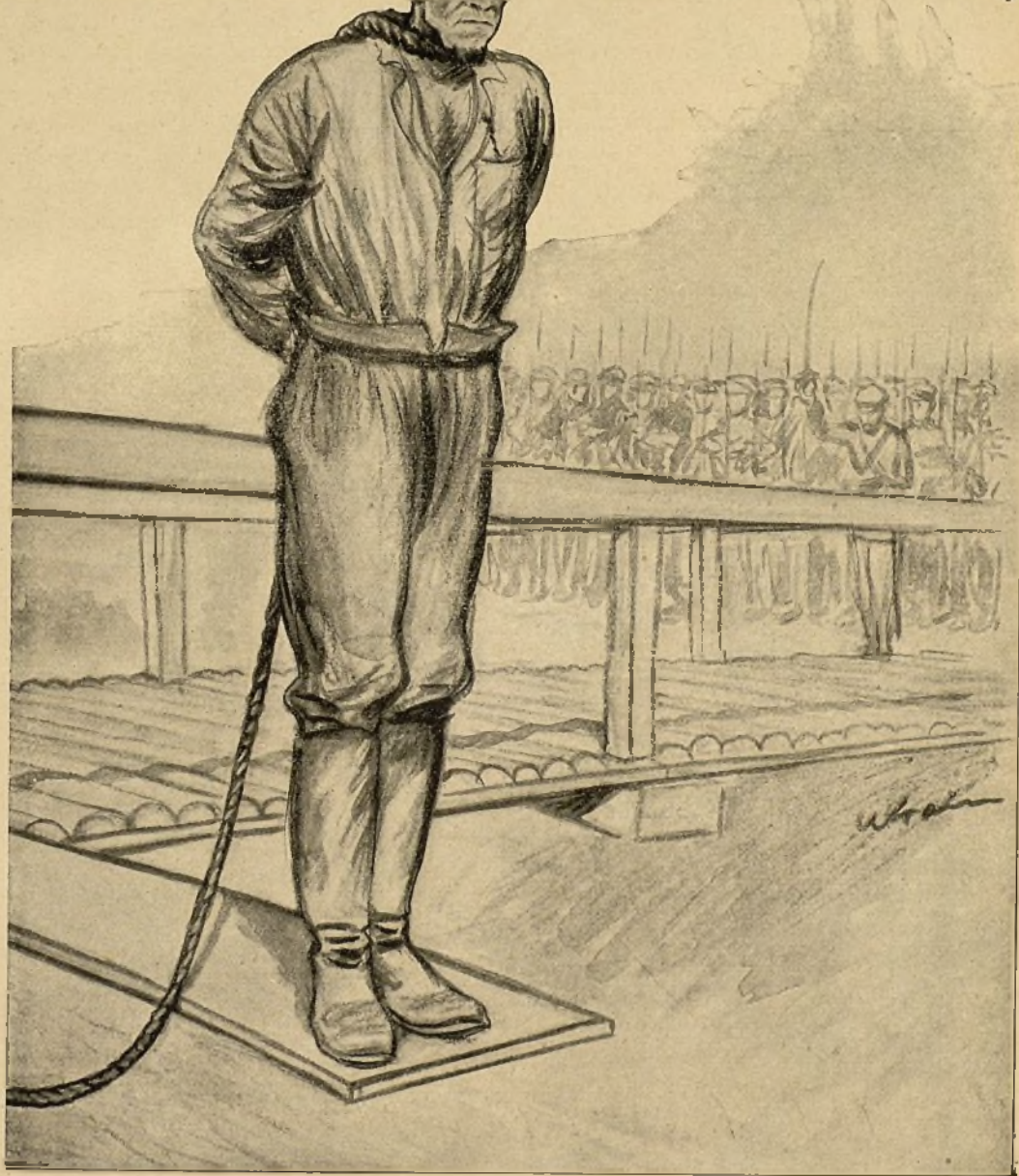
Am Flußufer stand regungslos eine Kompagnie Infanterie mit präsentiertem Gewehr. Vor ihren Reihen sah man einen Hauptmann mit gezogenem Degen, der von Zeit zu Zeit einen Blick auf seine Uhr warf, um den genauen Augenblick zum Signal abzuwarten.

Niemand rührte sich. Der Tod ist ein Ding, dessen Kommen selbst von denen, die es direkt nichts angeht, mit tiefster Achtung erwartet wird. — —



Der Mann, der in diesem Augenblick gehängt werden sollte, war 35 Jahre alt, Zivilist und Pflanzer aus dem „Süden“. Er

BRÜCKE



hatte ein sympathisches Gesicht und welliges, braunes Haar. Nichts Gewöhnliches oder Verbrecherisches war an ihm. Aber

das Standrecht gab das Recht zur Aburteilung der verschiedensten Typen, und wertvolle Menschen waren nicht ausgenommen.

Eben dieser Mann hatte aus patriotischem Empfinden versucht, die „Eulenbrücke“ anzuzünden, dieselbe, die man nun als Galgen für ihn benutzte. Sein Name war Carton Farquhar.

Der Sergeant wippte etwas auf der Planke, um sich zu vergewissern, daß das Brett ordentlich kippen und nichts den Fall aufhalten würde.

Carton Farquhar sah noch einmal auf den gefährlichen Rand, auf dem er stand, und dann blickte er hinunter in den schäumenden Strom. Ein großes Stück Holz wurde dort gerade wie ein Korken hin und her geschleudert. Er folgte ihm eine kleine Weile mit den Augen und fuhr dann ärgerlich zusammen, weil seine Gedanken so mechanisch hin und her wanderten, anstatt sich mit seiner Frau und den drei Kindern zu beschäftigen. Wie glücklich war sein Leben gewesen! Es war zwar nur eine Ehe in begrenzten Verhältnissen, aber eine reine Liebesverbindung. Er hatte mit ehrlicher Arbeit schnell sein Glück gemacht; und dann kamen seine drei gesunden Kinder. Sein Haus war ein Muster an Frieden und Eintracht. Ihre kleinen Familienfeste, Kindergeburtstage und Weihnachten! Vor einer Woche noch schien sein Glück das Schicksal herauszufordern. Und jetzt? Würde sein Weib die Schwierigkeiten der Arbeit überwinden können? Ach, seine Kinder waren noch zu jung! Aber bedauern konnte er doch nichts, nein. Einer inneren Stimme folgend hatte er seine Pflicht als „Bürger des Südens“ getan. Die Zerstörung der „Eulenbrücke“ wäre ein außerordentlicher Schlag für die Armee des General Lincoln gewesen. Aber da Farquhar kein Soldat war, wurde sein Unterfangen zu seinem Unglück als das eines Franktireurs angesehen. Ein Kriegsgericht hatte ihn einmütig verurteilt, mit

vollem Recht. Und doch: Sterben müssen — sterben! Niemals wieder die Aermchen der Kinder mit den verschränkten Händen um den Nacken und niemals wieder während der Nacht den lieblichen, braunen Kopf seines Weibes an seiner Schulter zu fühlen! Um seine Tränen zu verbergen, — oder nur deshalb, weil er wenigstens in Gedanken bis zum letzten Augenblick bei seinen Liebsten sein wollte, — schloß er die Augen. Wie langsam diese letzten paar Minuten vergingen.

Er dachte nach:

„Wenn es mir gelänge, meine Handgelenke frei zu machen, so könnte ich leicht mit dem Kopfe aus der Schlinge schlüpfen und in den Fluß stürzen. Dann würde ich unter Wasser weiterschwimmen und hätte so eine Möglichkeit, diese Spürhunde zu täuschen. Dann könnte ich heimfinden zu Frau und Kindern!“

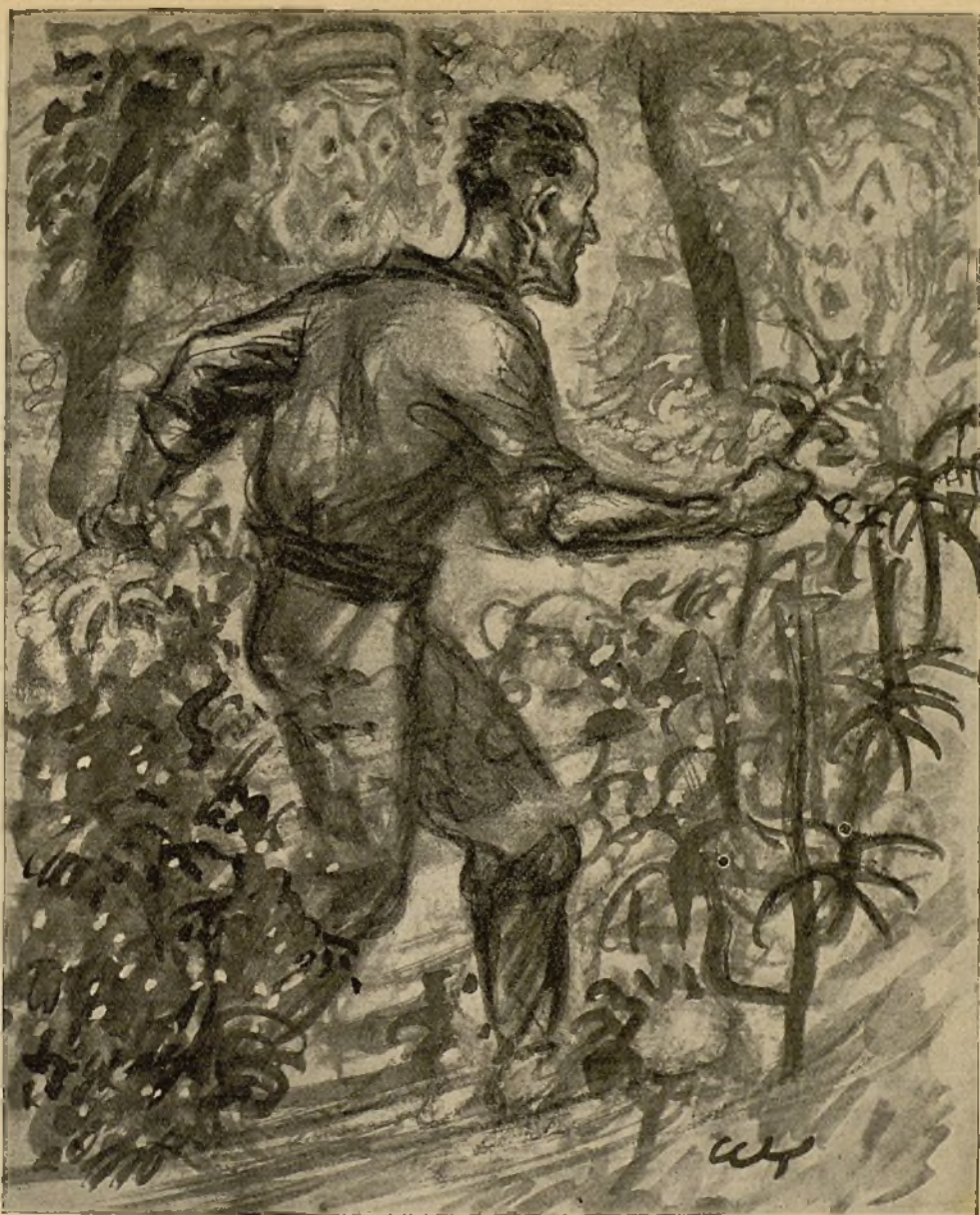
Verzweifelt suchte er seine Handgelenke zu lösen, aber der starke, dreifache Strick war feucht und unnachgiebig und hielt sie unbarmherzig zusammen.

Am Ufer blitzte es durch die Luft. Der Hauptmann hatte seinen Degen gezogen! Der Sergeant sprang zur Seite — und die Planke stürzte hinab.

Carton Farquhar fiel ins Wasser wie ein bleiernes Standbild. Er verlor das Bewußtsein.

Ein schneidender Schmerz an Kehle und Handgelenk brachte ihn zu sich. Wo war er?

Er empfand heftige Kälte, eine seltsame Kälte, die sofort seine Empfindungen wieder ganz in Gang brachte. Er erstickte fast, weil sein Mund voll salzigen Wassers war. Der Strick, der am Geländer befestigt war, mußte gerissen sein. Carton Farquhar war in den Fluß gefallen, anstatt bau-



... sogar zwischen den Zweigen des Dickichts hörte er Flüstern ... in einer fremden Sprache.

melnd an der Brücke zu hängen. Er blinzelte durch die Augen und sah durch einen grünlichen Nebel über sich ein schwaches, weit entferntes Licht

Jetzt sank er wieder unter Wasser;

sicher, denn das Licht wurde so matt, daß er es kaum noch erkennen konnte. Endlich wurde es wieder stärker; und er wußte nun, daß er noch einmal an die Oberfläche kam ...

Fortsetzung auf Seite 158

Aus den Erinnerungen eines Schlafwagenkontrolleurs

Veröffentlicht von Egon

Oh, wenn erst ein Schlafwagenkontrollleur aus seinem KabinInnenleben plaudern würde! Generationen von Possenpoeten könnten —! Ruhig! Hat ihm schon!!

Und zwar nicht nur einen, sondern zwei. Und der andere keineswegs ein ganz gewöhnlicher Schaffner, sondern ein „chef de train“ der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft, der ein Jahrzehnt lang Luxuszüge mit den merkwürdigsten Lebewesen durch Europa geleitete. Heinrich Hermann Husserl ist sein Name, Wien seine Heimat. Nutzt nunmehr seinen schönen freien Lebensabend aus, um von all den Dingen den dicken Mantel der Verschwiegenheit zu entfernen, der bisher für den gewöhnlichen sterblichen Nichtschlafwagenkontrollleur um sie gehüllt war. —

Also einmal war's, als Freund Husserl die fast blinde Gattin des Schahs Nasr ed Din von Persien nebst 20 Fez-Mann- und Schleier-Damen-Gefolge zur Augenoperation von der russischen Grenze in zwei Separatschlafwagen nach Wien schaffen mußte. Der Hofkoch bestand unterwegs darauf, seiner Herrin ein rituelles Mittagsmahl vorzusetzen. Ausreden half nichts! Ausgerechnet persisch rituell im Wiener D-Zuge! Man hatte nicht einmal einen Ofen, geschweige Butter, Eier, Mehl. Aber die Perser scheinen Eisenköpfe zu haben!

Husserl schrieb alle Wünsche nach Speisen auf einen Zettel und warf ihn auf einer Station, auf der nicht gehalten wurde, dem staunenden Stationsvorsteher vor die Beine. Der drahtete alles nach Lemberg. Als der Zug da erschien, gabs Kalbfleisch, Eier, Semmelbrösel, Mehl, Salz, Kartoffeln und Fett. Der Koch wollte daraus eine persische Unmöglichkeit zusammenbacken; der Schlafwagenkontrollleur besorgte ihm aber nur einen Sparherd und statt Petroleum einen übelriechenden Naphtha, falls er sich ehrenwörtlich verpflichtete, aus diesen Rohmaterialien ein Wiener Schnitzel herzurichten; der Koch hielt sein Ehrenwort, bereitete zu Ehren Österreichs auf persisch-rituelle Weise ein Wiener Schnitzel, das nur einen Nachteil besaß: es roch nach Naphtha und — war alles, nur kein Schnitzel. Man legte es auf eine silberne Platte, gab es dem sehr stolzen, aufgeblasenen Obereunuchen, der es der Majestät in die Kabine brachte und als „Spezialität von Wién“ in alle Himmel hob!

Frau Schah aß artig und sagte noch artiger, „daß es sehr gut gemundet hätte, und daß sie gespannt wäre, eine Stadt zu bewundern, in der man derlei wunder-same Dinge so gern genieße“.

Sie ließ ihren Schlafwagenführer in ihre Kabine rufen, zwei Eunuchen ergriffen seine Hände und hielten sie fest.



Phot: A. Steiner

Dezemberstag am St. Moritz-See

Winterville / Landschaft bei St. Moritz

Phot.: A. Stinner



Was nun, dachte er. Rache fürs Schnitzel??

Zwei andere hielten wahrhaftig Revolver auf den Unglücklichen gerichtet.

Derweil las die armenische Hofdame, die sehr gut deutsch plauschen konnte, im Heldenpathos vor: im Monat Schawal des glückverheißenden Jahres des Panthers wird verkündet, daß dem Herrn Heinrich Hermann Husserl, Bahnbeamten, für seine besonders aufmerksame Dienstleistung die große Medaille des Löwen und der Sonne verliehen wurde, auf daß er seine Brust damit schmücke, seiner Auszeichnung sich freue und seinen Freunden und Bekannten gegenüber das Haupt hochtrage.

Dann schmückte man den Schnitzspezialisten Heinrich Hermann Husserl mit einem wundervollen Riesenorden...

Einmal begleitete Husserl den deutschen Kaiser nach Konstantinopel, wo er Sultan Abdul Hamid besuchte.

Die Stadt war feenhaft illuminiert.

Türkisches Militär bildete mit komischen Theaterwaffen — weil keine echten vorhanden waren — Spalier.

Vor dem Kaiser sprengte eine Eskadron Kavallerie mit langen Peitschen die lästigen Hunde auseinander.

Der Kaiser lachte, weil ihm diese Schutzvorkehrungen viel Spaß bereiteten.

Zu Ehren des deutschen Herrschers stellte der Sultan dem Kaiser auch alle seine Haremsfrauen vor.

Sie mußten zum Zeichen ihrer höchsten Achtung sogar die Schleier abnehmen.

„Majesté! Choisissez une de ces femmes pour vous!“ sagte der Sultan zu Wilhelm. Der antwortete verlegen:

„Majesté! Je vous remercie pour votre proposition, mais — je veux demander d'abord l'impératrice quelle je dois choisir!“

*

In einem winzigen galizianischen Grenzdorf, in Chrzanow, lebte Emanuel Schneider, weit und breit unbekannt. Nicht einmal seine Nachbarn und Freunde ahnten, was er so tagüber trieb. Er blieb monatelang in seinem Häuschen, pflegte die Blumen im Garten und kümmerte sich um nichts. Jedesmal aber, wenn ein Telegraphenbote in das gottverlassene Nest zu ihm eilte und ihm eine Depesche übergab, wurde er unruhig, spannte die Pferde vor den Wagen und fuhr auf und davon. Viele munkelten, daß er der Leiter oder Geldgeber einer Schmugglerbande wäre; andere phantasierten von Mädchenhandel — aber niemand wußte das, was der Schlafwagenkontrolleur wußte: Emanuel Schneider war kaiserlich-königlich-herzoglich-fürstlich-gräflicher Wahrsager!

Es gab kein gekröntes Haupt, das durch die Gegend fuhr, ohne ihn vorher telegraphisch in den Zug kommandiert zu haben. Sein bester und anhänglichster Kunde war Fürst Nikita von Montenegro. Auf seinen besonderen Wunsch durfte er nur an Herrschern seine Kunst erproben, weil Nikita fürchtete, Revolutionäre könnten durch allzu günstige Wahrsagungen auf Umsturzideen kommen. Der Fürst belohnte seinen Leib-Wahrsager auch jedesmal so königlich, daß dieser andere, gewöhnliche Sterbliche gar nicht als Kunden benötigte, zumal er auch Gefahr lief, von seinen abergläubischen Landsleuten als Zauberer, Teufel oder Giftmischer totgeschlagen zu werden.

Fortsetzung auf Seite 162

RADIO IM HUMOR

Ein paar Drahtlosigkeiten

von C. K. Roellinghoff

Glauben Sie doch den guten Spaßmachern nicht, die Ihnen da was von Marconi oder anderen bedeutenden Rundfunktionären erzählen! Die ganze drahtlose Angelegenheit wurde bereits vor etlichen Jahren von meinem Freunde E. Th. A. Knaller erfunden. Geschehen ist dies so:

Knaller kommt eines netten Morgens des Jahres 18.. in meine beste Stube gestürzt und schreit schon an der Türe:

„Ahnest du, was mir gelungen ist!“

„Du hast deinen Onkel angepumpt!“ freudebebt ich.

„Nein!“ entgegnet Knaller sonor und ernst. „Ich habe soeben erfunden, wie man ohne Draht, Leitungsmasten und dergleichen Zimt telegraphieren kann!!!“

Perplex stammle ich:

„Knaller! Wenn das die Wahrheit ist, bist du der größte Mann der Jahrhundertwende!“

Da sagt Knaller:

„Wer redet von Wahrheit? Ich sag' doch: ich hab's eben erfunden!...“

Heute natürlich ist die Antenne schon so populär, daß die

Dienstbolzen der ganzen Umgegend ihre Wäsche zum Trocknen darüber hängen.

Und doch, wir sind noch nicht am Ende! Mit einigem Schauder denke ich an die nahen Zukunftszeiten, da folgendes Gespräch auf der Tagesordnung sein wird:

„Fräulein, so melden Sie sich doch endlich! Ich funke Sie seit zehn Minuten an!“

„Bitte senden!“

„Fräulein, geben Sie mir Funkamt Dönhoff, Welle Zwosechssiebänn!... Lizzie? Ahoi!“

„Ahoi! Hier Welle Zwosechssieben!“

„Lizzie! Endlich hab ich dich!“

„Hans! Endlich! Wo steckst du denn? Ich funke dich dauernd an und kriege immer einen gewissen Mr. Pipecastle in Philadelphia! Laß dir doch gelegentlich 'ne andre Welle geben, ja?“

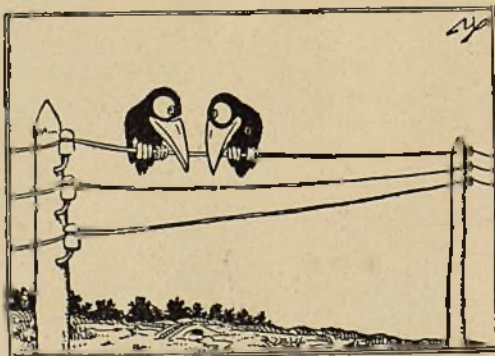
„Ahoi, ist dort Schnapphahn & Co., Nebenwelle 6?“

„Herr, gehen Sie aus meiner Welle, ja?“

„Lizzie?“

„Ahoi, Herr Schnapphahn?“

„Herr, geh'n Sie aus der Welle, sonst



„Wo sollen wir bloß bleiben, — wenn doch alles drahtlos wird!“

(Buen Humor, Madrid)

funke ich Ihnen meinen Stiefel-
knecht an den Kopf!!!“

„Hans! Hans?“

„Ja, Lizzie, ich schalte auf
Welle 335 334 um! Ahoi!
Lizzie?“

„Ahoi, hier Eiffelturm. Aus-
gabe der neuesten Wetterbe-
richtel!“

„Ich schicke Ihnen gleich
ein Donnerwetter, Herr!
Lizzie!!!“

„Ahoi! Hans! Ahoi! Hans?“

„Tommy! Tommy! Come
along, quickly — a celest
voice of a very nice ger-
man girl!!! Tommy!“

„Hans!!! Ahoi!!!“



Die drahtlose Witwe

(The Sketch)

Der zerstreute Arzt: „Nanu,
soviel Nebengeräusche? Da
kommt wohl das Konzert aus
London dazwischen!“

(Berliner Illustrirte)

„Oh, dear miss,
wir werden sseinen glück-
lick...“

„Ahoi, Lizzie?“

„Nein, hier Schlachthof,
Wien. Ist der Ochse jetzt da?“

„Nein, Herr! Der ist
am anderen Wellen-
endel...“

Und so weiter und so
weiter...

Aber das ist, Gott sei
Dank, noch ein Zukunfts-

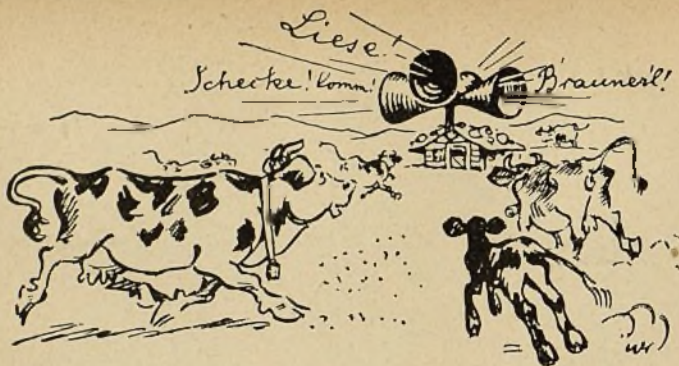


Eine unangenehme



Weihnachtsüberraschung

Zeichnung von Heath W. Robinson



Feierabend auf der Alm mit Radio

(Berliner Illustrierte)

walzer über den „Wellen“... Übrigens gibt es natürlich auch heute noch Leute, die von Radio so viel Ahnung haben wie ein Hindukuli von der deutschen Literaturgeschichte. Ich nenne nur meine Portierfrau.

„Na, Frau Kuhl,“ erzähle ich ihr neu-lich, „ich habe mir jetzt auch eine An-tenne zugelegt!“

„Ich zieh' Hunde vor!“ sagt sie kategorisch. „Ich kann nu mal Katzen nich vaknusen. Und denn sehne Ihnen vor, detma det Biest nich de neuen Treppenläufe va-schandelt!...“

Der Rundfunk ist eine segensreiche Einrichtung. Wohl, dreimal wohl dem, der sie ungestört genießen kann! Warum indiskret sein und Namen nennen, — jeden-falls, ich habe einen guten Freund, der, abgesehen von seiner vor etlichen Jahren begangenen Ehe-schließung, gänzlich

unvorbestraft ist. Diesem Freunde schien anfangs sein neugelegtes Radio viel Er-leichterung zu schaffen. Begann näm-lich die Gattin üblicherweise nach der An-probe des sechsundzwanzigsten Kleides zu jammern, daß sie nichts, aber auch rein gar nichts anzuziehen hätte, wuchs sich diese immerhin noch harmlose Fest-stellung im weiteren Verlaufe der Tirade zu Vorwürfen von schwerster Tragkraft aus, — nun, so nahm mein Freund die

beiden Kopfhörer und schnallte sie sich fest, fest um die Ohren. Trotz-dem: als jüngst sein Radiomonteur kam, um nach dem Rech-ten zu sehen, und meinen armen Freund fragte:

„Wie funktioniert Ihr Apparat?“

Da antwortete er wahrheitsgemäß:

„Leider höre ich lästige Nebenge-räusche!“

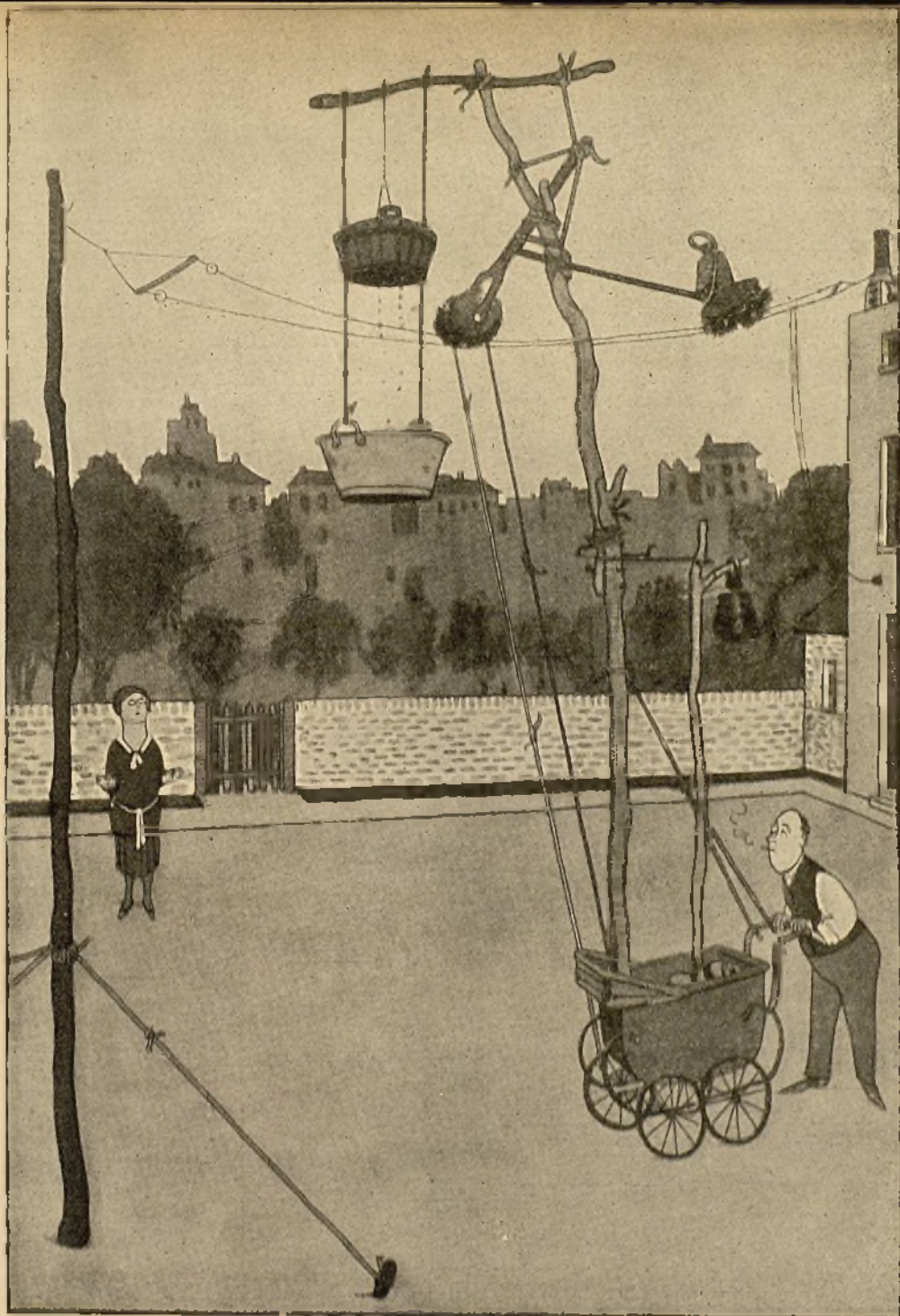
„So? Dann er-lauben Sie, daß ich Ihren Apparat mal mitnehme!“



Eine Radiokatastrophe

Tante Lieschen und Tante Röschen wollten den Vortrag über „Das Einkochen“, haben aber durch Einstellung auf eine falsche Wellenlänge eine Vorlesung über das „Geschlechtsleben der Urvölker“ erwischt.

(Zeichnung von Willibald Kraus)



Für das kommende Frühlingsreinemachen
 Vorrichtung zur Säuberung der Antenne
 (Zeichnung von Heath W. Robinson)

„Nein!“ sagte mein armer Freund.
„Nehmen Sie meine Frau mit!“...

Eine der Rundfunkstationen hatte neulich den mit Recht so abgedroschenen Hildsachschen „Lenz“ auf dem Programm. Aber als der rühmlichst bekannte Sänger endlich kehlkopfbereit war, kam der Sprecher dazwischen, der unbedingt und unverzüglich die Wetterlage bekanntgeben mußte. Die Hörer bekamen also folgendes zu hören:

„Herr Kammer Sänger X.: ‚Der Lenz ist da!‘“

Und:

„Weitere Abkühlung bei frostigen Winden!“

Auch in der hohen Politik spielt Radio die ihm gebührende große Rolle. Als MacDonald, der englische Premier, im Parlament wegen der Niederschlagung des Kommunistenprozesses heftig angegriffen wurde, antwortete er gelassen:

„Die Hälfte ist erlogen!“

Und als der gegnerische Redner die Verbreitung dieser Anschuldigungen schon durch Radio erwähnte, fügte der Premier kühl hinzu:

„Ich sage ja — aus der Luft gegriffen!“

Die Humoristen, die ja angeblich so bescheiden sein sollen, waren in Wirklichkeit von jeher schon ein außerordentlich ehrgeizig Volk. Einer aus diesem beliebten Dichterstamme hatte einen drahtlosen Vortrag gehalten und fragte nächsten Tages einen Kollegen:

„Haben Sie mich gestern gut per Radio gehört?“

Worauf der andere mit dem angemessenen sachlichen Ernst zurückgab:

„An meinen Hörern muß was nicht in Ordnung sein. Ich habe alles andere gut gehört, aber ich habe leider keinen Funken Humor vernommen!“



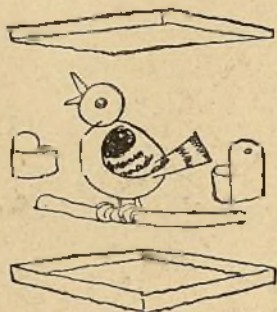
Die musikalische Trockenleine
(Strand-Magazine)



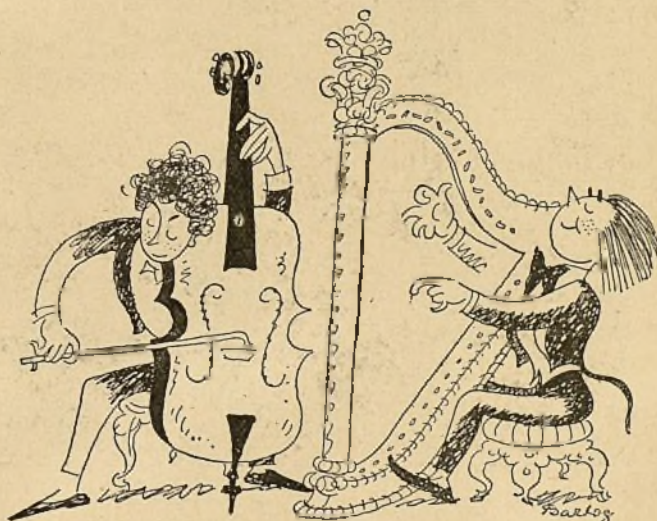
Der Hundefänger



Die Mausefalle



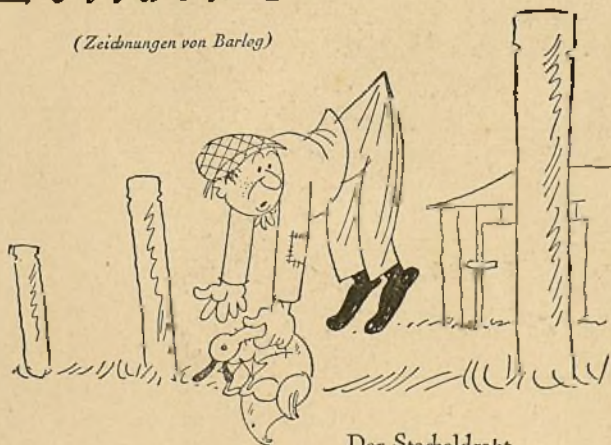
Das Vogelbauer



Das drahtlose Konzert

Im drahtlosen Zeitalter!

(Zeichnungen von Barlog)



Der Stacheldraht

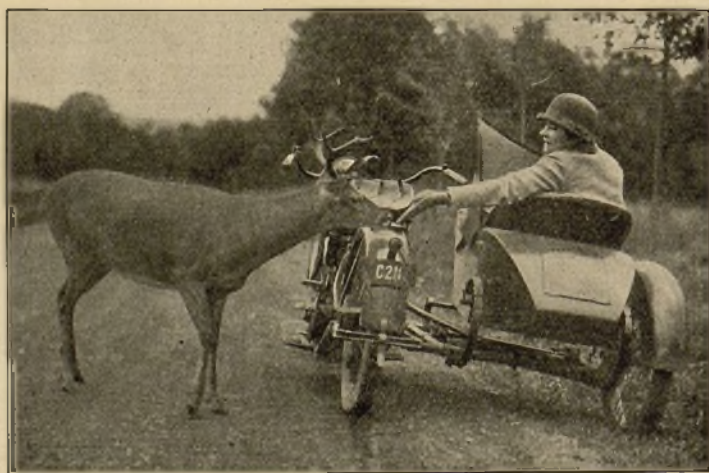


Ganz drahtlos!

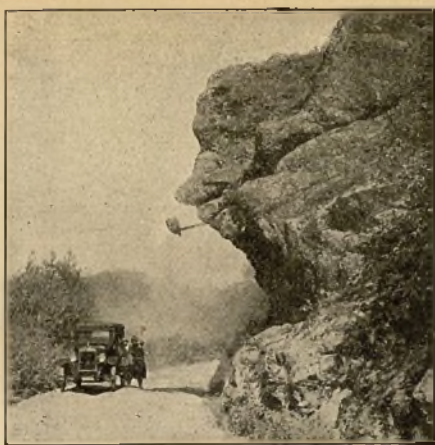
Aus dem Uhu-Album



Farina, ein kleiner schwarzer Filmstern, der in Hollywood tätig ist.



Im Naturschutzpark von Tinconderoga (Nordamerika)



Ein Felsen (bei San Franzisko)
in Form eines Gesichts, dem lustige
Amerikaner eine brennende Pfeife
zwischen die „Lippen“ geschoben haben.



Eine musikalische Schimpansin



Schweinerei



DAS ZEICHEN

NOVELLE VON LUIGI PIRANDELLO

Zeichnungen von Godal

Da Raffaella Osimo wußte, daß die Studenten am nächsten Vormittag auf die innere Klinik kommen würden, bat sie die Oberschwester, sie in den Hörsaal bringen zu lassen, wo der Primarius sein Kolleg über Diagnostik und Semiotik hielt.

Die Oberschwester warf ihr einen mißbilligenden Blick zu.

„Du willst dich den Studenten zeigen?“

„Ja, bitte; bitte, nehmen Sie mich.“

„Weißt du auch, daß du aussiehst wie ein Gerippe?“

„Ja, bitte. Das tut nichts. Bitte, nehmen Sie mich.“

„Sieh mal an, die Frechheit! Und was meinst du wohl, was wird man da drinnen mit dir machen?“

„Dasselbe wie mit Nannina“, sagte Raffaella. „Nicht?“

Nannina, ihre Bettenachbarin, war seit gestern fort. Am Tag, bevor sie die Klinik verlassen, hatte sie ihr, kaum daß sie aus dem großen Saal dort hinten, wo die Vorlesungen stattfanden, zurückgekommen war, ihren Körper gezeigt. Der war über und über mit Zeichnungen bedeckt; wie eine Landkarte sah er aus. Ein Dermatographenstift hatte Lungen, Herz, Leber, Milz und allerhand andere Organe sauber an ihre Stelle gemalt.

„Und da willst du hincin?“ fragte die Oberschwester nochmals. Dann willigte sie ein.

„Meinetwegen — aber ich mache dich darauf aufmerksam: die Zeichen sind viele Tage lang nicht wieder wegzubringen, nicht einmal mit Seife.“

Raffaella zuckte die Achseln und lächelte.

„Das schadet nichts, lassen Sie mich nur hinein.“

Eine leise Röte war ihr ins entsetzlich abgemagerte Gesicht gestiegen, aus dem die schönen schwarzen Augen jetzt lebhaft glänzten. Ihr winziges, kindliches Körperchen verschwand fast in den groben Leintüchern des armseligen Spitalbettes.

Sowohl für die Oberschwester wie auch für alle anderen Pflegerinnen war Raffaella Osimo eine alte Bekannte.

Schon zweimal vorher war sie auf der Klinik gewesen. Das erste Mal wegen... Du lieber Himmel! Sie fallen eben herein, und das Malheur ist fertig! Und wer muß daran glauben? Ein armes, unschuldiges Wurm, das im Findelhaus landet.

Die Osimo hatte ihr Malheur ziemlich schwer genommen; zwei Monate nachher kam sie wiederum auf der Klinik an, mehr tot als lebendig, mit drei Sublimatpillen im Leib. Und jetzt war sie schon wieder seit einem Monat da; wegen hochgradiger Blutarmut. Mit Arseninjektionen hatte man sie ein bißchen in die Höhe gebracht, und nun sollte sie in einigen Tagen entlassen werden.

Alle im Krankensaal konnten sie gut leiden und bedauerten das zarte, schüchterne, lächelnde Geschöpf, das so gutmütig und so untröstlich war. Trotzdem sich ihre Verzweiflung niemals in Tränen oder sonstigen Ausbrüchen äußerte.

Das erste Mal hatte sie gleich ruhig lächelnd erklärt, daß ihr nunmehr nichts anderes übrig bliebe als zu sterben. Aber da sie nur das Opfer einer ganz gewöhnlichen Geschichte war, wie sie so vielen Mädchen zustoß, hatte ihre leise Drohung

keinen besonderen Eindruck gemacht. Man weiß, daß die Verführten und Verlassenen immer den Selbstmord im Munde führen; man muß ihnen nicht gleich alles glauben.

Raffaella Osimo hatte aber nicht bloß gesprochen, sie hatte auch gehandelt. Und die guten Schwestern versuchten nachher vergeblich, sie mit schönen Worten und dem Hinweis auf die Gnade Christi und die Tröstungen der Religion aufzurichten. Sie tat damals, was sie auch jetzt tat: Hörte lächelnd und aufmerksam zu und sagte ja. Aber man sah, daß der bleierne Druck auf ihrem Herzen allem tröstlichen Zureden nicht weichen wollte.

Sie hatte vom Leben nichts, rein gar nichts mehr zu hoffen. Sie sah sich endgültig getäuscht und wußte, daß an der Enttäuschung ihre eigene Unerfahrenheit, ihr leidenschaftliches und leichtgläubiges Naturell die Schuld trug, mehr als jener junge Mann, dem sie sich hingegeben hatte, und der ihr niemals angehören durfte.

Aber entsagen, — nein, dazu fehlte ihr die Kraft.

Für alle anderen war ihr Schicksal etwas ganz Alltägliches; sie trug darum nicht weniger schwer daran. Sie hatte ja so viel gelitten! Erst das furchtbare Unglück mit dem Vater; dann das Begraben aller Hoffnungen und Ambitionen... Und nun war sie eine arme Näherin, verraten und verlassen wie unzählige andere; aber eines Tages... Ja, alle die anderen sagten auch ganz genau dasselbe: „Aber eines Tages...“ und sie logen dabei; denn die Besiegten, Zertretenen müssen ja ihre bedrückte Brust mit Lügen erleichtern. Sie, Raffaella, mochte aber nicht lügen.

Trotzdem sie noch so jung war, hätte sie ganz sicher bald ihr Lehrerinnen-

examen gemacht, wenn der Vater ihr nicht so plötzlich entrissen worden wäre. Unten, in Calabrien, hatte man ihn während der Wahlen ermordet, nicht aus persönlichem, sondern aus politischem Haß.

Der Baron Barni, dessen treuer und eifriger Sekretär der Vater gewesen, hatte später, nach seiner Wahl zum Abgeordneten, die vereinsamte Doppelwaise in sein Haus aufgenommen, um sich in den Augen seiner Wähler als dankbarer und wohlthätiger Mensch zu bespiegeln. So war Raffaella nach Rom gekommen. Ihre Stellung im Barnischen Hause war etwas unsicher; man behandelte sie als Familienmitglied, aber eigentlich versah sie die Obliegenheiten einer Erzieherin der jüngeren Kinder, auch ein wenig die einer Gesellschafterin der Frau Baronin; alles ohne Gehalt, selbstverständlich. Sie arbeitete; der Baron aber sonnte sich im Gefühl seiner guten Tat.

Dies alles drückte sie damals gar nicht; sie arbeitete ja so gerne, mit frohem Herzen und fleißigen Händen, um sich die väterliche Zuneigung des Mannes zu erwerben, dessen Haus sie in Schutz genommen hatte. Denn sie hegte die geheime Hoffnung, daß diese uneigennützig, freudige Arbeit zusammen mit dem Blutopfer, das ihr Vater gebracht, eines Tages den Widerstand des Barons würde besiegen helfen, wenn Richard, der älteste Sohn, ihm seine Liebe zur armen Waise würde gestehen können. Richard hatte es versprochen; oh, er zweifelte nicht daran, daß der Vater nachgeben würde, aber jetzt freilich war es noch unmöglich, ihn zu bitten; Richard war erst neunzehn Jahre alt, mitten in seinen Studien, nein, er hatte wirklich nicht den Mut, sich seinen Eltern zu eröffnen; es war schon besser, man

wartete noch einige Jahre... Warten, warten... aber war es möglich zu warten, unter einem Dach, immer nebeneinander, zu warten nach so viel Zärtlichkeiten, Versicherungen, Schwüren...?

Die Leidenschaft hatte Raffaella blind gemacht.

Und als schließlich die Folgen nicht mehr zu verbergen waren, hatte man sie davongejagt. Einfach hinausgeworfen, ohne Erbarmen, ohne die geringste Rücksicht auf ihren Zustand. Der Baron hatte an ihre alte Tante geschrieben, sie sollte sofort kommen und die gefallene Nichte mit sich nach Calabrien nehmen, er wollte sich die Sache eine kleine Rente kosten lassen; aber die Tante beschwor ihn, wenigstens zu warten, bis die Niederkunft in Rom erfolgt sei, denn sie hatte Angst vor dem Skandal in der kleinen Stadt. Barni hatte nachgegeben unter der Bedingung, daß sein Sohn nichts davon erfahren dürfe. Nach der Entbindung hatte Raffaella nicht nach Calabrien gewollt; der wütende Baron drohte mit der Entziehung der Rente, stellte sie auch nach dem Selbstmordversuch tatsächlich ein. Richard war nach Florenz gegangen; sie begann bei einer Schneiderin als Lehrling zu arbeiten, um sich und die Tante zu erhalten. Dann verging ein Jahr, Richard war wieder in Rom, aber sie machte gar keinen Versuch ihn wiederzusehen. Da das gewaltsame Experiment nicht gelungen war, wollte sie nun langsam, nach und nach, zugrunde gehen. Die Tante hatte die Geduld verloren und war nach Calabrien zurückgekehrt. Es war jetzt einen Monat her, daß Raffaella im Hause der Schneiderin, bei der sie nähte, ohnmächtig zusammengefallen war; dann hatte man sie



Die Studentin zeichnete mit dem feuchten Stift auf ihrer Haut.

wieder auf die Klinik gebracht, und da sollte sie bleiben, um sich von ihrer Blutarmut heilen zu lassen.

Vor einigen Tagen hatte Raffaella von ihrem Bett aus die Studenten durch den Krankensaal gehen sehen, die das Kolleg über Diagnostik und Semiotik hörten. Mitten unter ihnen sah sie Richard nach

zwei Jahren zum ersten Male wieder; neben ihm eine junge Dame, offenbar eine Studentin; hübsch, blond, von etwas fremdartigem Typ... die Art, wie er sie ansah, ließ in Raffaella keinen Zweifel übrig... es war klar, er liebte sie. Und die junge Dame senkte ihre Augen in die seinen und lächelte...

Raffaella hatte ihnen nachgeblickt, bis sie zwischen der langen Bettreihe verschwunden waren; dann blieb sie mit starren, weitgeöffneten Lidern liegen. Nannina, die Nachbarin, begann zu lachen.

„Was schaust du denn so komisch?“

„Ach, nichts...“

Dann lächelte sie auch und streckte sich, das Herz klopfte ihr, als wollte es aus der Brust springen.

Die Oberschwester kam und forderte Nannina auf, sich fertig zu machen, da der Professor sie zur Demonstration rufen ließ.

„Was wollen sie dort drinnen mit mir machen?“ fragte Nannina.

„Dich fressen! Was denn sonst?“ antwortete die Oberschwester. „Heute ist die Reihe an dir, morgen an einer anderen, sie kommt an jede. Du wirst ja morgen entlassen.“

Raffaella schauderte es bei dem Gedanken, daß die Reihe auch an sie kommen könnte. Lieber Gott, in diesem elenden, herabgekommenen Zustand sollte sie sich vor Richard zeigen? Wenn die Kollegen etwas wüßten, würden sie sicher zu ihm sagen: „Was, mit diesem kleinen Gerippe hattest du dich eingelassen?“

Wäre das eine Rache gewesen? Aber sie wollte sich ja nicht rächen.

Und doch, als nachher Nannina zurückkam, mit der Landkarte auf ihrem Körper, und erklärte, was man alles mit ihr gemacht hatte, besann sich Raffaella plötzlich eines anderen. Sie wollte auch hinein; und nun erwartete sie zitternd vor Ungeduld die Studenten.

*

Endlich gegen zehn Uhr kamen sie. Richard und die Studentin Seite an Seite,

wie neulich. Sie hingen mit den Augen aneinander und lächelten.

„Soll ich mich ankleiden?“ fragte Raffaella in fieberhafter Eile, als jene eben am Saalende erschienen.

„Gott, die Eile! Bleib nur liegen!“ befahl die Oberschwester. „Wir müssen warten, bis der Herr Professor dich verlangt.“

Aber rein, als hätte sie bloß gesagt: „Ja“, begann Raffaella, sich unter der Decke hastig anzukleiden. Sie war fix und fertig, als man sie holen kam.

Totenblaß, an allen mageren Gliedern bebend, mit aufgelösten Haaren, glänzenden Augen und immer lächelnd betrat sie den Hörsaal. Richard Barni stand neben der Studentin und sprach auf sie ein. Er bemerkte Raffaella nicht; diese aber, verschüchtert zwischen so vielen jungen Männern, suchte seinen Blick zu erhaschen und hörte nicht, daß der Professor rief:

„Hierher, hierher, Kleine!“

Da wandte Barni sich um und sah in das glühende Gesicht, das ihn unverwandt anstarrte. Er erblaßte bis unter die Haarwurzeln, und seine Züge verfinsterten sich.

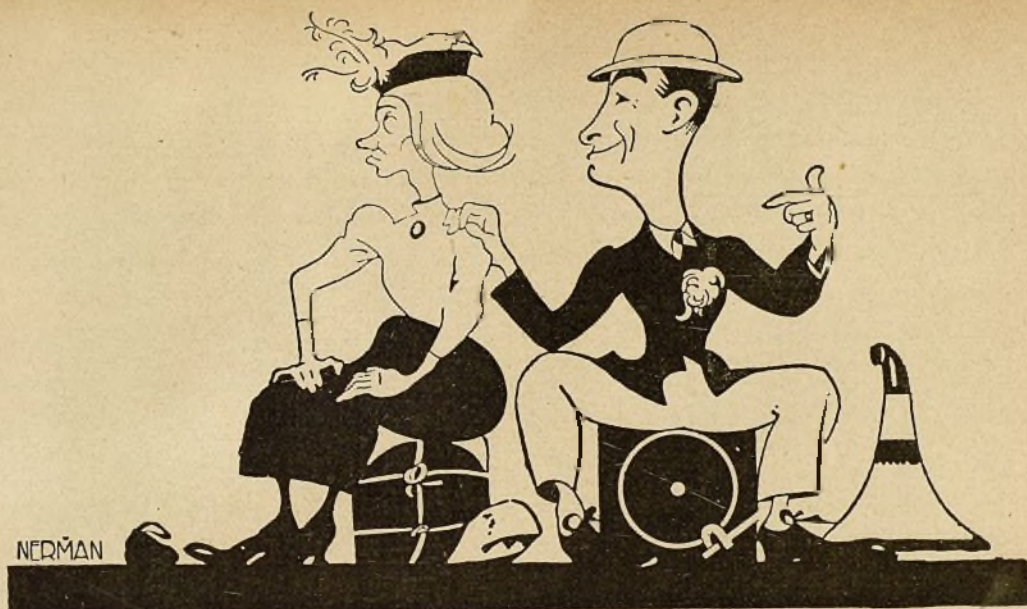
„Na also, wird's?“ rief der Professor wieder. „Hierher doch!“

Raffaella hörte die Studenten lachen und fuhr zusammen; sie sah, daß Richard sich am äußersten Ende des Saales in eine Fensterische zurückzog. Sie blickte hilflos um sich, lächelte ein kleines, nervöses Lächeln und fragte:

„Was soll ich tun?“

„Hier, hierher, leg dich da hinauf!“ sagte der Professor und deutete auf einen hohen Tisch, der mit einer Art Matratze gepolstert war.

Fortsetzung auf Seite 166



Zwei Mitglieder der Co-Optimists-Truppe in der aktuell-parodistischen Szene
„Den Omnibus verpaßt!“

Die Co-Optimists

Die Co-Optimists — merkwürdigerweise auf dem Kontinent fast gar nicht bekannt — sind die berühmteste englische Schauspielertruppe: vier Damen und sechs Herren. Sie mieten ein Theater und führen allen erdenklichen dramatischen Ullk mit verblüffend virtuoser Schauspiel-Technik vor. Von allen Mitgliedern geht der Zauber starker Persönlichkeiten aus. Die Co-Optimists dichten ihre Verse, ihre Stücke selbst, erfinden ihre Witze, ihre Tänze und führen nichts vor, das sie nicht selbst ersonnen haben.

Deutschland ist eben erst zu der anglo-amerikanischen „show“ gelangt und sieht noch mit naivem Staunen diese unerhörte Anhäufung von dekorativen Quantitäten, die ihm jetzt mit einem Schlage gleich auf drei und vier Berliner Bühnen und auch schon in einigen Provinz-

theatern geboten werden. Der Anfangserfolg dieser fünfstündigen Ausstattungsrevuen, deren Titel „Noch und Noch“ oder „Das hat die Welt noch nicht gesehen“ usw. schon auf ihren rein sinnlichen, ganz ungeistigen Augenbluff hinweist, war beim deutschen Publikum außerordentlich

groß. In der Tat so groß, daß — weil in Deutschland alles auch kunsttheoretisch belegt werden muß — sich schon Theaterästhetiker gefunden haben, die dies als ganz natürliche Kunstentwicklung, als Wiedergeburt der Urform des Theaters: Farbe, Licht, Klang, Bewegung, begrüßten. Aber die Lehren Craigs gerade auf das Revuetheater angewandt, das ist denn doch wohl ein gar zu schlecht gespielter Primitivismus. Und so haben denn auch von Anfang an die Gegenstimmen des Entsetzens nicht gefehlt, die wiederum nichts Geringeres als den endgültigen Untergang des Theaters beklagen. Das ist nach beiden Richtungen die stets viel zu weit gehende „Absolutheit“ aller Aestheten. Es ist nur halb so schlimm. Die Revue ist weder die primitivistische Wiedergeburt, noch der schmachvolle Tod des Theaters. Sie kam in der geistigen Erschlaffung der zehnjährigen Kriegsepoche zu einem leichten und leicht verständlichen Triumph, und mit der Besserung der Moral hat sie auch schon den Gipfel ihres Welterfolges überschritten. Nach Deutschland vollends ist ihre Wüste zu spät hineingewachsen, um an dieser Mutterstätte des geistigen Theaters ernsthaften Schaden stiften zu können. Sie ist schon an ihren Wurzeln erkrankt, und in dem Augenblick, da wir sie erst kennen lernen, wird sie in ihrem englischen Heimatland schon überwunden!

In London gehört seit drei Jahren der Haupterfolg der Unterhaltungsbühnen nicht mehr den „shows“, den Revuen —

trotz des sardanapalischen Prunks des Hippodromes oder des Palladiums —, sondern der Truppe der „Co-Optimists“. Die Erklärung dieses (ganz nachdenklichen) Namens wird man besser erst geben, wenn man gesagt hat, wer sie sind und was sie tun.

Die Co-Optimists sind eine Truppe von sechs Herren und vier Damen. Sie mieten bald dies, bald jenes Revuetheater und treiben dort jede erdenkbare Art von dramatischem Ulk, den ganzen Abend lang. Sie sind nur zehn, nicht 500 wie in den Revuen, an Dekorationen haben sie nur zwei Klaviere, zehn Stühle, einen Tisch mit weißem Tischtuch, ein paar Vorhänge, ein paar andeutende Kulissenstücke, und ihr Pierrot-Kostüm verändern sie nur zwei- oder dreimal durch einen Zylinderhut, einen Uniformrock oder einen Smoking. Und doch ist ihre vierstündige Unterhaltung genau so bunt schillernd, vielfältig, wirbelnd abwechslungsreich wie die teuerste Revue — nur noch viel lustiger, viel witziger, viel geistreicher!

*

Sie ersetzen die Revue der 500 durch zehn ... Persönlichkeiten. Sie treiben ein klein wenig Stilästhetik: sie geben sich als die modernen Nachfolger der ersten englischen Theaterleute, der „comedians“, die wiederum die englischen Darbieter der „comedia del arte“ waren. Die „comedians“ sind tatsächlich die echteste englische Form des Theaters, und ihre Truppen haben sich fast völlig unverändert in der englischen und amerikanischen Provinz bis heute er-



Verhöhnung der Schauerszenen in den
englischen Theaterstücken

halten. Nur in den „intellektuellen“ Städten waren sie durch Shaw und Ibsen und Wagner und Djaghilew, und diese wiederum durch die ganz gedankenlose Revue, ausgerottet worden. Da bringen die Co-Optimists zur Gesundung die Kunst der „comedians“ wieder in die Städte zurück.

Die „comedians“ waren und sind (sehr naive) dramatische Universalisten. Sie sind Sänger, Tänzer, Schauspieler, Rezitatoren, Dichter, Komponisten und Gaukler zugleich. Sie machen sich selbst die naive Handlung einer Harlekinade zurecht (das Harlekinsgewand ist bei ihnen noch von der „comedia del arte“ her Tradition), und in diesem Rahmen singen sie, spielen sie, tanzen sie, schlagen Rad, schlucken Feuer, zeigen sich als Schlangenmenschen und sagen selbstverfaßte Gedichte her. (Charlie Chaplin ist aus einer Comedian-Truppe hervorgegangen.)

*

Genau das tun auch die Co-Optimists, nur ohne die Naivität, nur ohne den provinzierischen Dilettantismus der comedians. Die vier Mädels z. B. tanzen so gut wie die besten amerikanischen Variété-Exzentriktänzerinnen; aber sie singen auch mit reizenden Stimmen und pointieren ihre Couplets so fein wie die Massary; aber sie kommen auch in einer Parodie auf moderne Literatur gut heraus und spielen mit verblüffend virtuoser Schauspieltechnik, die durch die ironisch-parodistische Uebertreibung noch verblüffender wirkt; aber sie imitieren auch die Nackt-

und Modenmannequin-Szenen und zeigen dabei genau solche Körperschönheit und die gleiche alberne Ungeniertheit wie die besten Chorusgirls Londons. Sie sind vollendete Partnerinnen für einen Apachentanz oder einen Valse tourbillon, sie sind mit leerem, gefrorenem Lächeln und stereotypen Kußhänden die „Helferinnen“ bei irgendeinem Jonglierakt, und sie stürzen sich mit kleinen Schreien und tollen Saltos auf die Spitze der athletischen Schlußpyramide. Und sie tun all dies, ob nun im akrobatischen, musikalischen oder parodistischen Genre, mit vollkommener technischer Sicherheit und Vollendung.

Genau so die sechs Männer, die nur noch die schöpferische Leistung hinzufügen. Die Co-Optimists sprechen keinen Vers, singen keinen Ton, tanzen keinen Schritt, spielen keine Szene, machen keine Variété-Stückchen, erzählen keine Anekdote, die sie nicht selbst ersonnen, gedichtet, inszeniert, komponiert, ausgearbeitet hätten. Sie sind keine Wildes, keine Puccinis, keine Baksts natürlich, aber sie halten sich stets auf dem besten Niveau, das in jeder der genannten Gattungen heute überhaupt erreicht wird. Ihre Universalität ist um so verblüffender, als sie stets von einer höchst persönlichen (man könnte auch sagen: genialischen) Ursprünglichkeit ist.

*

Und das Thema ihrer „Revue“? Das sind immer die letzten Tage des Londoner Lebens mit all seinen politischen, kommunalen, künstlerischen, geschäftlichen, verkehrstechnischen, gesellschaftlichen, volks-



Verspottung eines Helden des Cricket-Sports



Eines der weiblichen Mitglieder der Co-Optimists-Truppe in einer grotesken Soloszene

lischer Viertelton - Melodie einen brillant „chinesischen“ Wong - wong - Kwang-Kwang-Text, der sich aber bei schärferem Hinhören als gut englisches und äußerst bissiges Couplet auf den Bankschwindelkrach entpuppt.

Die nächste Nummer: Da hat irgendeine Zeitung ein dummes sprachliches Preisausschreiben veröffentlicht, und in einer geschlossenen Nachmittagsvorstellung war ein sehr verzwicktes psycho-analytisches Drama einer „gewagten“ jungen Engländerin aufgeführt worden. Schon sind die

Co-Optimists da und spielen eine sehr eindeutige und raffinierte Ehebruchszene, in der — zehn Minuten lang — alle gesprochenen Worte mit einem W anfangen.

Oder: Ein Londoner Schutzmann hat ein echtes Bobby-Lebensrettungs-Heldenstückchen vollbracht, und in einer Zeitschrift ist eine tiefgründige Rundfrage im Gang, ob übergroße unglückliche Liebe zum Selbstmord berechtige. Das begeistert die Co-Optimists zu einer ihrer besten Nummern, zu einer Parodie moderner Nerven-, Seelen- und Ausdruckskunst, hoch



Zwei der ausgelassensten, witzigsten und graziösesten Mitglieder der Truppe
Frl. Nita Underwood und Frl. Doris Bentley

expressionistisch. Abend an der Themse — der schwarze Fluß — das Grab alles Großstadtelends — ein weinendes Mädchen wartet — auf den Liebsten — er kommt nicht — ein Bobby patrouilliert gelassenwachsam vorbei — sie fragt ihn nach der Zeit — ja, acht Uhr schon durch — oh er kommt nicht mehr — ihr volles Herz muß sprechen — vorigen Mittwoch haben sie sich hier auf dieser Bank, auf der sie sich jeden Mittwoch treffen, gestritten — um nichts — aber es blieb doch ein Bruch — der eine oder der andere schien des Partners schon müde — aber keiner wollte dem andern quälende Fessel sein — dazu dachten sie zu modern — und der Verdacht war da, die Entfremdung — aber sie wollten sich noch einmal überdenken — sie ließen ihr Mittwoch-Rendezvous bestehen — aber wenn einer heute nicht käme — wußte der andere ohne Szene, daß es besser aus sein sollte — und er kommt nicht, er kommt nicht —. Das erzählt sie dem Bobby in ganz „modernem“ Staccato-Hacktext und mit einer beispiellos echten Darstellung von Seelenqual und Nervenzerrüttung, so daß das Publikum wirklich zu Tränen gerührt ist. Auch der Bobby. Und wie er sich wegdreht, um sich die Augen zu wischen, springt sie mit einem Wolter-Schrei über die Quai-brüstung in den Fluß. Und der Bobby ihr nach in höchster Entrüstung: „Nu heernse Frollein, heut' ist doch erst Dienstag!“

*

Die Co-Optimists bieten allabendlich sechzehn solche Stückchen aus einem stän-



Eine der bezaubernd anmutigen Tänzerinnen der Co-Optimists-Truppe

dig ergänzten Repertoire von mindestens sechzig Nummern. Alle selbst gemacht, alle so gemacht. Sie wählen nach Lust, Laune und Anlaß und wirken jeden Abend frisch. Seit drei Jahren gibt es in ihren Theatern nie einen leeren Stuhl. Ganz London kaut ihre Scherze wieder, ganz London trällert Gideons textlich und musikalisch satirische Chansons. Ganz London hat sich von der Stupidität des Ausstattungsprunkes

zum spitzen Witz der Co-Optimists bekehrt.

Co-Optimists, das sind die Mit-Optimisten, die Vereinigung der Optimisten. Sie sind optimistisch in ihrem Glauben, daß die Kulisse doch nicht den Können erschlagen wird, die Masse nicht die Per-

sönlichkeit, die Quantität nicht die Kunst — der Stoff nicht den Geist. Sie sind optimistisch, daß das Theater, in welcher Form immer, zuletzt doch nur dem schöpferischen oder dem lachenden Geist gehören wird. Seit drei Jahren ist ihr Optimismus nicht enttäuscht worden. G. K.



Beim Vortrag eines Auto-Couplets

VERHEIMLICHEN

Geheimschriften und ihre Entzifferung

VON LOTHAR PHILIPP

Im März vorigen Jahres verlor ein sehr elegant gekleideter junger Mann ein Notizbuch, das der Finder ordnungsgemäß zur Fundstelle ins Polizeipräsidium brachte. Die dortigen Beamten sahen mit Erstaunen, daß das Notizbuch mit einer ihnen unbekannten Geheimschrift ausgefüllt war. Sie übergaben es deshalb dem Berliner Erkennungsdienst. Es dauerte hier auch nicht lange, so hatte man die Geheimschrift entziffert und erkannt, daß das Dokument das Tagebuch eines vielgesuchten Betrügers und Schwindlers war, der darin seine sämtlichen Schandtaten mit geradezu peinlicher Sorgfalt aufgezeichnet hatte. Man konnte danach die Spur des Verbrechers aufnehmen, der mit naiver Ahnungslosigkeit in die Falle ging und höchst erstaunt war, als man ihm den Inhalt seiner „Memoiren“ vorhielt. Er hatte sich dabei der klassischen Chiffriermethode von Julius Caesar bedient und war fest davon überzeugt, daß sie niemand dechiffrieren könnte.

Diese Methode von Julius Caesar kann durchaus keinen Anspruch darauf erheben, die älteste zu sein. Wir können getrost annehmen, daß die Geheimschreibekunst ebenso alt ist wie die Kunst des Schreibens selber, ja vielleicht in manchen Fällen noch älter. So existierte in der deutschen

Urzeit eine Stabrunengeheimschrift, welche jedenfalls nur zum Verkehr unter Eingeweihten, wahrscheinlich Priestern und Ältesten der Stämme, diente.

Auch der alte Schäker Ovid schildert uns in seiner „Liebeskunst“ eine chemische Geheimschrift. Daß sein Rezept bald sehr verbreitet war, ist zweifellos, denn die „Liebeskunst“ wurde schon deshalb so viel gelesen, weil sie verboten war. Und wenn die schwarzlockige Julia die Langeweile ihrer Vernunftsche mit irgendeinem glatzköpfigen Senator etwas unterbrechen wollte, so sandte sie ihrem Freunde, der vielleicht eine Lebensstellung als Gladiator am Circus Maximus hatte, eine ihrer häßlichsten Sklavinnen. Und das Rezept hieß dann nach Ovid:

„Fürchtet ihr aber, man könne die
Sklavin betasten,
Malt auf den Rücken ihr die süßen
Worte mit Milch.
Stäubt Er dann Kohle auf die be-
schriebene Schulter,
Sieht er die Schrift und liest das
wohlbewahrte Geheimnis.
Liebe ist findig.“

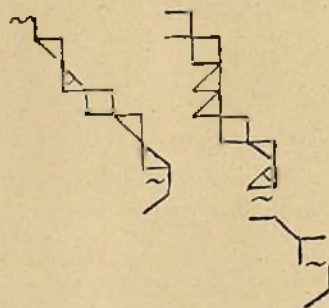
Natürlich wurde schon in damaligen Zeiten die Geheimschrift nicht nur in den Dienst der Minne gestellt, sondern auch

mathematischer Genauigkeit das betreffende Haus feststellen. Ich postierte mich also an dem betreffenden Sonabend um 9 Uhr vor der Wohnungstür im 3. Stock rechts dieses Hauses und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Kurz vor 9 Uhr kam ein junger Mann die Treppe herauf und wollte an der Wohnungstür klingeln. Ich trat hervor, um mir den Jüngling anzusehen, und erkannte — den Stiefsohn der Dame, welche mir den Zettel gebracht hatte. Der junge Mann hatte riesige Spielschulden gemacht und war in Verbindung mit einem sehr berühmten französischen Sprachlehrer getreten, welcher für Handels- und Industriepläne hohe Summen zahlte. Diesem lieferte er angeblich gestohlene, in Wirklichkeit jedoch gefälschte Pläne, um mit den erhaltenen Summen seine Schulden decken zu können.

Eine caesarische Methode, nur noch viel einfacher, ist die in der Überschrift zu diesem Artikel angewandte. Das Wort heißt dechiffriert „Geheimschriften“, und zwar wurde hier von den großen lateinischen Druckbuchstaben nur die untere Hälfte benutzt.

Es würde zu weit führen, wollte ich die tausendfachen historischen Methoden, wie sie fast jeder große Staatsmann der vergangenen Jahrhunderte, Napoleon I., Richelieu, Mirabeau, Graf Cronfeld usw., für seine Zwecke erfand, erwähnen oder beschreiben, zumal eine solche Beschreibung gewisse mathematische Voraussetzungen verlangt, die nicht jedermanns Sache sind. So raffiniert sie auch ausgedacht sind, es ist jede Chiffre zu entziffern. Man hat tatsächlich noch keine Geheimschrift gefunden, die unlösbar ist, wenn auch zugegeben werden soll, daß manche nur sehr schwer zu lösen sind,

wie z. B. jene Quadratchiffre, die mir vor zwei Jahren zum ersten Male vor die Augen kam. Ich besuchte einst einen mir gut bekannten Bankier, der neben anderen Vorteilen auch den besaß, daß er eine sehr hübsche, junge Tochter hatte, die er wie seinen Augapfel hütete. Ich weiß nicht mehr warum, jedenfalls war er auf die Männer, soweit sie als Freunde, Liebhaber oder Freier für seine Claire in Frage kamen, sehr schlecht zu sprechen und schloß das Mädchen „hermetisch“ von allem Männerverkehr ab. Ich besuchte ihn also eines Tages und bemerkte auf seiner Schreibunterlage folgende Zeichnung:



Auf meine Frage hin sagte er: „Ach, wissen Sie, das ist so ein Geschmiere, das man beim Telephonieren so hinmalt. Hat gar keine Bedeutung. Sie müssen auch nicht hinter jeder harmlosen Sache etwas Kriminelles wittern. Das ist ja unheimlich! Das grenzt an Hysterie!“ Ich ließ ihn ruhig poltern und kopierte mir inzwischen naturgetreu diese Zeichnung. Nach drei Stunden hatte ich die Lösung dieses „Geschmieres“ gefunden, und nachdem ich drei weitere Tatsachen festgestellt hatte, war auch das ganze andere Geheimnis gelöst. Die festgestellten Tat-

— jedes mal als ich gehe, mal mal
 dein alter Herr einen Kommiß
 zu dir — Tagelöhner aufzuheben.
 Vogel hat, Maus. Wenn er sich
 Engpfeife hat, ganzige Fräulein, mal mal
 noch lange weigert, entzühre
 Ich hab' mich nicht mehr. Vater.
 ich dich einfach. Kuss Hans.
 Ich bin mit meinem Größ

7/8

Dr. W. W. W.

II. Der „harmlose“ Brief

Die mit unsichtbarer Tinte (Alaunlösung) verfertigte große Schrift
 trat erst nach Erwärmung des Blattes hervor.

sachen hießen: 1. Der junge, elegante
 Prokurist des Bankiers pflegte in dessen
 Abwesenheit den Platz des Bankiers ein-
 zunehmen. 2. Nach Geschäftsschluß durfte
 nur die Tochter des Bankiers das Privat-
 kontor ihres Vaters aufräumen. 3. Die
 schöne Claire und der Prokurist waren

zusammen im Ufa-Palast gesehen wor-
 den. — Die Lösung der Chiffre? Ich habe
 sie dem Bankier nie verraten! Die Lösung:
 „Erwarten Massarybogen.“

Diese ganze Chiffre besteht aus einem
 Quadrat mit zwei Diagonalen. Aus den
 einzelnen Teilen der Figur werden die

Buchstaben gebildet und untereinander gesetzt, also sind die Buchstaben

a · □	f · L	k = □	p = X	u = □
b · —	g · □	l = □	q = ▽	v = □
c ·	h · □	m = □	r = ▽	w = ▽
d · —	i · □	n · /	s = ▽	x = ▽
e ·	j = □	o = \	t = ▽	y = ▽
				z = ▽

Die Wellenlinien vor und über einzelnen Zeichen geben zum Ausdruck, daß dieses Zeichen im Quadrat unten oder rechts steht, um eine Verwechslung mit den gegenüberliegenden Zeichen zu verhüten.

Unter den Vertauschmethoden (Caesar) sind noch heute sehr beliebt die sog. Wahlspruchchiffren. Ihnen liegt ein Wahlspruch zugrunde, dessen Buchstaben für die Buchstaben des Alphabetes gesetzt werden, z. B. *suaviter in modo, fortiter in re* (Angenehm in der Art, tapfer in der Tat)

suaviter in modo fortiter in re
a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v w x y z

Die Lösung wird dadurch erschwert, daß z. B. i für e, i, s und w steht, so daß also das englische Wort *wise* in der Chiffre heißen müßte: iiii.

Außer den Vertauschgeheimschriften gibt es noch mathematische, technische und chemische Geheimschriften. Die mathematischen sind den Vertauschchiffren sehr ähnlich, nur daß bei ihnen die Buchstabenfolge durch Berechnung mathematischer Figuren wie Winkel, Parallelogramme, Rechtecke und Pyramiden bestimmt wird, was natürlich eine Lösung ungemein erschwert. Zu den tech-

nischen Geheimschriften gehören die Netz-, Gitter- und Patronengeheimschriften, die sehr viel im Gebrauch sind. Die Gitterchiffren z. B. werden folgendermaßen hergestellt: Zwei gleich große Karten werden mehrmals an denselben Stellen durchlocht, und zwar so, daß dreisilbige Worte in den Löchern Platz haben. Will nun jemand chiffriert schreiben, so setzt er die geheime Mitteilung in die Löcher und füllt den übrigen Raum durch irgendeine belanglose Mitteilung aus.

Endlich die chemischen Geheimschriften. Sie sind mit unsichtbaren Tinten geschrieben. Die Schriftzüge werden beim Erwärmen des Blattes sichtbar, manchmal verschwinden sie beim Erkalten wieder. Derartige Tinten sind: Zitronensaft, Speichel, Zuckerlösung, Alaunlösung. Abbildung II stellt eine mit Alaunlösung zwischen den Zeilen geschriebene Mitteilung dar. Der Inhalt des Schriftstückes gibt einen ganzen Roman wieder, ein näherer Kommentar dürfte überflüssig sein. — Einst rief mich telephonisch ein bekannter Professor an und bat mich, doch einige Briefe zu untersuchen, die an seine Tochter gekommen waren. Er teilte mir persönlich dazu mit, daß seine Tochter früher mit einem Studenten der Chemie verkehrt habe, welchen Verkehr er aber ganz unterbunden habe. Während seine Tochter erkrankt war, kamen auf einmal Briefe von einer Freundin aus Leipzig, die ihm bis dato unbekannt gewesen sei. Er vermutete, daß die Briefe von besagtem Studiosus stammten, der, wie er erfahren hatte, jetzt in Leipzig studierte. Die Briefe waren, wie ich feststellte, sämtlich auf rosarotes Papier geschrieben. Der letzte, der mir zur Verfügung stand, lautete so:



Phot. Chiffriermaschinen A. G., Berlin W. 35

III. Die geheimnisvolle Schreibmaschine

Das moderne vervollkommnete Chiffrierverfahren: Der Text wird auf der Tastatur wie auf einer gewöhnlichen Schreibmaschine geschrieben und erscheint als chiffrierter Brief. Durch eine fast unbegrenzte Zahl von Einstellungsmöglichkeiten ist eine Lösung ausgeschlossen.

Liebe Johanna!

Ich hörte zu meiner größten Freude, daß Du wieder gesund bist. Ich hoffe, daß kein Rückfall der schrecklichen Krankheit wieder eintreten wird und daß du kräftig wirst an Leib und Seele. Ziehe Dich nur immer recht warm an, denn man kann in solchen Fällen nicht vorsichtig genug sein. Du wirst sicher froh sein, daß Du wieder aufstehen und spazieren gehen kannst. Laufe nur nicht zu viel, sondern immer recht langsam und

recht wenig. Die ersten Tage genügt ein

kurzer Spaziergang, so etwa bis zur Post und zurück, vollkommen. Dann kannst Du sie weiter ausdehnen. Nun erhole Dich recht gut und schreibe mir einmal.

Herzlich grüßt und küßt Dich

Deine Freundin Charlotte.

Es fiel mir sofort auf, daß die Zeilen so weit auseinander standen. Als ich den Brief in sachgemäßer Weise erwärmte, wurden zwischen den Zeilen schöne blaue

Schriftzeichen sichtbar. Der Brief sah jetzt so aus:

Liebe Johanna!
Geliebte, süße Kleine!

Ich hörte zu meiner größten Freude, daß Du Deinen lieben Brief erhielt ich und war ganz wieder gesund bist. Ich hoffe, daß kein Rückfall der schrecklichen Krankheit wieder einlaßt, fest zu mir zu halten und mein kleines, treten wird und daß du kräftig wirst an Leib angebetetes Weibchen zu werden. Ich habe und Seele. Ziehe Dich nur immer recht eine Stellung bei den Volkmar-Werken als warm an, denn man kann in solchen Chemiker angeboten bekommen, und wenn alles Fällen nicht vorsichtig genug sein. Du wirst perfekt ist, dann komme ich und hole mir sicher froh sein, daß Du wieder aufstehen mein allerliebstes, treues Weibchen zu mir, und spazieren gehen kannst. Laufe nur nicht Meine Dissertation ist vom Professor der zu viel, sondern immer recht langsam und Chemie angenommen worden, und er hat sich recht wenig. Die ersten Tage genügt ein sehr lobend darüber ausgesprochen. Dem kurzer Spaziergang, so etwa bis zur Post und Vater sage aber noch nichts, ich will ihn in zurück, vollkommen. Dann kannst Du sie weiter seiner Forschung nach dem verrückten, neuen ausdehnen. Nun erhole Dich recht gut und Casus nicht aufstören. Er wird schon ja sagen, schreibe mir einmal. denke ich.

Herzlich grüßt und küßt Dich
Von jetzt ab postlagernd. Ich küsse Dich
Deine Freundin Charlotte
Dein getreuer Fritz.

Der Student hatte salzsaures Kobaltoxydul benutzt, welches auf rosa gefärbtem Papier unsichtbar ist. Der Professor, ein Altphilologe, wurde übrigens sehr blaß, als er den Brief in der neuen Auflage las. —

Ganz neu ist die Methode, mit Schweiß zu schreiben, welche ich kürzlich in einer Kaschemme entdeckte. Sie ist bisher noch nirgends erwähnt und in kriminalistischen Fachkreisen völlig unbekannt. Sie beruht auf denselben chemischen Voraussetzun-

gen wie die Sichtbarmachung von unsichtbaren Fingerabdrücken. Schweiß reagiert nicht auf Erwärmen. Man kann eine solche Schrift nur sichtbar machen, indem man sie Joddämpfen aussetzt oder mit Zinkpulver oder Graphit bestreut.

Eine ganz besondere Methode, die natürlich auch unter die Rubrik „Geheimschriften“ gehört, wenden verbotene Spielklubs und andere verbotene Vereinigungen an. Die Mitglieder bekommen zwei Tage vor der nächsten Zusammenkunft eine Karte zugesandt, auf der z. B. folgende Ziffern stehen:

2496
24
160
80
376 § 47

Für den Nichteingeweihten sind diese Ziffern natürlich ein unlösbares Rätsel. Der Eingeweihte dagegen liest daraus, wo und wann die nächste Zusammenkunft stattfindet. Der Schlüssel steckt in den untersten Zahlen, die durch ein § getrennt sind. Sie sollen durcheinander dividiert werden: 376:47 gibt 8. 8 ist die gefundene Zahl, durch die wiederum die anderen Zahlen dividiert werden sollen.

Man findet also die Zahlen

312
3
20
10

Das bedeutet: Seite 312 des Telefonbuches, dritte Spalte, der 20. Name, um 10 Uhr. —

Fortsetzung auf Seite 170



Gavne

EIN KLEINES VERSEHEN

Indiskretes aus einer Moskauer Familie

von N. LJESSKOW

I.

Ich befand mich eines Abends in der Christwoche in einer kleinen Gesellschaft von gebildeten Leuten, in der über Glauben und Unglauben heiß diskutiert wurde.

Das Gespräch drehte sich übrigens nicht um allerletzte Fragen wie Deismus oder Materialismus, sondern darum, ob man Leuten Glauben schenken könnte, die mit seltenen Kräften wie Hellsehen oder

Prophezeien begabt sind und damit Wunder tun können. Unter uns befand sich auch ein ehrbarer Moskauer Herr, der Folgendes sagte:

— Es ist nicht leicht, darüber ein Urteil abzugeben, meine Herren: ob man im Glauben lebt oder nicht glaubt, — das wird von den verschiedensten Erfahrungen, die man im Leben macht, beeinflußt; und es kann dabei häufig passieren, daß unser Verstand in Irrtümer fällt. —

Nach dieser Einleitung erzählte er uns eine interessante Geschichte, die ich mit seinen eigenen Worten wiedergeben will:

— Mein Onkelchen und mein Tantchen waren einmal eifrige Anhänger des verstorbenen Wundertäters Iwan Jakowlewitsch. Tantchen insbesondere unternahm nichts, ohne ihn vorher um Rat gefragt zu haben. Zuerst pflegte sie immer zu ihm ins Siechenhaus zu gehen und sich mit ihm zu beraten, dann bat sie ihn, für ihre Angelegenheit zu beten. Onkelchen war bei gutem Verstand und verließ sich nicht so sehr auf Iwan Jakowlewitsch; indes schenkte auch er ihm zuweilen Vertrauen, trug ihm Geschenke hin und brachte Opfer für ihn.

Sie waren keine reichen Leute; aber ganz gut gestellt und handelten mit Tee und Zucker im eigenen Haus. Söhne hatten sie nicht, dafür drei Töchter: Kapitolina Nikitischna, Katharina Nikitischna und Olga Nikitischna. Die waren alle recht ansehnlich und verstanden sich gut auf den Haushalt und mancherlei Arbeiten. Kapitolina Nikitischna war verheiratet, aber nicht an einen Kaufmann, sondern an einen Maler. Er war indes ein sehr braver Mann und verdiente zur Zufriedenheit — er hatte immer vorteilhafte Aufträge, Kirchen auszumalen. Nur eins mißfiel der ganzen Verwandtschaft an ihm,

nämlich, daß er trotz der gottgefälligen Werke, die er schuf, sich gewisse freidenkerische Ketzereien aus Kurganows „Briefsteller“ angeeignet hatte. Er sprach gern vom Chaos, von Ovid und Prometheus und hatte eine wahre Leidenschaft, Wirkliches mit Erfablem zu vermischen. Ohne diese Eigenschaft wäre er vortrefflich gewesen. Außerdem mißfiel der Familie der Umstand, daß Kapitolina und der Maler keine Kinder bekamen. Das bekümmerte Onkelchen wie Tantchen außerordentlich. Endlich hatten sie die älteste Tochter glücklich unter die Haube gebracht, und nun war sie seit drei Jahren kinderlos! Die Freier begannen bereits, den beiden andern Schwestern aus dem Wege zu gehen.

Tantchen fragte nun den Wundertäter Iwan Jakowlewitsch, was daran schuld sei, daß ihre Tochter keine Kinder zur Welt brächte: — „sie sind doch beide jung und hübsch“, sagte sie, „und doch kriegen sie keine Kinder?“

Iwan Jakowlewitsch brummte: — „Denn ewig ist das Himmelreich, das große, ew'ge Himmelreich!“

Aus seinem Geflüster glaubte die Tante herauszuhören: „Es muß ein Kleingläubiger unter euch sein“, und daß der Vater ihrem Schwiegersohn befahl, zu Gott zu beten.

Die Tante seufzte: „Alles“, sprach sie, „ist dem frommen Vater offenbar!“

Sie begann nunmehr dem Maler vorzustellen, daß er zur Beichte gehen solle. Der schlug die Ratschläge in den Wind und nahm alles auf die leichte Achsel... aß sogar zu den Fasten Fleisch und tat so — sie hörten es durch die Wand —, als ob es Schnecken und Austern wären. Sie lebten alle in einem Haus, und oft grämten sie sich, daß in ihrer Kaufmannsfamilie solch ungläubiger Mensch sein mußte.

Die
mild-aromatische
Waldorf Cigarette
WALASCO
(6s)
BLAU PUNKT
(8s)
WALDORF-KRONE
(10s)
A. MUSCHE



**Uraltetes
Lavendel-Wasser**
DER ZARTE, KÖSTLICH ERFRISCHENDE WOHLGERUCH

PARFUMERIE
GUSTAV LOHSE
BERLIN

GEGR.  1831

EIN KLEINES VERSEHEN

Fortsetzung.

II.

Da ging die Tante zu Iwan Jakowlewitsch, um ihn zu bitten, daß er durch sein Gebet den Leib seiner Magd Kapitolina fruchtbar mache und seinen Knecht Larij (so hieß der Maler) im Glauben erleuchte.

Onkel und Tante baten mit vereinten Kräften um diese Gnade. Iwan Jakowlewitsch lallte ein paar Worte, die unmöglich zu verstehen waren. Aber Frauen, die ihm anhängen und hinter ihm saßen, bedeuteten ihnen:

„Er ist heute schwer zu erklären“, sagten sie. — „Sagt uns, worum ihr bittet, wir legen's ihm morgen schriftlich dar.“

Die Tante fing an zu erzählen. Die Frauen schrieben den Namen und dann: „Macht ihr den Leib fruchtbar — und den Knecht Larij stark im Glauben.“

Diese Bittschrift ließen die Alten zurück und gingen fröhlich heim.

Zuhause sagten sie niemandem außer Kapitolina etwas. Das taten sie in der Absicht, daß sie ihrem Mann, dem ungläubigen Maler, nichts hinterbrächte, sondern so zärtlich und einstimmig wie nur irgend möglich mit ihm leben und ihn beobachten sollte, ob er nicht durch Iwan Jakowlewitsch's Gebet dem Glauben näher käme. Aber er war schrecklich vom Teufel besessen und hatte all und jedem etwas anzuhängen, genau wie ein Kasperle. Ihm war nichts heilig. Kam er in der Dämmerstunde zum Schwiegervater, so sagte er: „Komm, wir lesen ein bißchen im Gebetbuch mit den 32 Blättern!“, und das sollte bedeuten: „Wir wollen Karten spielen!“... oder wenn er sich gesetzt hatte, sagte er: „Unter der Bedingung, daß wir bis zur Morgendämmerung spielen.“

Tantchen konnte solche Reden gar nicht mehr mit anhören. Auch der Onkel sagte zu ihm: „Betrübe sie nicht so, sie liebt dich und hat für dich ein Gelübde abgelegt.“ Aber der Maler begann zu lachen und sagte zur Tante:

— „Warum haben Sie ein Versprechen gegeben? Wissen Sie nicht, daß um eines solchen Versprechens willen Johannes dem Täufer das Haupt abgeschlagen worden ist? Achten Sie darauf, daß nicht auch in unserem Hause irgendein unerwartetes Unglück geschieht.“

Die Tante erschreckten diese Reden noch mehr. Jeden Tag lief sie furchtzitternd ins Siechenhaus. Dort beruhigte man sie, indem man sagte, daß die Sache gut ginge: „Der Vater liest jeden Tag die Bittschrift, und was darin niedergeschrieben ist, wird bald eintreffen!“

Plötzlich ging die Bitte auch in Erfüllung. Aber — in einer Weise, wie man es kaum erzählen kann.

III.

Eines Tages kam die mittelste Tochter, die Jungfrau Katetschka, zur Tante, fiel ihr zu Füßen und schluchzte und weinte.

Die Tante sagte: „Was ist denn mit dir — wer hat dich denn beleidigt?“

Und sie antwortete unter Schluchzen: „Liebes Mamachen, ich weiß selbst nicht, was das ist und wieso... es ist zum ersten und letzten Male geschehen, verheimlichen Sie meine Sünde bloß vor Papachen!“

Die Tante ließ erschreckt ihre Blicke über die Gestalt des Mädchens gleiten: „Katetschka, du...?“

Katetschka antwortete: „Ja, Mamachen, und ich weiß selbst nicht, wieso...“ „Ganz plötzlich?“ Katetschka antwortete: „Ja, Tantchen. Ach, wie Sie das erraten haben, ich weiß doch selbst nicht, wieso —“

Steckenpferd Seife

für zarte
weiße Haut



Die Tante seufzte. Dann schlug sie die Hände zusammen. „Liebes Kind“, sagte sie, „mache dir keine Gedanken darüber. Daran bin vielleicht ich Schuld, ich habe einen Fehler gemacht... ich werde es sofort erfahren.“ Sie nahm sogleich eine Droschke und eilte zu Iwan Jakowlewitsch.

„Zeigen Sie mir doch, bitte“, sagte sie, „unser Bittschreiben, in dem der Vater für unsere Gottesmagd Leibesfrucht erbitten soll! Wie ist ihr Name geschrieben?“

Die Frauen suchten den Brief und gaben ihn ihr. Die Tante blickte darauf. Der Verstand blieb ihr stehen. Was denken Sie? Natürlich hatte sich das Beten ganz anders auswirken müssen, weil statt der Gottesmagd Kapitolina, der Verheirateten, versehentlich der Name der Jungfrau Katharina, der Unverheirateten, niedergeschrieben war.

Die Frauen sagten: „O Gott, welches Unheil! Die Namen sind so gleichlautend! — — — Aber das tut nichts, das kann man in Ordnung bringen.“

Aber die Tante dachte: „Nein, ihr lügt. Jetzt könnt auch ihr nichts mehr in Ordnung bringen. Das Gebet hat sich schon auf Katja ausgewirkt.“ Und sie zerriß das Schriftstück in kleine Fetzen.

IV.

Das weitaus Schlimmste war die Furcht, wie man es Onkel sagen sollte. Er war ein Mensch, den man vorsorglich beschwichtigen mußte, wenn er anderer Meinung war. Dazu kam, daß er Katja am wenigsten liebte, seine Lieblingstochter war Olenka, die jüngste, ihr ließ er mehr als allen anderen durchgehen.

Die Tante dachte hin und her, und als sie sah, daß sie mit ihrem Verstand allein nicht weiterkam, rief sie ihren Schwiegersohn, den Maler, zu Hilfe, eröffnete ihm alles mit allen Einzelheiten und sprach flehend zu ihm: „Wenn du auch“, sagte sie, „nicht glaubst, so können dessenungeachtet doch auch in dir irgendwelche Gefühle sein; habe doch bitte Mitleid mit Katja und hilf mir, ihre Schande zu vertuschen.“

Aber der Maler runzelte plötzlich die Stirn und sagte streng: „Verzeihen Sie bitte, aber

ich lasse mir erstens nicht gefallen, daß man mich für einen Ungläubigen hält, und zweitens, wenn Sie auch die Mutter meiner Frau sind, verstehe ich nicht, wieso Sie in dieser Sache Katja eine Schuld beimessen, wenn Iwan Jakowlewitsch so lange Zeit für sie gebetet hat? Ich fühle für Katetschka wie ein Bruder und will für sie eintreten, weil ich sie nicht im mindesten für schuldig halte.“

Die Tante biß sich auf die Fingerspitzen, weinte und sagte: „Nun... wieso nicht im mindesten?“

„Versteht sich, nicht im mindesten! Das hat alles Ihr Wundertäter durcheinandergeworfen, von dem lassen Sie's nur auch wieder in Ordnung bringen.“

„Ich kann doch keinen Schadenersatz von ihm fordern. Er ist ein Heiliger!“

„Also, wenn er ein Heiliger ist, dann schweigen Sie! Schicken Sie Katja mit drei Flaschen Champagner zu mir.“

„Was?“, fragte die Tante.

Aber er sagte noch einmal: „Drei Flaschen Champagner! Eine sofort in mein Zimmer, die beiden andern später. Wohin, werde ich noch sagen, nur müssen sie im Haus bereitstehen und gut auf Eis gekühlt sein.“

Die Tante blickte ihn an und schüttelte nur den Kopf. „Gott sei mit dir!“, sagte sie, „ich dachte, daß du nur einzig und allein ohne Glauben wärest, aber du bildest Heilige ab und zeigst dich selbst aller Gefühle bar... Deswegen kann ich mich auch künftig nicht mehr vor deinen Ikonen verbeugen.“

Er antwortete jedoch: „Sie reiten immer auf der Glaubensangelegenheit herum. Mir scheint, Sie zweifeln an meiner Auffassung und denken in der Tat, daß Katetschka im Grunde Schuld hat; ich aber glaube fest, daß das alles nur Iwan Jakowlewitsch verursacht hat. Meine Gefühle aber werden Sie sehen, wenn Sie mir Katja mit dem Champagner ins Atelier geschickt haben.“

V.

Die Tante überlegte lange hin und her und schickte endlich Katetschka mit dem Wein zum Maler. Als Katja ganz in Tränen aufgelöst mit dem Tablett ins Atelier eingetreten war, sprang der Maler auf, ergriff

ihre beiden Hände und begann selbst zu weinen.

„Es tut mir aufrichtig leid, mein Täubchen,“ sagte er, „daß dir das passieren konnte, indes, die Sache muß schnell gehen, eröffne mir schleunigst alle deine Geheimnisse.“

Das Mädchen offenbarte ihm, was sie angestellt hatte. Darauf schloß er sie bei sich im Atelier ein.

Die Tante traf ihren Schwiegersohn mit verweinten Augen und schwieg. Er umarmte sie, küßte sie und sprach: „Keine Angst, nicht weinen! Vielleicht hilft uns Gott.“

„Sag mir doch“, flüsterte die Tante, „wer dran schuld ist!“

Aber der Maler drohte ihr zärtlich mit dem Finger und sagte: „Das ist doch gar nicht hübsch; Sie selbst haben mir unaufhörlich meinen Unglauben vorgeworfen, und jetzt, wo Ihr Glaube auf die Prüfung gestellt ist, muß ich sehen, daß Sie selber nicht glauben. Ist es Ihnen denn wirklich nicht klar, daß es gar keine Schuldigen gibt, sondern einfach dem Wundertäter ein kleines Versehen unterlaufen ist?“

„Wo ist denn meine arme Katetschka?“

„Ich habe sie mit einer furchtbaren Formel, wie sie bei uns Malern üblich ist, beschworen, und sie ist ruhig geworden wie der Teufel vor dem Amen.“

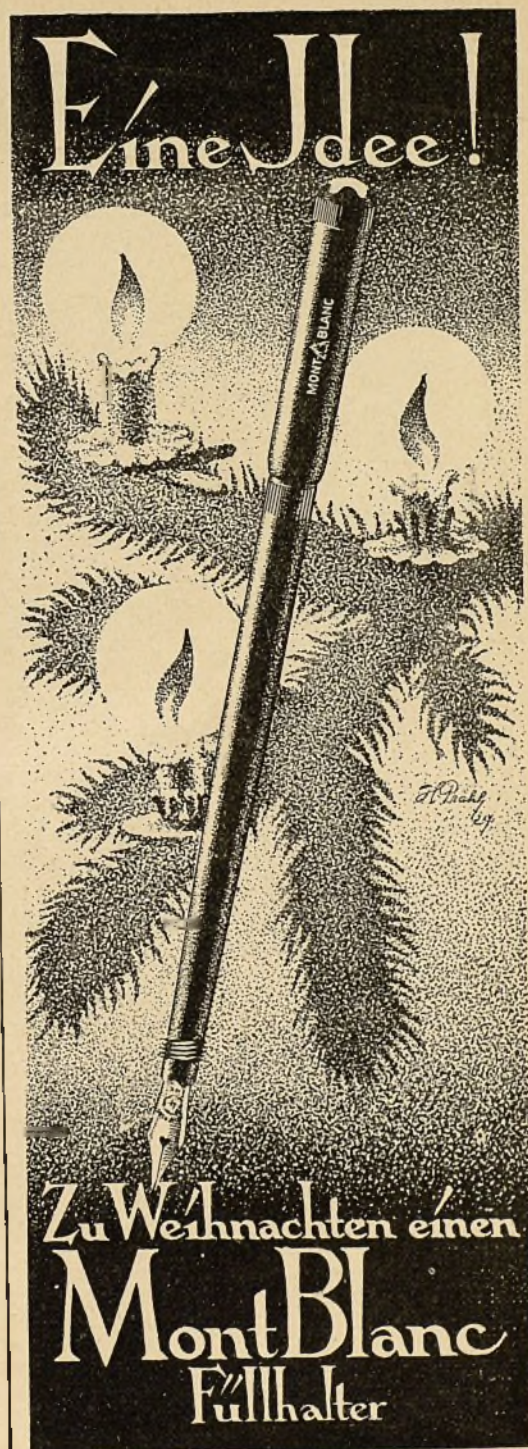
Er zeigte der Tante selbst den Schlüssel.

Die Tante erriet, daß er das Mädchen vor dem ersten Zorn des Vaters geborgen hatte, umarmte ihn und flüsterte: „Verzeih mir, in dir stecken doch zarte Gefühle!“

VI.

Der Onkel kam. Als er wie gewöhnlich seinen Tee getrunken hatte, sagte der Maler: „Wollen wir nicht das Gebetbuch mit den 32 Blättern lesen?“ Sie setzten sich. Die Tür wurde verschlossen. Tantchen ging auf den Zehenspitzen umher. Bald trat sie weg von der Tür, bald wieder heran; unablässig horchte sie und bekreuzigte sie sich.

Als endlich im Zimmer irgend etwas klirrte, lief sie davon und versteckte sich. „Jetzt hat er's entdeckt!“ — flüsterte sie. „Er hat das Geheimnis entdeckt! Jetzt beginnt der Höllentanz!“

A black and white illustration for a Montblanc advertisement. At the top, the text 'Eine Idee!' is written in a large, stylized font. Below it, a Montblanc fountain pen is shown diagonally, with its nib pointing downwards. The pen has 'MONTBLANC' inscribed on its barrel. The background features a dark, textured surface with three circular light sources, each containing a flame, resembling candles or lanterns. The bottom of the illustration contains the text 'Zu Weihnachten einen Montblanc Füllhalter' in a large, elegant font. A small signature 'H. P. 1911' is visible near the pen's nib.

Eine Idee!

MONTBLANC

Zu Weihnachten einen
Montblanc
Füllhalter

Wie blaß Sie aussehen!

Diesen wenig schmeichelhaften Ausruf werden Sie schon oft von Bekannten gehört haben, und Fremde denken es, ohne es Ihnen ins Gesicht zu sagen. . . . Dabei gibt es seit nunmehr 40 Jahren ein so wunderbares, von *Abertausenden* erprobtes Mittel, bei dessen Anwendung Ihr Teint *im Augenblick* jenes überaus reizvolle, *zart-rosa* Kolorit erhält, das Sie so oft an andern bewundern. Diese rosigen Wangen, Liebreiz, Anmut und jugendliches Aussehen erreichen Sie allein durch die Anwendung von

Reichert's Rose Pon Pon

Reichert's Rose Pon Pon ist ein absolut unschädliches Kosmetikum, welches, mit einem kleinen Wattebausch aufgetragen, die oben geschilderte Wirkung *sofort* erzielt und dessen Anwendung von dem geübtesten Auge, selbst bei grellem Sonnenlicht, nicht erkannt wird. *Aber hüten Sie sich!* Das Gute wird immer nachgeahmt! Verlangen Sie daher *ausdrücklich* in den Parfümerien, Drogerien und Friseurgeschäften *das Original*

Reichert's Rose Pon Pon

4 Flakon M. 1.—

Nachahmungen weisen man zurück!

✱

Aleynige Hersteller:

W. Reichert G. m. b. H.

Berlin-Pankow, Berliner Straße 16

Gegründet 1884

Zweigfabriken:

Düsseldorf 64, Bodenbach a. E. Wien III/4

Neusserstr. 32 Leibnitzstr. Hauptstr. 145

Und wirklich: auf einmal ging die Tür auf, und der Onkel schrie: „Meinen Pelz und den großen Stock!“

Der Maler hielt ihn am Arm zurück und sagte: „Was hast du denn, wo willst du damit hin?“

Onkel sagte: „Ich gehe ins Siechenhaus und verhaue den Wundertäter.“

Die Tante stöhnte hinter der andern Tür: „Gehen Sie so schnell wie möglich hin, damit man den Vater Iwan Jakowlewitsch verstecken kann!“

Und wirklich, der Onkel hätte ihn bestimmt durchgebläut, wenn ihn nicht der Maler davon abgehalten hätte, indem er ihm die Heiligkeit des Vaters vor Augen stellte.

VII.

Der Schwiegersohn begann den Onkel daran zu erinnern, daß er noch eine Tochter habe. „Bedenke doch, welchen Schaden Iwan Jakowlewitsch Olga zufügen kann,“ sagte er, „wenn du ihm zu nahe trittst. Das ist ja entsetzlich, was da auf dem Spiele steht.“

Der Onkel blieb stehen und dachte nach: „Was für einen Schaden“, sagte er, „kann er ihr denn zufügen?“

„Na, genau denselben wie Katelschka!“

Der Onkel blickte ihn an und antwortete: „Das ist doch Unsinn! Kann er denn das wirklich?“

Und der Maler antwortete: „Nun, wenn du, wie ich sehe, nicht glaubst, dann tue wie du denkst, aber gräme dich hinterher nicht und beschuldige nicht deine armen Töchter; sie sind nicht daran schuld.“

Der Onkel blieb stehen. Der Schwiegersohn zertrte ihn wieder ins Zimmer zurück und begann auf ihn einzureden.

„Es ist meines Erachtens besser“, sagte er, „den Wundertäter beiseite zu lassen und diese Sache mit Hausmitteln wieder gut zu machen.“

Der Alte stimmte ein, konnte sich aber nicht erklären, wie man so etwas wieder gutmachen sollte. Doch der Maler wußte auch hier Hilfe und sagte: „Gute Gedanken findet kein erbittertes, sondern nur ein fröhliches Herze.“

„Wie kann man in solchem Falle wohl eine frohe Laune bekommen, mein Lieber?“ antwortete der Onkel.

„Einfach dadurch, daß ich zwei Flaschen Schaumwein besitze. Und ehe du die nicht mit mir ausgetrunken hast, spreche ich kein Wort mehr mit dir. Willige ein, du weißt, ich habe einen festen Charakter.“

Der Alte schaute ihn an und sagte: „Immer her damit! Was wird das weiter sein?“ Im übrigen willigte er ein.

VIII.

Der Maler rief etwas mit lauter Stimme und ging zurück. Hinter ihm kam sein Geselle, ein junger Künstler, mit einem Tablett heran, auf dem zwei Flaschen und Kelchgläser standen.

Sobald sie eingetreten waren, schloß der Maler die Tür hinter sich zu und steckte den Schlüssel in die Tasche; der Onkel schaute ihn an — und verstand alles; der Schwiegersohn nickte dem Künstler zu. Der stand mit demütiger, bittender Gebärde da.

„Ich bin schuld! Verzeihen Sie mir und — geben Sie mir Ihren Segen.“

Der Onkel fragte den Schwiegersohn: „Soll ich ihn durchprügeln?“

Der Schwiegersohn meinte: „Meinetwegen, aber nötig ist es nicht.“

„Nun, so möge er zumindest vor mir auf die Knie fallen.“

Der Schwiegersohn flüsterte dem Gesellen zu: „Fall' schon für das geliebte Mädchen vor dem Vater auf die Knie!“

Der ließ sich nieder.

Der Alte begann zu weinen.

„Liebst du sie sehr?“ fragte er.

„Ja!“

„Nun, dann küsse mich!“

So vertuschte man Iwan Jakowlewitsch' kleines Versehen. Alles blieb glücklich verborgen, und zur jüngsten Tochter kamen die Freier, weil sie doch sahen, daß Onkelchens Töchter keine unfruchtbaren Mädchen waren!

(Aus dem Russischen zum ersten Male übertragen von Dr. Erich Müller.)



„Ballett“

Bel-Zeit $\frac{1}{10}$ Sek.

Nacht-Aufnahmen Innen-Aufnahmen Bühnen-Aufnahmen ohne Blitzlicht

in kurzen Zeit- oder Momentbelichtungen ermöglicht allein die

ERNEMANN „ERMANOX“

mit dem unübertroffenen

ERNOSTAR 1:2,0

Diese fabelhafte Kamera erschließt ein Wunderland der Photographie; dabei ist die Ermanox-Kamera klein, handlich u. unauffällig im Gebrauch. Druckschriften durch jede Photohandlung, wo nicht erhältlich auch kostenfrei direkt durch

ERNEMANN-WERKE A.G.
PHOTO-KINO-WERKE OPTISCHE ANSTALT
DRESDEN 122

DER GRENZENLOSE REKORD

Fortsetzung.

ist auch heute noch erstklassig, aber doch schon weit von der Welthöchstleistung entfernt. Als acht Jahre später der Amerikaner Smithson in London die 110 Meter Hürden in 15 Sekunden netto durchlief, da sagte, so berichtet ein schwedischer Schriftsteller, ein hervorragender Fachmann, Halpin, der Leiter des A. C. New York: „Das ist ein Gipfelresultat im Hürdenlaufen. Das werden wir zu unserer Zeit nicht mehr geschlagen sehen. Unter 15 Sekunden wird niemals ein Hürdenläufer kommen.“ Und die es hörten, glaubten ihm. Aber wiederum, kaum acht Jahre später, wich der Rekord unter die imposante 15, und im Mai 1920 lief Karl Thompson aus Kanada die kurze Hürdenstrecke in 14,4; schon vorher war 14,6 erzielt worden, und im selben Jahre gewann Thompson bei der Antwerpener Olympiade in 14,8. Alfred Shrubbs war der Nürmi seiner Zeit und stellte so gut wie alle Weltrekorde von einer bis zu zwölf Meilen auf seinen Namen aus. Lange galten seine Zeiten als unnahbar. Aber heute sind sie bei weitem übertroffen, und wenn noch einige von ihnen in den Rekordtabellen ein Scheindasein fristen können, so beruht dies lediglich darauf, daß Distanzen, in englischen Meilen und Yards ausgedrückt, außerhalb der angelsächsischen Länder nur selten gelaufen werden. Wie viele Beispiele könnte man noch anführen! Mit 395 Zentimetern siegte zu Stockholm Babcock, der farbige Amerikaner, im Stabhochsprunge. Das war eine Gigantenleistung. Noch fünf Jahre zuvor hielt Chapman den Weltrekord mit 366. Aber was ist seither aus Babcocks Höchstleistung geworden? 1920 sprengte sie

Voß, der Amerikaner, auf 409 Zentimeter und dann Hoff in mehreren Sprüngen immer weiter, bis er sie zuletzt auf 421 deponierte. Aber wenn er will, wird er sie auf 430 bringen, und warum sollte dort die Unmöglichkeit beginnen? Bald wird Graham oder Barnes, einer der beiden Jünglinge, die heuer zu Paris mit 395 (Babcocks Leistung) in Abwesenheit Hoffs die ersten olympischen Plätze im Stabhochspringen besetzen konnten, hoch über den vier Metern schweben, denn was 1912, zu jener „fernen“ Zeit, ein Wunder war, 1924 machten es zwei 18jährige „Schuljungen“ nach. Barnes und Graham sind nicht älter. — Und nun nur noch ein Beispiel, allerdings eines der wirkungsvollsten, eines, das eindringlichst die Hinfälligkeit aller Rekorde dartut. Welch unmöglicher Höhepunkt schien erreicht, als Hannes Kohlemains 1912 nach dem grandiosesten Kampfe, den die Sportgeschichte kennt, den 5000-Meter-Rekord plötzlich auf 14:36,5 stellte, 50 Zentimeter vor dem Franzosen Bouin das Zielband sprengend. Alle Sportwelt sagte, daß dieser Rekord niemals gebrochen werden würde, denn nie mehr würden zwei Läufer wie Bouin und Hannes unter so günstigen äußeren Bedingungen, in so großartiger Form aufeinander treffen, einander zum Rekord jagend, zur Höchstleistung zwingend. Und wirklich, Kohlemains Rekord stand lange, lange nach den Begriffen unserer schnellebigen Zeit. Aber 1922 warf ihn Nürmi, und heute hat er ihn schon auf 14:28,6 fixiert; aber diese Zeit gelang ihm fast im Alleingange, und in Paris lief er, kaum eine Stunde nach seinem Siege über die 1500 Meter (3:53,6), die 5000 Meter in



Vielen Menschen ist es vollständig unbekannt, daß gerade das Wohlbefinden der Füße die notwendigste Voraussetzung ist für das Wohlbefinden des Körpers und der Stimmung. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, einen Gesundheitsstiefel herauszubringen, welcher die Voraussetzung schafft, die für das Wohlbefinden Ihrer Füße und das Wohlbefinden des ganzen Menschen notwendig ist. Ein richtiger Gesundheitsstiefel muß alle hygienischen Vorzüge sowie ein angenehmes Äußere verbinden, so daß ein solcher Stiefel von jedermann, zu jeder Zeit und überall getragen werden kann. — Gesundheitsstiefel — erst das Erzeugnis gibt dem Wort seine wirkliche Bedeutung. Die mit dem Namen **Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel** herausgebrachten Erzeugnisse gehen Ihnen die unbedingte Gewähr für das, was man unter dem Namen Gesundheitsstiefel bezeichnet und verstehen sollte. — Das von uns unter dem Namen des in der ganzen Welt berühmten Dr. Lahmann herausgebrachte Erzeugnis ist einzig und vollendet auf dem Gebiete der Gesundheitsstiefel. Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind nicht nur für kranke Menschen, sondern Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind für jedermann, der sich seine Füße gesund erhalten will. Erhältlich in allen durch Plakate gekennzeichneten Geschäften, wo nicht, weist Bezugsquellen nach der alleinige Hersteller:

Eduard Lingel,
Schuhfabrik A.-G., Erfurt
Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind über die ganze Welt verbreitet

Dr. Lahmanns Gesundheits Stiefel



Alleinverkauf für Groß-Berlin:

Schuhwarenhaus Carl Stiller, Berlin C, Jerusalemer Straße 32/35 und sämtliche Filialen

14:31,4, damit Hannes' Stockholmer Sensationszeit für immer auch aus der Liste der olympischen Bestleistungen verdrängend. Und diese Beispiele könnte man beliebig fortsetzen. In mancher Disziplin sind die Rekordbrüche gewaltig, klaffen Sekundenschluchten zwischen dem doch ganz nahen „Einst“ und dem „Jetzt“, ragen die heutigen Rekorde gleich Türmen aus dem flachen Lande der Bestleistungen der Vorzeit; in wenigen andern wieder ist der Unterschied minimal, in einigen führt sogar noch immer die Vergangenheit. Älter als zwölf Jahre ist sie allerdings selten. Aber auch solche Fälle gibt es. Schon 1900 sprang Ewry 165,5 aus dem Stande hoch, 1904 auch 347,5 aus dem Stande weit, was ihm seither noch niemand gleichgetan hat, aber diese beiden Übungen sind auch ein wenig „aus der Übung“ gekommen. Noch aber sind die Grenzen in weiter Ferne, noch weiß niemand, wo man sie setzen könnte. 1896 in Athen warf der Sieger im Kugelstoßen das Gewicht 11,22 Meter, und 1912 in Stockholm stieß Mac Donald die Kugel 15,34 weit. Das ist so ein Rekordabgrund. Viel geringer sind natürlich die Unterschiede — etwa auf den ganz kurzen Strecken — dort, wo ein Sekundenbruchteil oder der — früher sicher noch häufigere — geringste Irrtum eines Zeitnehmers gleich mehrere Meter bedeutet.

Vier Jahrzehnte zu einer Sekunde

brauchte man beispielsweise im 100-Meter-Laufen. Potter lief schon 1884 diese Distanz in 11,25 Sekunden, und sein Landsmann, der Amerikaner Boine, vier Jahre später sogar schon glatt in 11.

Immerhin benötigte der Sieger der ersten modernen olympischen Spiele, die 1896 zu Athen stattfanden, der Amerikaner Burke, für die 100 Meter ganze 12 Sekunden. Dann taucht eine Fabelleistung auf. Der Japaner Minoru Fujii soll in Tokio nur 10,24 gebraucht haben. Die Zeitnehmung war elektrisch, aber etwas wird schon nicht geklappt haben, denn die Bahn ging damals sogar über Gras, und da muß man wohl diese Zeit als evident falsch bezeichnen. Walker, der Südafrikaner, einer der schnellsten Läufer, die die Welt kennt, lief 1908 zu London die 110 Yards in 10,4 und 1911 abermals die 100 Meter in 10,4. Diese Zeiten erreichte erst 1921 Paddock, bei dem man sogar einmal 10,2 gestoppt haben will. 1911 schon lief der Berliner Rau zu Prag die 100 Meter in 10,6 und dann in Braunschweig gar in 10,5, und erst jetzt ist wieder ein Deutscher, Houben, diesen Glanzzeiten nachgekommen. Man vergleicht — kaum eine Sekunde sind die 100-Meter-Rekordes von heute schneller als die vor 40 Jahren waren, und dabei haben wir während dieser Dezennien den enorm beschleunigenden Faktor des tiefen Starts eingeführt. Allerdings — eine Sekunde bedeutet bei dieser Strecke rund zehn Meter oder 10%, und das ist schließlich keine so kleine Verbesserung.

Ein anderes Exempel,

das zeigt, wie die Differenz mit der Zunahme der Distanz wächst, kann uns die Historie des 1500-Meter-Laufes bieten. Man meldet ja schon vom Anfange des 19. Jahrhunderts eine Zeit von 4:10, aber eigentlich kann man Vergleiche erst mit 1896 beginnen. In diesem Jahre



Photographie Sandeu

• *Seide - Strümpfe - Schuhe - Alles Leiser!*

Die beste Schuhpflege

mit



in der Tube

Eg-Gü ist das vollkommenste, höchstfrämierte Schuhpflegemittel und wirkte durch seine Veredelung in Qualität sowie Verpackung bahnbrechend auf dem Gebiete der neuen Schuhpflege. Eg-Gü ist die Original-Tubencreme und wurde bisher

von keiner
Nachahmung
erreicht!

lief der olympische Sieger Flake, freilich auf der überaus langsamen Athener Bahn, die 1500 Meter in 4:33,2. 1912 erstaunte die Welt, als der Engländer Jackson (mittlerweile ist er General geworden) die amerikanische Elite besiegte und mit 3:56,8 einen neuen Weltrekord aufstellte. Jackson hatte die britische Gabe, weit über sich selbst hinauswachsen zu können, wenn es den Sieg im Matche galt. Er siegte, er lief einen für damals fabelhaften Rekord, und hinter dem Ziele brach er ohnmächtig zusammen. Schon 1917 aber lief der Schwede Zander eines schönen Abends ganz allein die 1500 Meter in 3:54,7. Und wer weiß, ob uns Nurmi heute so fabelhaft erschiene, wenn Zander zu seiner Zeit statt eines Weltkrieges Konkurrenz gehabt hätte. Weil wir aber gerade von Nurmi sprechen: er schlug den Rekord vorerst auf 3:53,6 und dann auf 3:52,6, und er kann heute, wenn er will, auch 3:50 laufen. Aber warum sollte nicht nach ihm wieder einmal einer kommen, der auch davon noch etwas abzutreten vermöchte? Hätten nicht Athleten-Generationen an den zwei Sekunden, die Nurmi allein dem Rekord abriß, an den zwei bis drei weiteren, die er ihm noch amputieren wird, arbeiten können?

Und wie ist es erst beim
Schwimmen?

Da tritt der technische Fortschritt noch viel krasser, viel plastischer zutage. Gewiß, auch in der Athletik, im Laufen, Springen und Werfen, wurden ganz neue Stilarten aufgebracht; man muß ja nur darauf verweisen, daß es noch vor kaum 15 Jahren so gut wie keinen Zehenläufer

gab (woran wohl auch die harten [meist Zement-]Bahnen schuld waren), daß viele Schwünge erst technisch analysiert und studiert wurden, oder man denke an Osbornes „kalifornischen“ Hochsprungstil, den sogenannten „Roller“. Aber was bedeutet das alles gegen die Revolutionierungen, die das Schwimmen erleben mußte, bei dem man innerhalb weniger Jahrzehnte das Trudgeon, das Crawltempo (Kriechstoß) und das Rückencrawl „entdeckte“ und bald überall einführte.

Aus dem Jahre 1884 wird uns eine australische Zeit von 3:09 über 220 Yards mitgeteilt. Sie mag im Bruststile erzielt worden sein und wäre dann sehr gut, obwohl heute Rademachers korrespondierender Weltrekord unter 2:55 liegt, aber wie nichtig wird sie erst, wenn man sie mit dem „richtigen“ Weltrekord, dem im Freistile über 200 Meter vergleicht. 2:18,4 lautet dieser jetzt und ist natürlich auf Firma Johnny Weißmüller ausgefertigt. Und je länger die Strecke, um so eindrucksvoller, um so schlagender die Verbesserungen, die einen geradezu mit Mitleid für die armen Rekorde von einst erfüllen. Noch vor wenig mehr als einem Dutzend Jahren schwamm man nur selten die 100 Meter unter 1:10, und Zeiten unter 1:05 waren wirkliche Weltklasse. Und heute — Weißmüller ist schon oft unter 1:00, unter 58 Sekunden geschwommen, und ich halte ihn auch durchaus für glatte 56 fähig, und warum sollte da der definitive Schlußpunkt zu setzen sein? Gewiß, auch heute gibt es Leute, die sagen, schneller als Weißmüller kann niemals mehr jemand schwimmen, aber das ist dann doch mehr Gedankenlosigkeit dieser Bewunderer,



Nur diesen

Schönheitspuder allein können Sie dauernd verwenden. Ihr Teint wird dann wirklich hygienisch und kosmetisch gepflegt. Sie haben dabei die Gewähr einer Marke mit einzig unerreichten Erfolgen auf dem Weltmarkt. Lechner's Fettpuder ist die Grundlage der Schönheitspflege seit einem halben Jahrhundert, aber auch aller Nachahmungen. Die gewissenhaft zusammengesetzten Lechner-Fabrikate sind überall erhältlich. In ihrer effektvollen Farbtonung u. Parfümierung das einzig Richtige für die elegante Dame

Die Qualität macht's!

Verlangen Sie immer
Lechner's Puder / Taschenpuder /
Cold-Creme / Schminken für
Lippen, Augen und Wangen /
New Cosmetic / Blütenwasser

L. Lechner
Berlin, Schützenstr. 31





Die Kunst des Gebens

besteht in der Wahl eines Geschenkes, welches ein anziehendes Äußeres mit dauerndem Nutzen verbindet. ZEISS-Feldstecher und Theatergläser tragen den Stempel hoher Qualitätserzeugnisse, sie sind eine Quelle bleibender Freude und dauernder Befriedigung ob ihrer guten optischen Leistungen. Der ZEISS-Katalog „T 641“ enthält über 20 verschiedene Modelle für Reise, Sport, Jagd u. Theater. Wählen Sie daraus Ihr Weihnachtsgeschenk!

Zeiss

Feldstecher

Theatergläser

Verkauf durch die optischen Geschäfte.
Illustrierten Katalog „T 641“ versendet
kostenfrei



während noch vor gar nicht langer Zeit viele Experten, wenn sie dergleichen etwa von Duke Kahanamoku sagten, sich wirklich der Bedeutung dessen, was sie sagten, bewußt und von der Überzeugung durchdrungen waren, daß es eben nicht mehr „höher“ gehe. Aber wenn man in der Athletik die letzte Epoche ruhig als die der Phänomene bezeichnen kann, so haben noch viel mehr im Gebiete des Schwimmens einige Leute, Männlein wie Weiblein, geradezu vandalisch in den Höchstleistungstabellen gehaust. Nicht ein Rekordstein wurde auf dem andern gelassen. Während in der Athletik doch noch ein oder der andere Rekord existiert, der schon sein Dutzend Jahre auf dem Buckel hat, wie Merediths 800-Meter-Marke von 1:51,9, Ralph Roses Kugelstoß-, Duncans Diskus-, Heckners Speer- oder Ryans Hammerwurfrekord usw., so kann man vom Schwimmen ruhig sagen, daß auch kaum eine einzige Bestleistung die Nachkriegszeit überlebt. Ja, hier begann der gewaltige Rekordtaifun eigentlich erst nach der Antwerpener Olympiade. Dort siegte noch Norman Roß über die 400 Meter mit 5:24,4 (in Stockholm war Hogdson bereits 5:26,8) und die 1500 in 23:22,6 (1912 Hogdson 22:00), aber über die 400 Meter wären beide Altmeister kaum mit ins Finale gekommen, als 1924 Weißmüller in der schwachen Zeit von 5:04,2 siegte, eine Sekunde vor Borg und eine weitere Sekunde vor Charlton, und doch sind Borg wie Weißmüller diese Distanz auch schon in 4:57 geschwommen. Und als Hogdson 1912 die 1500 Meter in 22 Minuten zurücklegen konnte, da staunte die Schwimmwelt. Erst 1923 biß Borg eine halbe Minute von

diesem feinen Rekord herunter, aber dann in Paris brachen an einem Tage in zwei Vorläufen Charlton und Borg je weitere zehn Sekunden von dieser Höchstleistung ab, und dann schwamm im Finale Charlton noch um mehr als eine Minute schneller, nämlich 20:06,6. Als ich dieses Resultat aus Paris nach Wien telephonierte, wo ein Schwimmexperte beim Telephon saß, zerbrach sich der gar nicht den Kopf. Es war tintenklar, das mußte ein Hör- oder Schreibfehler sein, und im Blatte tags darauf erschien als Siegerzeit und gewaltiger, neuer Rekord 21:06,6, und doch war Charlton wirklich und wahrhaftig um eine Minute schneller gewesen, und doch war 20:06,6 richtig. Und phänomenaler als diese Leistung allein war wohl, daß Charlton sowohl als auch Borg wenige Minuten später geradezu ruhig, weder erschöpft noch erregt vor dem Photographen standen. Phänomene! Man „sprintet“ heute eben sozusagen sogar schon die längsten Strecken, und unsere Stars gehen die 500 und 1000 Meter in einem Tempo an, wie es vor 15 Jahren die erste Klasse der Welt nicht über 100 imstande war. Aber warum sollte nicht in weiteren fünf oder fünfzehn Jahren die Athleten- oder Schwimmergeneration über unsere Zeiten lächeln und etwa zu Charltons Fabelleistung anerkennend sagen: „Ja, für damals war das eine feine Zeit.“

So wird es kommen,

glaube ich. Gewiß wird es auch Perioden des Stillstandes und Rückschrittes geben (wie solche schon da waren). Wie Deutschland noch immer keinen zweiten Hans Braun, kaum einen Pasemann oder




Ein praktisches Geschenk

können Sie ihren Augen machen in Form eines gut passenden Klemmers oder einer Brille mit ZEISS - Punktal - Gläsern. Horn, Double oder Gold, lassen Sie darüber Ihre Börse, Ihren Geschmack entscheiden; wegen des für Ihre Gesichtsform passenden Gestelles ziehen Sie den fachkundigen Optiker zu Rate. Aber über eines darf kein Zweifel herrschen: Gönnen Sie Ihren Augen die Wohltat optisch vollkommener Augengläser!

Zeiss

Punktal-Gläser

für Brillen und Klemmer

Jedes Glas trägt das Schutzzeichen . Lassen Sie es sich auf den Gläsern nachweisen! Niederlagen überall bei den durch dieses Zeichen kenntlich gemachten Optikern. Druckschrift „Punktal 219“ und jede Auskunft kostenfrei von





lacht Ihr Hund!

wenn er auf meiner

Universal - Hundedecke „Endlich allein“

von allem Ungeziefer befreit, lagern und schlafen darf. — Mit wenigen Tropfen Kreolin alle acht Tage getränkt, ist die Decke dauernd gebrauchsfertig. Kein Jucken und Kratzen mehr und kein übler Geruch der Hundelegetätte. — Tausende bereits im Gebrauch! — Wer seinen Hund lieb hat, bestelle sofort:

- Extra große Decke
(90 . 100 cm) Gm. 20.—
- Große Decke
(50 . 80 cm) Gm. 15.—
- Mittelgroße Decke
(40 . 75 cm) Gm. 10.—
- Mittel-Decke
(40 . 60 cm) Gm. 8.—
- Kleine Decke
(30 . 47 cm) Gm. 5.—



einäschellich einer Flasche Kreolin nebst Tropfglas. Porto und Verpackung frei. Versand gegen Nachnahme oder vorherige Überweisung auf Postcheck-Konto: Hamburg 44123

Hermann Weidt,
Hamburg 5 Uh, Danziger Str. 14

Liesche und erst jetzt eigentlich einen neuen Rau in der Person Houbens hervorgebracht hat, so gab es auch im weiten Sporte der Welt Epochen der Leere. Diese werden aber immer wieder von Zeiten der Fülle abgelöst werden, von Zeiten, in denen sich die Phänomene drängen, wie gerade jetzt Nurmi, Wide, Ritola, wie Weißmüller, Charlton, Borg in ein und dieselbe kleine Spanne Zeit zusammengepreßt erscheinen; jeder für sich ein Star, groß genug, um einer Athletengeneration voranzuleuchten, um eine Sportepoche zu entflammen und zu erhellen. Heute sind im Schwimmen ja die Damen schon dort, wo vor kurzem die Weltrekordinhaber der Herren standen, und sie werden wohl bald auch da sein, wo heute das starke Geschlecht hält. Als in Stockholm 1912 Fanny Durack die 100 Meter in 1:22,2 gewann (ihr Weltrekord stand, wenn ich nicht irre, so um 1:19), da nannte man sie „der“ Durack, ein solches Mannweib war sie, und so unweiblich gewaltig erschien ihre Leistung. Und heute, knappe zwölf Jahre später? Drei schicke, scharmante american girls, an denen nichts Männliches zu bemerken ist, es wäre denn der Bubenkopf, schwammen in ihren Vorläufen die neue Weltrekordzeit von 1:12,2 bzw. je eine Zehntelsekunde langsamer. Und ähnlich war es über die 400 Meter oder gar im Rückenschwimmen. Als 1912 Heber zum erstenmal der Welt das Rückencrawl vorführte und man beriet, ob man ihn nicht disqualifizieren müßte, schwamm er 1:21,2, eine Zeit, heute durchaus möglich für Miß Sybill Bauer, die in Paris 1:23,4 erzielte. Könnte man in die eigene Denkungsart von Anno 1912

zurückkriechen und dann die heutigen Leistungen auf sich wirken lassen, ich glaube, man würde seine eigene Internierung in einem Sanatorium für Sportwahnsinnige beantragen. Aber eben, weil man so zahlreich, so fast ausnahmslos die

Hinfälligkeit aller menschlichen Höchstleistungen

erlebt hat, da man immer wieder erfahren mußte, daß der beste Rekord eigentlich nur dazu gut sei, einem noch besseren zu seiner Zeit Platz zu machen, eben deshalb muß man die Leute bestaunen, die glauben, die mögliche Grenze sei erreicht oder könnte je erreicht werden. Die Technik schreitet weiter fort, die Bahnen werden weiter verbessert, die Geräte und die Trainingsmethoden desgleichen, die Kunst der Sportlehrer auch; die Tradition im Sporte wird eine ältere, die Menschenbasis, aus der sich die Überchampions entwickeln können, eine immer mächtigere. Die Höchstleistungen sind der Humus, der Sportsame für die Masse. Die Rekordleute sind die Bahnbrecher der Entwicklung, im Sporte wie im Leben. Der Durchschnitt von morgen hält da, wo heute die Rekordpioniere vorkämpfen. Schicht türmt sich über Schicht, die Pyramide wächst. Gewiß, irgendwo muß es ja ein Halt, eine Grenze geben, aber die menschliche Energie, der eiserne Wille, die Lust am Wettkampf und Spiel wird sie weiter und weiter hinausrücken, wird bewirken, daß wir sie nie erreichen, ihr immer nur näher und näher, bestenfalls unendlich nahe kommen können.

Dr. Willy Meisl.

Die Bekenntnisse einer erfolgreichen Frau

von Marie van Vorst

400 Seiten. Preis Halbl. M. 3.50
Leinen M. 4.—. Auflage 15000

Der Lebensweg einer Amerikanerin

Es gab bisher nur Bücher über das Leben des amerikanischen Mannes, die in Deutschland in ungeheueren Auflagen verbreitet sind. Hier schildert zum ersten Male eine amerikanische Frau, die im Leben und Beruf gleich erfolgreich war, ihr Dasein. Ein hochinteressantes erzählendes und gleichzeitig wegweisendes Buch, das besonders in einer Zeit, in der sich so viele Frauen auf eigene Füße stellen müssen, von großer Bedeutung ist, gewissermaßen ein weibliches Gegenstück zu Ford.

Erich Reiß Verlag,
Berlin W 62

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



der beste auf
der Haut zu tragende
Büstenhalter

*

BÜSTENHALTER »PLASTICA«

eignet sich durch seinen schmalen Rücken vorzüglich für durchsichtige und ausgeschnittene Kleider. Der gesch. dehnbare Rückenverschluß gibt jeder Bewegung beim Atmen nach. Hervorragend für Tanz und Sport!

*

In allen maßgebenden Geschäften zu haben. Sonst weisen Bezugsquellen nach die alleinigen Fabrikanten

Lobbenberg & Blumenau
BERLIN, LEIPZIGER STRASSE 73-74
KÖLN, ZEPPELINSTRASSE 9

DER GELBE UND DAS KIND

Fortsetzung.

Aber die Schwäche, die ihn plötzlich ergriff, als er an diesem Ort seine zartschimmernde Perle wiederfand, ging vorbei und machte einer großen Freude Platz. Sie war hier! Er wollte mit ihr sprechen; er konnte nur wenig Englisch, aber immerhin einige einfache Worte — und zwar solche mit wenigen Gutturallauten — hatte er schließlich doch aufgelesen; so erhob er sich, der glücklich Liebende, und schlich mit katzenhaften Bewegungen quer durch das nächtlich geisterhafte Zimmer, um das, was ihm gehörte, für sich zu gewinnen.

Wenn man sich wundert, daß Lucy in dieses Bagno hineinkam, so ist die Erklärung sehr einfach. Battling war gerade beim Training. Er hatte sie an diesem Tage mit der Peitsche geschlagen, bevor er an die Arbeit ging; nur ein paar Brandys hatte er zu sich genommen, nicht so sehr viele, etwa achtzehn bis neunzehn; dann hatte er die Tür seines Zimmers abgeschlossen und den Schlüssel mit sich genommen. Lucy war infolgedessen obdachlos, und ein Madel, das etwas älter war als Lucy, nämlich so alt und so klug, wie die Mädchen in dieser Gegend sind, sah in ihr eine mögliche Geldquelle. So waren sie hier, und so erschien Lucy Cheng.

Von welchem Schrecken er sie in dieser Nacht rettete, kann man nicht erzählen. Ihre Pfade waren zu gedankenlos kindisch, als daß sie sich lange vor Leid an einem solchen Ort hätte bewahren können. Was er ihr brachte, war Liebe und Tod.

Er saß neben ihr, er blickte auf sie — voller Verehrung und Leidenschaft. Er rührte sie an, schweigend und zugleich innig. Er kräuselte ihr wunderbares Haar um seinen Finger. Sie ging nicht von ihm weg; sie zitterte nicht. Sie wußte wohl, wovor sie sich an diesem Ort fürchten mußte; aber sie fürchtete sich nicht vor Cheng. Sie blickte durch das verpestete Düstter und prüfte genau sein Angesicht. Nein, sie war nicht in Angst. Seine gelben Hände, sein gelbes Gesicht, seine glatten dunklen Haare ... oh, er war der

erste, der jemals sanft mit ihr gesprochen hatte, der erste, der jemals die Hand auf sie gelegt hatte, ohne brutal zu sein, der erste, der rücksichtsvoll zu ihr war; obwohl doch auch sie ein Recht darauf hatte zu leben. Sie wußte, seine Worte waren süß, wenn sie ihn auch nicht verstand. Diese Worte kann man nicht aufzeichnen. Zur Hälfte war es ein provinzielles Chinesisch, der Rest ein Durcheinander von englischen Worten, die man auch durch das eifrigste Buchstabieren nicht wiedergeben könnte.

Er zog sie hinunter auf die Kissen und fragte sie nach ihrem Namen, und sie nannte ihn ihm; und er fragte sie nach ihrem Alter, und sie sagte es ihm, und er hatte nun zwei wunderbare Worte, die ihm leicht auf die Zunge kamen, er wiederholte sie wieder und wieder:

„Lucia ... Liebe Lucia ... Zwölf ... Zwölf.“ Das war Musik, die von seinen Lippen kam, und für das Kind, das hörte, wie ihr Name so zärtlich genannt wurde, waren sie das verlorene Glück des Lebens. Sie klammerte sich an ihn und er sich an sie. Sie hielt seinen starken Arm in ihren beiden Armen, wie sie auf dem Diwan kauerte, und drängte ihre Wange zärtlich an sein Gewand.

Nun ... er nahm sie mit sich nach Hause in sein elendes Zimmer.

„Liebe Lucia, komm mit ... Lucia.“

Sein Herz glühte. Als sie aus dem ekelhaften Raum in die Nachtluft schlüpfen und über West-India-Dock-Road nach Pennyfields hinübergingen, bemerkte sie keiner. Es war erstens spät und dann — nun, niemand kümmerte sich besonders um sie. Sein Blut ertönte in sanfter Musik und feierlichem Trommelklang, denn nun hatte er gewiß gefunden, was er so viele Jahre lang gesucht hatte — die einzige Blüte seiner Welt. Ein Wanderer, der er war, von Tuantzen nach Schanghai, von Schanghai nach Glasgow ... Liverpool ... London. Er hatte oft von den Frauen seines Heimatlandes geträumt, vielleicht würde eine von ihnen seine Blüte sein. Ja, Frauen waren dort gewesen, Swatow ... er hatte Erinnerungen an mehrere freudenerfüllte Stunden in



DER IDEAL- BÜSTENHALTER FÜR DIE STARKE DAME

Flacht jede stärkere Büste in überraschender Weise ab und überbrückt starken Magen sowie Fettpolster in Taille und Rücken

★

Zu einem »Ski-Büstenhalter« gehört ein

Ski-Korsett

Es gibt nichts Besseres für starke Damen



In allen maßgebenden Geschäften zu haben. Sonst weisen Bezugsquellen nach die alleinigen Fabrikanten

Lobbenberg & Blumenau
BERLIN, LEIPZIGER STRASSE 73/74
KÖLN, ZEPPELINSTRASSE 9

Küstenstädten. An vielen Orten, an die ihn das Schicksal geführt hatte, war ihm ein Vögelchen erschienen, das sich auf sein Herz gesenkt hatte, aber so leicht und für so kurze Zeit, daß man es kaum fühlen konnte. Aber jetzt — jetzt hatte er sie gefunden, in diesem alabasterfarbenen Cockneykind. So war er glücklich und freute sich über sich selbst und die blausilberne Nacht und die grellen Lichter des Poplar Hippodroms.

Langsam, leise stiegen sie die Treppen zu seinem Zimmer empor, und fast mit Ehrerbietung trat er ein und zog sie mit sich. Eine Wolkenbank jagte nach Osten, und der Vollmond warf ein scharfes Lichtschwert auf sie. Schweigen lag über Pennyfields. Wie ein Vögelchen sah sie an ihm empor — ihr Anlitz im Licht, ihre kleinen Händchen an seinem Rock — klammerte sich an, wunderte sich, hatte Vertrauen. Er nahm ihre Hand und küßte sie, wiederholte den Kuß auf Wange und Lippen, rankte seine Finger in ihr Haar. Gelehrig und mit dem Widerschein des Lächelns seiner Lippen in ihrem Gesicht — er erbehte vor Glück — gab sie ihm seine Küsse leidenschaftlich und innig zurück.

Er zog den kleinen Vogel zu sich hin. Zerschlagen, betrünt, mißhandelt, daß die Liebe zum Leben fast aus ihrem Herzen hinausgejagt war, so war sie zu ihm geflattert in der dunklen, bösen Nacht.

„Oh, liebe Lucia...“, und er legte sanft die Hand auf sie und streichelte sie und summte über ihr Haupt viel zarte Dinge in seiner blumigen Sprache. So standen sie im Mondlicht, während sie ihm von ihrem Vater erzählte, von den Schlägen, dem Hunger und dem Elend.

„Oh, liebe Lucia, weiße Blüte ... zwölf ... zwölf Jahre alt.“

Wie er sprach, schlug die Glocke über den Milwall Docks zwölf dröhnende Schläge durch die Nacht. Als der letzte Widerhall erstarb, ging er zu einem Schrank und zog seltsame Dinge hervor, formlose blaue und goldene Massen, magische Seidendinge und ein Gefäß, welches sicher Alladins Lampe war, und ein Kästchen mit Gewürzen. Er

nahm die Kleider, und mit zarten ehrfürchtigen Fingern entfernte er von seiner „weißen Blüte“ die beschmutzten Lumpen, die sie bedeckten, kleidete sie wiederum an und führte sie dann zu dem Haufen von Stoffen, der sein Bett war, und bettete sie sorgsam.

Er selber legte sich platt auf den Boden vor ihr und hielt ihre schlaffe, kleine Hand. Da kauerte er die ganze Nacht in dem poetischen Licht des Mondes, schlaflos, aufmerksam; und süße Zufriedenheit zog in ihn ein. Es war eine unbequeme Stellung, und seine Muskeln schmerzten unerträglich. Aber er schlief nicht und wagte auch nicht, sich zu bewegen oder ihre Hand freizugeben, aus Furcht, sie zu wecken. Müde und vertrauensvoll schlief sie, in dem Bewußtsein, daß der gelbe Mann freundlich war und daß sie schlafen konnte, ohne fürchten zu müssen, daß eine Stahlhand den zarten Bau ihrer Träume zerstörte.

Am Morgen, als sie erwachte, noch in blaue und gelbe Seide gekleidet, stieß sie einen Schrei des Erstaunens aus. Cheng war herumgelaufen, viele Male war er die zwei Treppen hinauf und hinunter geglitten, und nun endlich war sein Raum gerüstet für seine Prinzessin. Er war gefegt und geschmückt, eine Wohnung, die wohl wert war eines Mädchens, das von einem Dichtprinzen geliebt wird. Da war ein Perlenvorhang. Da waren rosa und weiße Musseline, da gab es vier Schalen für Blumen, für helle, reine Blumen, um die „weiße Blüte“ zu beglücken und ihre Schönheit zu schmücken. Da war ein Gefäß mit Wasser und eine milde Salbe für die Wunden an ihrer Wange.

Als sie sich erhoben hatte, wartete ihr Prinz ihr auf mit Reis und Eiern und Tee. Gesäubert und schön gekleidet und ruhig saß sie vor ihm, ließ sich nieder am Rande der Kissen wie auf einem Thron — mit all der Grazie der kindlichen Prinzessin im Märchen. Sie war ein Gedicht, ihre Schönheit, die hinter dem vernachlässigten Außern und der Mattigkeit verborgen war, erschien nun heller und deutlicher; und vom

Kopf, der von Locken leuchtete, bis zu den kleinen weißen Füßen, die nun gebadet und mit Sandalen geschmückt waren, erschien sie als die lebende Verkörperung eines chinesischen Gedichtes. Sie war sein, ihr süßes Ich und ihr Geplapper, ihr Wesen, dem eines Vögelchen gleich: — alles war sein.

Oh, wie schön war ihre Liebe. Zwei Tage lang dauerte sie. Sanfte Zärtlichkeiten seiner gelben Hand und lange innige Küsse — nur das waren die Äußerungen ihrer Liebe. In der Nacht hütete er sie, wie eine Mutter das Kind. In der Nacht wachte er über sie und schlummerte zuweilen etwas am Fuße ihres Lagers.

Aber es gab Leute, die zu Battling rannten, in sein Trainingsquartier auf der anderen Seite des Flusses, mit der Neuigkeit, daß sein Kind mit einem Gelben verschwunden sei. Und Battling war wütend. Er entdeckte Elternrechte. Er entdeckte Empörung. Ein Gelber hinter seinem Kindechen her! Er würde es ihm beibringen! Battling hatte einen besonderen Abscheu vor Gelben. Geburt und Erziehung in Shadwell hatten ihn gelehrt, daß von allem, was auf der Erde herumkriecht, das Hinterlistigste der Orientale im Westen ist, und nun gar ein Gelber, der sich mit einem Kinde einließ! Das war — wie mußte man das nennen, ... das war eine Art von, ja, was war das? Er brüllte, der Gelbe würde dran glauben müssen! Gelber Hund! Das war das Äußerste an Verurteilung, das zusammenfassende Epitheton für alles, was er verabscheute. Es war kein Zweifel: Er war aufs höchste gereizt. Er kam in die Blaue Laterne, in der einmal Radcliff Highway gewesen war, belog alle und erreichte, daß sie seine Partei nahmen. Und als sie ihm zustimmten, wurde er noch wütender. Als er ein paar Stunden später durch die Taue in den Ring emporstieg, um zehn Runden mit Bud Tuffit zu schlagen, war's die ganze Zeit Bud Tuffits Kampf; und zum Erstaunen dieses geweckten Burschen war er Sieger an Punkten am Ende der zehn Runden. Battling ging schlendrig aus dem Ring heraus, noch mehr entschlossen, den Gelben fühlen zu lassen, was die Uhr geschlagen hatte. Er verließ das Haus

mit zwei Spießgesellen und einem Schwarzen und einer Anzahl heftiger Flüche, die ihm sein Manager nachsandte.

Gerade um diese Zeit, am Abend des dritten Tages, glitt Cheng traumleise die Treppe hinunter, um mehr Blumen und Reis zu besorgen. Der muntere Ho Ling, der Inhaber des Cantonladens, hielt ihn eine Zeitlang im Gespräch fest, er war von seinem Zimmer vielleicht eine halbe Stunde fort. Dann glitt er zurück und stieg mit glücklichen Schritten die vierzig Stufen zu seinem Wundertempel hinauf.

Mit einem Stoß des Fingers öffnete er die Tür: und das Blut gerann in seinen Wangen, die Blumen stürzten hinunter. Der Tempel war leer und verlassen, die weiße Blüte war fort. Die Musselinvorhänge waren heruntergerissen und mit Füßen getreten, die Blumen waren aus den Schalen geworfen und auf dem Boden umhergestreut, und die Schalen selbst lagen da in fünfzig Stücke zerschlagen. Der chinesische Götze war zertrümmert, der Schrank stand offen. Reis lag hier und dort herum. Das kleine ordentliche Bett war von brutalen Füßen zertrampelt. Alles, was entzwei geschlagen oder beschädigt werden konnte, war vernichtet worden und — o Entsetzen, das blaue und gelbe Seidenkleid war in Stücke zerrissen, die Teile in groteske Knoten gebunden und höhnisch um die Tischbeine geschlungen.

Ich bete inständig zu Gott, daß der Leser niemals leiden möge, was Cheng Huan in diesem Augenblick litt. Die Todesangst, ohne zu sterben! Die Mattigkeit der Seele, welche sich danach sehnt, dem Uebel zu entinnen, und es nicht kann! Das gefangene Wesen in der Brust, das furchtbar darum kämpft, eine Stimme zu finden, und es nicht kann! Die Seelenangst aller Zeiten, das Entsetzen jedes verlassenen Liebhabers und jeder verlassenen Frau der Vergangenheit und der Zukunft!

All das fühlte er in diesem Augenblick.

Dann fand er seine Stimme wieder und gab einen lauten Schrei von sich, und Leute kamen von unten zu ihm herauf; und sie erzählten ihm, wie der Boxer dagewesen war mit einem Schwarzen, wie er die Kleider dem Kinde heruntergerissen und es an den

Haaren die Treppe heruntergeschleppt hatte; wie er laut nach Cheng gerufen hatte und gelobt, zurückzukommen und mit ihm allein den Handel auszutragen.

Nun kam eine schreckliche Ruhe über Cheng. Die Seele seiner großen Väter strich über ihn hinweg. Er schloß die Tür und stürzte vornüber über das, was der Ruheplatz der „weißen Blüte“ gewesen war. Die draußen hörten sonderbare Laute wie von einem Tier in seinen letzten Qualen. Cheng war dem Tode nahe. Das Sakrament seiner hohen und heiligen Leidenschaft war geschändet, das letzte Heiligtum des Orientalen: die Würde seiner Seele war in den Schmutz gezogen. Die Gewänder der Liebe hatte man in Stücke gerissen, den Vorhang seines Tempels zerschnitten. Das Leben war nicht länger möglich; das Leben ohne seine kleine Dame, seine „weiße Blüte“ war nicht länger lebenswert.

Vornübergestreckt lag er da — etwa fünf Minuten lang. Dann erhob er sich, in seinem Antlitz all den Stolz des Schicksals, dem er sich beugte. Er machte auf dem kleinen Bett Ordnung. Mit ehrfürchtigen Händen nahm er die Stücke von blauer und gelber Seide auf, küßte sie, berührte sie zärtlich und legte sie auf das Kissen. Schweigend suchte er die Blumen zusammen und die Scherben des Geschirrs; er verbrannte einige Gebetpapiere und machte sich bereit für den Tod.

Nun ist es eine Sitte unter den Anhängern der Sekte, der Cheng angehörte, daß die Sterbenden ihren Feinden eine Gabe der Liebe übergeben; und als er alles in Ordnung gebracht hatte, nahm er sein Gewand aus braunem Leinen zusammen, stahl sich aus dem Hause und machte sich auf die Suche nach Battling Butlows. Unter dem Rock aber trug er seine Liebesgabe für Battling. Die „weiße Blüte“ zu finden, hoffte er nicht. Er hatte oft von Butlows gehört; und er war der Meinung, daß jetzt, nachdem jener sie mit sich genommen hatte, er nie wieder ihre Hand in der seinen halten, ihr lachendes Haar berühren würde; und selbst wenn er es noch einmal tun würde, — die Dinge waren nicht mehr zu ändern. Nur ein Hund konnte angesichts eines solchen Sakrilegs am Leben bleiben.

Als er vor das Haus in Pekin Street kam, wo Battling wohnte, murmelte er gottgefällige Gebete. Glücklicherweise war es eine Nacht, in der vom Fluß her dicker Nebel aufstieg; keiner konnte ihn daher bemerken oder anrufen. Das Haupttor war offen, wie alle Tore in dieser Gegend. Er wand sich die Stufen empor bis zu dem hinteren Zimmer, wo wiederum die Tür einer geringen Berührung nachgab.

Dunkelheit. Dunkelheit und Schweigen und ein Gefühl von Schrecklichem. Er starrte hinein. Dann suchte er unter seinem Jackett, fand ein Streichholz — machte Licht. Ein Rest von einer Kerze stand auf der Kaminplatte. Er steckte sie an. Er sah umher. Keine Spur von Butlows, aber... fast bevor er gesehen hatte, wußte er, was ihn erwartete.

Auf dem Tisch lag eine Hundepeitsche. In die Ecke war ein Gürtel geworfen worden. Halb über dem schmierigen Lager lag die weiße Blüte. Ein paar Lumpen von Kleidung waren an ihrem blassen, schwächlichen Körper, ihr Haar hing schlaff wie ihre Glieder; ihre Augen waren geschlossen. Als Cheng näherkam und die schrecklichen roten Striemen sah, die über und über den geliebten Körper bedeckten, konnte er nicht schreien — er konnte nicht einmal denken. Er sank neben dem Lager nieder. Er legte sanft die Hand auf sie und nannte sie mit Liebesnamen. Sie war noch warm, wenn man sie berührte. Doch der Puls stand still.

Sanft, oh, so sanft beugte er sich über das zarte Gefäß, in dem das befreundete Wesen gewohnt hatte, und seine zarten Küsse sanken überall auf sie nieder. Dann, mit den ungewissen Bewegungen eines Schlafwandlers, zog er die Lumpen über ihrem Körper zurecht, schloß sie in seine starken Arme und schlich schweigend in die Nacht hinaus.

Von Pekin Street nach Pennyfields ist es nur eine Straßenecke oder zwei; wieder kam er unbemerkt vorbei, wie er sein schlafes Vögelchen zurück in ihr Nest trug. Er legte sie auf das Bett, bedeckte die Lilienlieder mit blauer und gelber Seide und streute ein paar von den zertrampelten Blu-

NAPOLEON

VON

EMIL LUDWIG

MIT 21 SELTENEN NAPOLEONBILDNISSEN AUF KUNSTDRUCK-
TAFELN U. DEM FACSIMILE EINES BRIEFS. 700 SEITEN UMFANG.
BESTES HOLZFREIES PAPIER. GEHEFTET GOLDMARK 10
GANZLEINENBAND GOLDMARK 14

+

Soeben erscheint das 1.—7. Tausend

+

Das größte Leben der Neuzeit, bisher nur von Historikern beschrieben oder von Dichtern umschrieben, wird hier von Emil Ludwig, dem Meister des biographischen Porträts, mit der bildreichen Kraft einer hinreißenden Darstellungsgabe in einem einzigen Band derart zusammengeballt, daß man glaubt, die Weltgeschichte von Corsica bis St. Helena wie in einem Roman zu erleben. Auf dem festen Grunde des gesamten Dokumentenmaterials läßt Ludwig, statt nur Schlachten zu schildern, den Mann der eisigen Tatkraft und des glühenden Herzens in all seinem Lieben und Hassen, seinem Siegen und Erliegen erstehen

+

DURCH JEDE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN
AUSFÜHRLICHE PROSPEKTE UND DEN VERLAGSKATALOG
VERLANGE MAN DIREKT VOM

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

men über sie. Dann wiederum unter Küssen und Gebeten kauerte er sich neben sie hin. So fand man sie beide im geisterhaften Licht des Limehouse-Morgens — das tote Kind und den Gelben, wie er neben ihr kniete, mit einem scharfen Messer in der Brust, dessen Klinge tief zwischen seinen Rippen steckte, die Hand hielt es eisenfest.

Währenddessen war Battling, nachdem er seine Wut an seiner verlorenen Tochter ausgelassen hatte, immer noch böse nach der Blauen Laterne zurückgekommen, und dort blieb er, ein Glas Brandy in der Faust haltend.

Er vergaß völlig eine Verabredung in Premierland, wo er Punkt 10 hätte sein sollen. Eine Stunde lang lief Chuck Lightfoot fluchend kreuz und quer in Poplar herum, suchte Battling, fand ihn nicht und murmelte in weinerlichem Ton: „Battling, du verdammter Lump Battling, wo steckst du?“

Sein Gegner war in seiner Ecke sehr sicher, aber es gab keinen Kampf, denn Battling taumelte von der Blauen Laterne zur Pekin Street. Er taumelte in sein glückliches Heim, und er verfluchte Lucy, und er rief nach ihr. Als er keine Streichhölzer fand, taumelte er in die Gegend, wo, wie er wußte, das Lager sein mußte, und stürzte schwerfällig darauf hin.

Nun ist es eine Eigentümlichkeit der Reptilien, daß sie zornig werden, wenn man sie ohne Warnung aufstört. Als Battling dorthin sank, richtete sich plötzlich ein sich windendes Etwas auf dem Lager achtzehn Zoll hoch auf — und ging auf ihn los, wie es Bud Tuffit am Abend vorher getan hatte — traf ihn am Ohr, an der Kehle, am Unterarm.

Battling sank um und war erledigt.

Und so fand man auch ihn am nächsten Morgen — um seinen Hals war das Reptil, Cheng Huans Liebesgabe, geschlungen.

(Berechtigte Uebersetzung von
Frank Warschauer)

ANNA PAWLOWA

Fortsetzung.

zum ersten Male tanzte, auf die Bühne und küßte sie vor allem Volke. Zu den Familienfestlichkeiten der europäischen Potentaten ward sie als Gast geladen. Und noch der Greis Clemenceau veranstaltete, als sie nach dem Kriege wieder in Paris auftrat, ihr zu Ehren am Vorabend seines Rücktritts von der politischen Bühne eine Sondervorstellung.

Ihr Privatleben hielt sie im Dunkeln. Dennoch wurde sie zweimal in einen Prozeß verwickelt. Einer ihrer Verehrer in Petersburg liebte die Pawlowa so leidenschaftlich, daß er, der besten Gesellschaft angehörig, seine gesamte Habe für sie hingab, um ihr Geschenke zu machen, und schließlich Staatsgelder unterschlug. — In Nottingham ward ihr eines Abends auf die Bühne eine große Bonbonniere gebracht, deren Deckel mit einem kostbaren Ölgemälde geziert war. Zu gleicher Stunde wurde ein bescheidener junger Mann in einer Loge des Theaters verhaftet, der, um ihr diese Gabe spenden zu können, einen Scheck betrügerisch für sich eingekassiert hatte. Die Pawlowa war tief erschüttert, daß ihretwegen ein Mann zum Verbrecher geworden war; sie zahlte die unterschlagene Summe zurück — und man behauptet, daß dieser junge Mann später ihr Lebensgefährte geworden sei.

Überall, wo sie hinkommt, auch wenn sie jahrelang fern war, sammelt sie die glänzendsten Persönlichkeiten um sich; überall wird sie wie das freudebringende Mädchen aus der Fremde aufgenommen. Nur einmal war sie gerade von den ihr liebsten Geschöpfen vergessen worden. Sie hielt in ihrem Londoner Park schöne Schwäne, die sie sehr liebte, in Erinnerung ihres ersten



LEIBNIZ- KEKS

DER BUTTER KEKS



H. BAHLSSENS
KEKS-FABRIK A.G.
HANNOVER

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

**mensch
begreife**



**opus
seife**

Unser Schlager:

Silesia extra

die duftende
Familienseife

Opus A.-G.
BRESLAU X

großen Erfolges als „sterbender Schwan“. Als sie nach ihrer mehrjährigen Amerika-Tournee zu Ende des Krieges nach London zurückkehrte, erkannten sie diese Schwäne nicht wieder und bissen und kreischten ihr wild entgegen, worüber sie in schwere Melancholie verfiel.

Ihre Freunde sagen, daß sie immer ein braver, guter Kamerad geblieben sei. Aber immer steht sie klug, klar, bewußt über dem Leben. Immer ist sie ganz hingegen der Weiterbildung ihrer Kunst, der zuliebe sie sich niemals an die Liebe eines Mannes band. Jeglicher, der sie tanzen sieht, fühlt nicht nur, daß hier eine technisch vollkommene Tänzerin sich produziert, daß dort oben im Licht unendlich zart und leicht eine Gestalt beglückend schwebt, — sondern der Zuschauer ist sich instinktiv bewußt, daß von einer komplizierten, schöpferischen Persönlichkeit eine alte Kunst durchgeistigt, verselbständigt dargeboten wird. Die Pawlowa ist eine Tänzerin, die zugleich Dichterin und Schauspielerin ist. Ihre Wahnsinnszene in „Giselle“ ist ein schauspielrisches Meisterstück, ihr spanischer Tanz ist an Rhythmus und Gestrafftheit ein verblüffender Sprung in die Zukunft.

Wenn die Pawlowa tanzt, denkt niemand mehr an die Schwierigkeit, den Mechanismus dieser tänzerischen Technik. Man beobachtet nicht dies schmale, sanft geneigte Antlitz mit den dunklen Mandeläugen, sondern man empfindet ein unerklärbares Glück, bezaubert von der Bildmäßigkeit dieser beschwingten Bewegungen. Man fühlt: hier findet Erlebnis der Seele seinen vollkommensten Ausdruck im Rhythmus des Tanzes.

K. P.

mit einem Chinesen verheiratet, so sehr hatte er die Gewohnheiten und Lebensformen der Umgebung angenommen. Vielleicht hätten wir uns in Europa einander angepaßt, doch wir waren in China, in einer primitiven Kolonie, in einer Umgebung, die mir vom ersten Augenblick an verhaßt war, wo ich alles entbehrte, was zu fordern ich ein Recht zu haben glaubte.

Ich will auch zugeben, daß es mich sehr enttäuschte, nicht einmal in Kiautschou eine gesellschaftliche Rolle zu spielen, denn bald erkannte ich, daß Römer lange nicht so reich, lange nicht so mächtig war, wie wir nach seinem Brief angenommen hatten. Halten Sie mich nicht für schlecht, Herr Rechtsanwalt, aber ich war damals sehr jung.“

„Warum hast du mir das alles nicht gesagt, warum hast du es damals nicht gesagt?“ fragt der Mann, und sein Auge sucht den Blick der Frau.

„Ich wagte nicht zu sprechen, ich fürchtete mich vor ihm.“ Die Frau meidet Gerhard Römers Blick. „Doch eines Tages glaubte ich, es nicht länger tragen zu können. Ich verließ unser Haus und flüchtete nach Tsingtau. Mit dem nächsten Schiff wollte ich nach Hamburg zurück. Zehn Tage verbrachte ich in einem Boarding-Haus in der Hafenstadt — ich weiß nicht, ob Römer mich suchte. Am Tage, bevor das Schiff abging, traf ich unseren Arzt, den sein Dienst nach Tsingtau geführt hatte. Ich beichtete ihm, und er redete mir so lange zu, bis ich nach Kiautschou zurückkehrte. Doch unser Haus war leer, Römer war verschwunden.“

„Ich war nach Peking gefahren, ich suchte dich dort, Freunde von mir woll-



Cold Cream Scherk

Wie einfach ist es

sich eine gesunde, frische Gesichtshaut zu erhalten, und wie lange dauert es, bis alle Damen das „Geheimnis“ dazu entdeckt haben! Gesichtshaut, die an und für sich trocken ist, sollte vorsichtig gefettet werden. Der natürliche Fettüberzug, den Waschen und Seife entfernen, muss in geeigneter Weise ersetzt werden. Witterungseinflüsse aller Art, Herbstwinde und regenschwere Luft dürfen die Haut nicht ungeschützt treffen. Cold Cream Scherk nach jedem Waschen, zu jedem Gang ins Freie aufgetragen ist das Mittel.



Töpfe zu Mk. 0.80, 1.50, 2.50, 4.50, Tuben zu Mk. 0.90 sind überall erhältlich.

ten dich gesehen haben. Dann hinterbrachte man mir, daß du mit dem Arzt in Tsingtau gesehen worden warst — ich raste vor Wut, doch ich war zu schwach, um mich zu rächen. Man bot mir an, mich einer Expedition in die Mongolei anzuschließen, ich tat es und zog monatelang durch die Wildnis. Der Krieg überraschte mich in Durma, ich konnte nicht mehr nach Tsingtau zurückkehren.“

„Drei Monate wartete ich auf ihn,“ fährt die Frau fort, „dann erfuhr ich durch die Gesandtschaft in Peking, daß eine Expedition deutscher Kaufleute in Tschacharv von Räubern überfallen und getötet worden sei. Man vermutete auch ihn unter den Opfern. Nun hielt mich nichts mehr in China; ich reiste nach Tientsin, legte den erborgten Namen Mathilde ab, nannte mich wieder Irene Gade und fuhr mit einem englischen Dampfer in die Heimat.

Der Krieg begann. Ich nahm eine Stellung in Berlin an. Und die Zeit und die Ereignisse waren so stark, daß mir das, was ich in China erlebt hatte, bald nur wie ein ferner, unwirklicher Traum erschien. Als dann meine Schwester, die richtige Mathilde, ihrem Leiden erlag, war für mich meine Verbindung mit Römer ausgelöscht. Meine Schwester war tot, ihn mußte ich für tot halten; ich vergaß die nichtige Ehe, wollte sie vergessen. Ich war Irene Gade, ich war frei.“

„Auch ich meinte, frei zu sein“, sagt Römer dem Anwalt. „Ich ließ noch während des Krieges durch einen Schweizer Freund in Deutschland Nachforschungen nach meiner Frau anstellen und erhielt die Nachricht, daß es in Hamburg keine Mathilde Römer gab, daß aber Mathilde Gade im Jahre 1915 gestorben sei. Trotz allem,

was geschehen war, trauerte ich um sie, die ich für meine Frau hielt. Wie hätte ich den Betrug auch ahnen sollen, der an mir verübt worden war!“

„Ich war frei,“ fährt Irene fort, „und drei Monate vor Kriegsende fand ich den Mann, der mir bestimmt war. Ich lernte den Bankdirektor Erich Sandmann in einem Kurort kennen, wir tanzten und spielten Tennis miteinander, er machte mir, dem Fräulein Irene Gade, trotz seiner vierzig Jahre wie ein Jüngling den Hof. Wir verlobten uns im September, und ich heiratete ihn ein paar Wochen später. An seiner Seite verlebte ich zwei Jahre voll eines innigen, ungetrübten Glückes. Was ich mir immer ersehnt hatte, wurde mir zuteil — ein Kind, ein Knabe.

Als Fritz drei Jahre alt war, traf uns das große Unglück. Wir machten eine Autotour durch die Dolomiten. Es war ein überheißer Tag, und mein Mann saß am Steuer. Plötzlich sank er in den Sitz zurück — wie die Ärzte meinen; von einem Sonnenstich getroffen —; führerlos jagte der Wagen weiter und überschlug sich einen Augenblick später, an einen Meilenstein anrennend. Ich erlitt leichte Verletzungen, doch mein Gatte war tot.

Seinem Andenken und der Erziehung unseres Sohnes lebe ich seitdem. Nichts, nichts kann mich davon abbringen!“

Gerhard Römer steht auf, wendet sich Irene zu und sagt: „Du wirst dich fügen müssen. Ich bin dein Gatte. Ich verlange, daß du mit mir kommst, daß das Kind in meinem Sinne erzogen wird und meinen Namen trägt. Du bist meine rechtmäßige Frau, deine Ehe mit Sandmann ist nichtig. Für mich ist sie nichts anderes als

ein Liebesverhältnis, das ich dir verzeihe. Ich habe mir immer Kinder gewünscht, ich erkenne Fritz als meinen Sohn an. Er wird mit dir und mir nach Tientsin kommen, und niemand wird erfahren, wer sein Vater ist.“

„Das wird nie geschehen!“

„Doch. Es wird, es muß geschehen. Ich will dich wiederhaben!“

„Du willst nicht mich, du willst mein Geld.“

„Meinen Sie das Erbe des Herrn Sandmann, gnädige Frau?“ fragt der Rechtsanwalt.

„Ja, nur darum ist es ihm zu tun. Mein Gatte starb, ohne ein Testament zu hinterlassen, und ich erbte ein Viertel, unser Sohn drei Viertel seines Vermögens; doch auch der Teil meines Kindes wird von mir verwaltet, und Römer will jetzt durch seine Erpressung die ganzen zwei Millionen in die Hand bekommen.“

Gerhard Römer bleibt ganz ruhig. „Ich sagte schon, daß ich dein Geld nicht brauche, daß ich selbst sehr reich bin. Ich will dich und das Kind. Doch ich wäre auch berechtigt, meinen Anteil an deinem Vermögen und an der Vermögensverwaltung des Knaben zu fordern. In unserem Ehevertrag hast du Gütergemeinschaft bedungen, weil du meinst, daß ich reich sei. Nun hast du in der Zwischenzeit ein Vermögen erworben — wie du es erworben hast, wen kümmert das? — bin ich nicht im Recht, wenn ich meinen Anteil fordere?“

„Du wirst nichts erhalten, nicht mich, nicht das Kind, nicht das Geld!“

„Ich weiß nicht, wie die Gerichte entscheiden werden. Ich weiß nur, daß ich mein Recht mit allen Mitteln verfechten will. Doch ich glaube, daß du nicht gut

CARL MALCHOW & OTTO

Reise - Effekten - Fabrik
Berlin W 8, Mohrenstr. 60
Nähe Kaiserhof

Wir fertigen seit 35 Jahren nur

REISE-GEPÄCK

allererster Güte

FEINSTE LEDERWAREN

Wir sind Spezialisten für

AUTO-KOFFER

Nur Koffer mit unserer Schutzmarke haben unsern patentierten, absolut sicheren Dichtungsverschluß gegen Staub u. Nässe

Reifenhüllen / Kühlerdecken
Lederschutz-Gamaschen

garantiert tadellos
in Sitz und
Qualität

*

daran tust, wenn du es zu einem Prozeß kommen läßt."

„Ich habe nichts zu fürchten.“

„Der Herr Rechtsanwalt dürfte anderer Ansicht sein. Wenn du mich zwingst, meine Rechte im Prozeßwege geltend zu machen, dann muß offenbar werden, daß du ein Verbrechen begangen hast. Es heißt Bigamie und wird mit Zuchthaus bestraft.“

„Ich fürchte das Zuchthaus nicht!“

„Es ist nicht die einzige Gefahr, die dir droht. Wenn du mich zwingst, den ganzen Fall aufzurollen, dann wird deine Ehe mit Sandmann zweifellos für nichtig erklärt. Dein Sohn ist dann ein uneheliches Kind, und das Vermögen, das euch zugefallen ist, gebührt dann von Rechts wegen den Blutsverwandten Sandmanns. Er hat zwei Vettern, die über seine späte Heirat böse genug waren. Sie werden entzückt sein, wenn sich jetzt herausstellt, daß die Ehe Sandmanns nichtig ist. Sie werden das Erbe fordern und werden es erhalten.“

Irenes Sicherheit ist dahin. Sie fühlt, daß sie den Waffen des Gegners nicht gewachsen ist. Verwirrt fragt sie: „Was soll ich tun, Herr Rechtsanwalt? Raten Sie mir!“

Rechtsanwalt Gajus steht auf und geht erregt durch den halbdunklen Raum. „Der Fall ist ungewöhnlich, liegt juristisch nicht einfach und ist menschlich ungeheuer kompliziert. Ich würde Herrn Römer raten, auf seine persönlichen Ansprüche an Frau Sandmann, die ja selbst erklärt, nur feindselige Gefühle gegen ihn zu hegen, zu verzichten. Und Ihnen, gnädige Frau, würde ich nahelegen, einen

Prozeß mit Herrn Römer, der in seinen Folgen unabsehbar ist, zu vermeiden und Herrn Römer vielleicht durch einen angemessenen Anteil aus der Erbschaft nach Herrn Sandmann für seine Ansprüche aus dem Ehevertrag zu entschädigen. Ich rate beiden Teilen zu einem Vergleich.“

Da stellt sich der Mann dem Rechtsanwalt in den Weg und sagt mit harter Stimme: „Ich nehme keine Entschädigung an, ich weise jeden Vergleich zurück. Ich will alles oder nichts. Ich will meine Frau und das Kind. Heute nacht noch reise ich in Geschäften nach England und komme in drei Monaten zurück. Bis dahin muß sich Irene entscheiden.“

Römer sieht Irene noch einmal mit einem langen Blick an. Dann wendet er sich kurz und geht.

Auch die Frau geht einige Zeit später. In der Tür bittet sie den Rechtsanwalt nochmals: „Helfen Sie mir!“

„Ich werde nachdenken“, sagt Dr. Gajus und geht dann tief in Gedanken zu seinem Schreibtisch zurück.

*

Dies ist der Fall Gade—Römer—Sandmann, wie ihn uns der Rechtsanwalt auf Grund seiner Aufzeichnungen seinerzeit dargestellt hatte. — Irgendeine unerwartete Lösung fand der Konflikt schließlich doch — Römer fuhr nach England, und man hörte nichts mehr von ihm. — Das Leben darf sich Aktschlüsse erlauben, die man keinem Dichter glauben würde. Aber wir wollten nichts weiter geben als ein Beispiel, wie seltsam das Schicksal oft die Fäden verwirrt — „das Leben als Dichter“.



Z A U B E R K U N S T E

Fortsetzung.

zeigen, daß er keinerlei geheimen „Schlüssel“ benützte, machte er sich in kaum einer Sekunde frei.

Der Effekt war äußerst verblüffend! Mr. Bate erbot sich freundlich, das Geheimnis aufzudecken. Die Photographien erläutern auch dieses Kunststück genau. — Während vieler Jahre trat Mr. Bate mit Mr. Devant zusammen auf, in London wie auch auf Reisen. Wohin sie auch kamen, stets wurde ein Raum des betreffenden Theaters als Werkstatt eingerichtet, und der Meister unter den Zaubernern und der Meister unter den Mechanikern steckten ihre Köpfe zusammen, erfanden und bauten neue Illusionen. „Viele der besten Einfälle für Bühnen-Illusionen“, erzählte Mr. Bate, „hatten wir dem Zufall zu verdanken. So erhielt z. B. eines Tages ein begeisterter Amateur Zutritt zu Mr. Devant und meinte, von ganz wunderbarer Wirkung müßte es sein, ein wirkliches Motorrad mit Fahrer auf der fahrenden Maschine verschwinden zu lassen. Devant entgegnete, der Effekt wäre wohl sicher, wenn nur überhaupt das Experiment auszuführen sei. Sobald der junge Mann gegangen war, ging ich zum „Meister“, wie wir ihn nannten, und verkündete ihm, ich hätte für die vorgeschlagene Illusion eine Idee. Er griff sie sofort auf, und wir bauten zusammen das Modell. Das Resultat war eine Vorführung, die wir „Biff“ betitelten, in der ein wirkliches Motorrad auf die Bühne gefahren wurde, einige Bohlen hinauf und in einen großen hölzernen Korb hinein. Der Korb wurde dann mittels Flaschenzuges hochgehiebt, und man hörte den Motor noch laufen. Ein Licht flammte auf, das Rattern der Maschine stoppte, und der Korb fiel in Stücke. Motorrad und Fahrer waren verschwunden! Nie vergesse ich unser „Debut“... Damit alles sicher und glatt gehen sollte, beschloß ich, selbst das Motorrad zu fahren. Ich hatte nie in meinem Leben auf einem gesessen, aber einer der Diener zeigte mir, wie man loszufahren und wieder anzuhalten hatte, und ich bildete mir ein, das wäre die ganze

Wissenschaft. Unglücklicherweise hatte ich nicht berechnet, daß die Bühne zu der Rampenbeleuchtung hin abschüssig verlief, und kaum war ich auf meinem Motorrad „aufgetreten“, als ich mich auch schon in halsbrecherischem Tempo herunter und gegen einen dicken Herrn sausen fühlte, der vorn an der Logenbrüstung saß. Ich steuerte gerade noch rechtzeitig, um die Rampenlichter nicht anzurennen, und die Maschine kippte in einem Winkel von fast 45 Grad. Schwankend sauste ich auf der Bühne rundum und veranlaßte den armen Devant, hin und her zu springen, um sein Leben zu retten. Schließlich gelang es mir doch, die Maschine innerhalb des Korbes zum Stillstand zu bringen, und wir verschwanden vorschriftsmäßig ohne weiteres Mißgeschick.

Die Vorführung eines Zauberkünstlers ist mit sehr viel Anstrengungen und Geistesarbeit verknüpft, wenn nicht alles schief gehen soll, und der ideale Helfer solchen Mannes muß auf jeglichen Zwischenfall gefaßt sein. Einmal bat mich Devant, in seinem Wagen mit ihm zu fahren, um einer Vorstellung vor den Majestäten beizuwohnen. Als ich meine Wohnung verließ, kehrte ich plötzlich auf der Treppe um und ging in die Werkstatt zurück. Dort tat ich in meine Handtasche ein paar Messingdrähte, ein oder zwei kleine Werkzeuge und eilte in den vor der Tür wartenden Wagen. Ich kann mich nicht entsinnen, was mich veranlaßt hatte, so plötzlich kehrtzumachen und mein kleines Handwerkszeug zu holen. Man mag an „Unterbewußtsein“, Vorahnung, Instinkt oder sonst was glauben, denn es war nicht der geringste Anlaß, irgendwelche Werkzeuge mitzunehmen. Ich hatte alle Apparate überprüft und wußte jedes Ding in schönster Ordnung. Erst zehn Minuten vor der Vorstellung kam mir das Ganze wieder ins Gedächtnis zurück, als einer der Bühnenarbeiter aufgeregter zu mir eilte. Das Modell „Gewächshaus“, in dem Mr. Devant ein paar Rosen „wachsen“ lassen wollte, um sie der Königin zu überreichen, war durch die Unvorsichtigkeit eines Bühnenarbeiters beschädigt worden. „Was wird bloß der Meister sagen, wenn er es hört!“ rief der Mann



„Dem Haar fehlt nichts als — Humagfolan!“

Ein neuer Weg

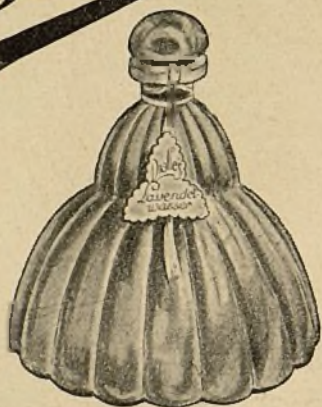
zur Bekämpfung des Haarausfalls wurde von dem berühmten Gelehrten und Stoffwechselphysiologen Geheimrat Prof. Dr. R. Zunk eingeschlagen. Während man bis dahin den Haarausfall nur durch äußere Mittel, Haarwässer, Salben, Bestrahlungen usw. zu bekämpfen suchte, fand er eine Methode, den Haarwuchs von innen zu fördern, und zwar auf dem Wege der spezifischen Ernährung. Diese besteht darin, daß man jedem Organ des Körpers diejenigen Baustoffe besonders zuführt, deren es zu seiner Erhaltung und Förderung hauptsächlich bedarf. So führt man dem Blute bleichfächtiger Mädchen beispielsweise Eisen und den Knochen rachitischer Kinder Kalphosphor zu. Geheimrat Zunk fördert den

Haarwuchs durch Ernährung

der Haare mit reinem Haareweiß und hat damit erreicht, daß in acht Wochen unter der Einwirkung dieses Nährmittels nahezu eine Verdoppelung des Haarwuchses stattgefunden hat. Sein Haarnährmittel Humagfolan wurde von der Ärzlewelt eingehend nachgeprüft mit dem Erfolge, daß bis heute bereits mehr als 2000 Ärzte, darunter bedeutende medizinische Forscher und Universitätsprofessoren, ausdrücklich bestätigten, daß sie mit dem Präparat die besten Erfahrungen gemacht haben. Erhalten Sie sich Ihre Haare, denn sie sind Ihnen von der Natur nicht so sehr als bloßer Schmuck, sondern hauptsächlich zum Schutze gegen Erkältungen nebst ihren Folgeerscheinungen gegeben. Sie sehen mit vollem Haar zudem jünger, unverbrauchter, leistungsfähiger aus, was bei Stellenbesetzungen usw. ausschlaggebend sein kann. Die Gattinger-Werke für chemische und pharmazeutische Präparate, Aktiengesellschaft, Berlin NW 1, versenden kostenlos und postfrei aufklärende Schriften über die Wirkung des Humagfolan. Humagfolan in Originalpackungen, ausreichend für den Bedarf eines Monats, ist in allen Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften zu haben. Der Erfolg tritt meist in 2—3 Monaten ein. Nehmen Sie deshalb, sobald Sie ein Schwinden Ihres Haares bemerken, sofort

Humagfolan

Dralle's

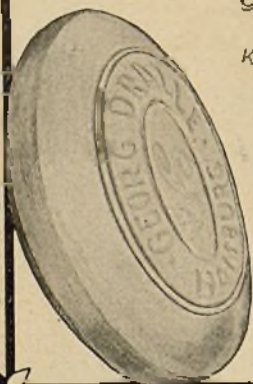


Lavendel-Wasser

Der
wundervolle
belebende Duft
M 3.50

Lavendel-Seife

Das
herzhaft duftende
grosse Stück
M - 75
Karton 3 Stück
M 2.10



Lavendel- Rasierseife

In Metallhülse
M - 80
Ersatzstück
M - 50

ängstlich. „Nicht ein Wort davon zu ihm!“ befahl ich, da ich wußte, daß solche Nachricht ihm die Stimmung für die ganze Vorstellung verderben könnte. Da fiel mir meine Handtasche ein. Das Gewächshaus wurde schnell hinausgetragen, und ich machte mich sofort an die Arbeit, den Schaden zu reparieren. Zu meiner Freude retteten die Metalldrähte die Situation, und ich brachte es fertig, den Apparat genau eine Minute vorher, bevor der Vorhang hochging, an Ort und Stelle bringen zu lassen. Lange nach der Vorstellung erzählte ich Mr. Devant das Vorkommnis, und wir segneten beide meine kleine Handtasche.

Auch der famose „Kasten-Trick“ gab Veranlassung zu einem unglückseligen Zwischenfall. Mr. Devant pflegte einen Helfer zu beschäftigen, den er in einen großen Kasten einschließen mußte, der später noch mit starker Schnur verschnürt wurde. In wenigen Minuten entschlüpfte dann der Mann, obwohl Verschlüsse und Schnüre in keiner Weise angegriffen schienen. Unter den Zuschauern, die bei jeder Vorstellung aufgefodert wurden, auf die Bühne zu kommen, um den Kasten zu prüfen, bemerkten wir stets unter den Vordersten einen Mann, der ihn Abend für Abend mit größter Genauigkeit besichtigte, um den Trick um jeden Preis herauszufinden. Devant fürchtete, der Herr würde ihm auf die Spur kommen, und schlug vor, den Trick vom Programm zu streichen, bis sein Interesse etwas erlahmt sei. „Warum nicht lieber die Methoden ändern?“ meinte ich. Er war begeistert, und ich eilte sofort heim, den Kasten umzubauen. Die halbe Nacht arbeitete ich daran, und innerhalb von 24 Stunden war die Illusion auf ganz neuer Basis aufgebaut. Ich ließ den Kasten im Theater nebst ein paar Zeilen für Devant zurück mit der Bitte, zu sehen, ob er mein Geheimnis herausbekäme. In einem besonderen, versiegelten Umschlag teilte ich dann die Lösung mit. Er prüfte mehrere Stunden den Apparat in der Hoffnung, eine geheime Leiste oder dergleichen zu finden, mußte sich aber als geschlagen erklären und öffnete den Umschlag, der die Lösung enthielt. Viel aber half sie auch noch nicht, denn der

Kasten war ein mechanisches Paradoxon: Man konnte nicht wieder heraus, wenn er nicht fest geschlossen und verschnürt war!

Ein paar Wochen ging es mit dem veränderten Kastentrick sehr gut, bis der Mann, der eingeschlossen wurde, eines Abends vergaß, auf welche Weise er wieder heraus mußte. Vor Angst schwitzend wartete und wartete Mr. Devant auf das Erscheinen des Mannes, bis das Publikum Verdacht schöpfte, es klappe etwas nicht. Der verzweifelte Devant versuchte, den Kasten auf gewöhnliche Weise zu öffnen und mit so wenig Aufsehen wie möglich über das Versagen der Illusion hinwegzugehen. Als aber der Deckel hochgehoben wurde, lag der Helfer ohnmächtig im Kasten. Bewußtlos wurde er herausgeholt, einem Arzt übergeben, und das Publikum nahm glücklicherweise seine Ohnmacht für den Grund des Versagens. Ein anderer Helfer wurde eingesperrt, und nun war der Erfolg vollkommen.

Einer unserer berühmten Zauberkünstler, der in einer Provinzstadt Vorstellungen gab, führte eine Flasche vor, aus der er verschiedene Flüssigkeiten goß; damit nicht genug, bat er mich, ihm einen Apparat zu konstruieren, der ihm gestatte, seine Vorstellung zum Schluß damit zu krönen, daß er aus demselben Behälter mehrere Liter Wasser ausgießen konnte. Ich brachte einen großen Wassertank über der Bühne an, aus dem eine bewegliche Metallröhre hinter die Proszeniumswände lief. Gegen Ende des Tricks hatte der Künstler dann nur zum Hintergrund der Bühne zu gehen, ein versteckter Assistent mußte hier die Röhre mit dem Rückenteil seiner Weste verbinden, von wo eine andere Röhre unter seinem Armloch weg und den Ärmel entlang bis zu seiner Hand lief, die die Flasche hielt. Bei den Proben funktionierte das sehr gut, aber bei der ersten Vorstellung bekam die unter der Kleidung verborgene Röhre einen Sprung, und das erstaunte Publikum sah ihn in Strömen Wassers stehen, die selbst aus den Schuhen drangen! Damit die eigentliche Ursache nicht laut wurde, erklärte der Meister schnell zur Entschuldigung, er habe die Flasche zufällig verkehrt herum gehalten

Dr.
Dralle's



Birken- Wasser

*Das seit 40 Jahren
bewährte, ärztlich empfohlene
Haarpflegemittel.*

*
Preis
M. 2 - u. 3,50, ½ Liter 5,50
¼ Liter 10 -

und den Inhalt über sich selbst gegossen. Dröhnendes Gelächter, und das Mißgeschick wurde als gewollt komische Nuance betrachtet. Eines Morgens, als ich in einem Zimmer unter dem Bühnenraum arbeitete, hörte ich einen lauten Knall, stürzte die Treppe hinauf und fand ein großes Luftschiffmodell, das zu den neuesten Attraktionen des Wochenprogramms gehörte, geborsten und in Flammen. Das Personal, auf solche Zwischenfälle vorbereitet, war bald Herr der Situation. Einer der Amateurfeuerwehrlente kam auf den Einfall, den Inhalt des Tanks, den ich über der Bühne gebaut hatte, auf die Flammen herabzugießen. Unglücklicherweise stand ich gerade darunter, als er den Hahn andrehte, und kataraktartig ergoß es sich über mich. . . In dem Augenblick kam der Künstler, für den ich den Tank gebaut hatte, herzu und brach in schallendes Gelächter aus. Am Abend überreichte er mir eine hübsch eingebundene Shakespeare-Ausgabe, auf die er die Worte: „siehe S. 349“ geschrieben hatte. Auf dieser Seite hatte er zwei Zeilen aus „Hamlet“ angestrichen:

— „Der Spaß ist, wenn mit seinem eigenen
Der Feuerwerker auffliegt. —“ [Pulver

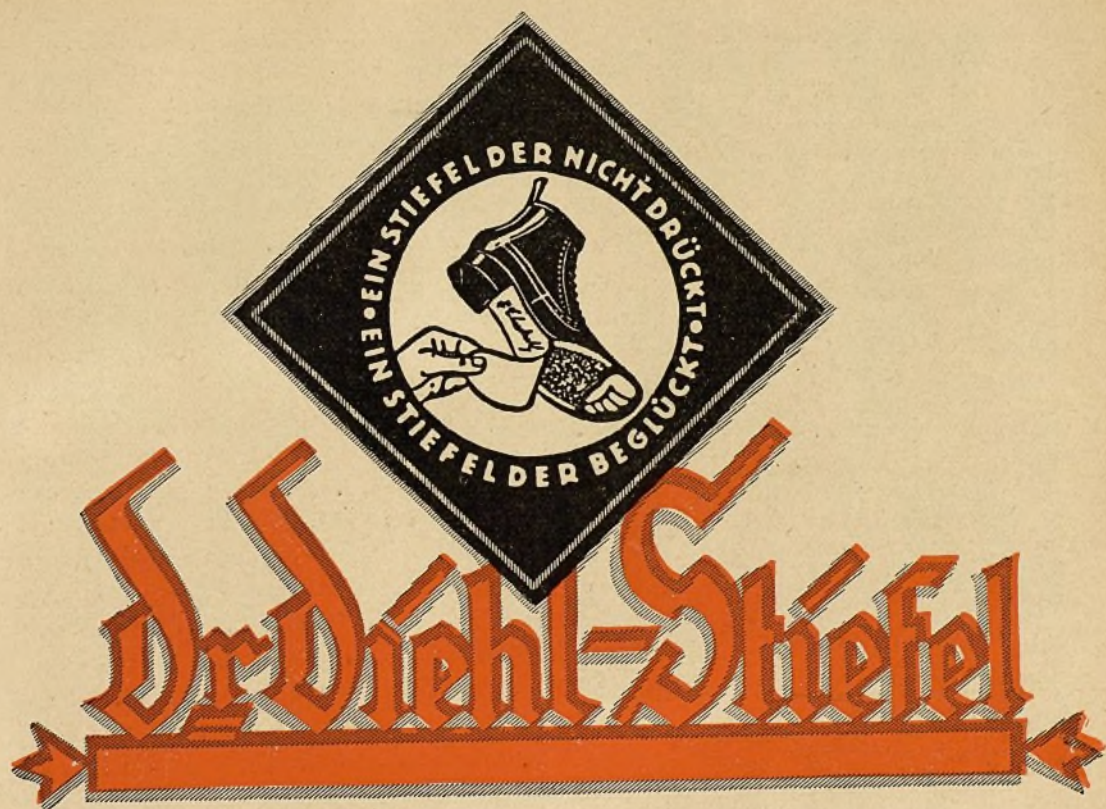
Ich fragte Mr. Bate noch, wie die Ideen zu solchen Illusionen eigentlich entstehen. „Aus den unbedeutendsten Zwischenfällen,“ war die Antwort, „oder überhaupt ganz zufällig.“ Zu beurteilen, welcher Effekt hervorgebracht werden kann, ist viel leichter als das Mittel zu finden, ihn hervorzubringen. Ein Hauptfaktor vieler Illusionen ist der: der Erfinder vergegenwärtigt sich zuerst alle möglichen Vermutungen einer Lösung, wie sie im Hirn des Zuschauers entstehen mögen, und faßt dann das Problem vom ganz andern Ende an. Kann er aber den Anschein erwecken — beispielsweise einen rohen Hering b. im Schwanz hervorzuziehen —, als geschähe das auf die beim Publikum vermutete Weise — um so besser. Stellen Sie sich zum Beispiel vor, ein Zauberkünstler kann sein Publikum glauben machen, eine verschwindende Münze säße in seinem Ärmel, während sie nur auf seiner inneren Handfläche verborgen ist, so ist der Effekt sehr viel größer, wenn er das Kunst-

stück dann ohne Rock wiederholt. Einige der größeren Illusionen basieren auf kleinen, aber ziemlich unbekannten Gesetzen, während zu anderen wieder äußerst komplizierte Konstruktionen gehören, die überzeugend vorzuführen sehr schwierig ist. Praktisch gesprochen ist natürlich ein Trick um so besser, je einfacher er ist, weil er dem Publikum gestattet, jeden Augenblick den Apparat zu prüfen.

„Würden Sie mir glauben, daß ich in einem gewöhnlichen Wohnzimmer eine Dame verschwinden lassen kann?“

„Mit einem Apparat, der eine Untersuchung verträgt?“ fragte ich. Mr. Bate nickte. Passen Sie auf! Eine kleine hölzerne Plattform, wenige Zoll hoch über dem Fußboden, auf vier gewöhnlichen Holzfüßen, wurde in die Mitte des Zimmers gestellt. Darauf war ein einfaches, hölzernes Rahmenwerk errichtet, und mit vier dunklen Vorhängen behängt, wie ein Zelt. Der vordere Vorhang hing an Ringen, so daß er leicht zurückgeschoben werden konnte. Eine junge Dame betrat den Raum und ging in das „Zelt“. „Wenn Sie es wünschen, können zwei Zuschauer während der Vorführung hinter dem Zelt Platz nehmen,“ sagte Mr. Bate. Also nun passen Sie auf! Er zog den vorderen Vorhang zu, machte ein paar Handbewegungen, zog ihn wieder auf, und die Dame war verschwunden!

Mr. Bate forderte mich auf, einen Blick hinter den Vorhang zu tun, ob ich wohl entdecken könnte, wohin die Dame verschwunden sei. Aber nichts war von ihr zu sehen. Ich ging rund herum, zur Vorderseite des Vorhangs zurück, und paßte scharf auf, als Mr. Bate sich anschickte, nochmals den Vorhang vorzuziehen. Er winkte wieder mit der Hand, öffnete den Vorhang, und die Dame kam auf uns zu! Schließlich prüfte ich nochmals den ganzen Apparat, konnte aber keinerlei Erklärung finden. Lebenswürdigerweise gestattete Mr. Bate die Veröffentlichung der Photographien auf den Seiten 70 und 71, die es den Amateuren erlauben, selbst diese Illusion zu konstruieren. Können Sie raten, wie sie zustande kommt?



NATÜRLICHE FORM . FEDERUNG DER HACKE . VENTILATION
DER INNENSOHLE . UNTERSTÜTZUNG DES FUSSGEWOLBES
GERÄUSCHLOSER GANG . VENTILATION IM SCHAFT

IN ALLEN TEILEN GESETZL. GESCHÜTZT
VERKAUFSSTELLEN AN ALLEN PLÄTZEN
DEUTSCHLANDS

ALLEINVERKAUF FÜR GROSS-BERLIN

Leiser

BROSCHÜRE GRATIS

ALLEINIGE FABRIKANTEN CERF & BIELSCHOWSKY ERFURT

WEIHNACHTS



WEINE

M. Kampinski Stg

HAMBURG

1

DIE EULENBRÜCKE

Fortsetzung.

Er fühlte, wie sein Kopf über den Strudeln auftauchte. Das Morgenlicht blendete ihn. Er holte tief, tief Atem.

Wie köstlich war der Kuß der kleinen Wellen an seiner Backe! Er holte mit Macht aus und empfand beim Strecken der Beine eine ganz überraschende Geschwindigkeit und Leichtigkeit. Vorsichtig sah er nach den Ufern herum. Auf einer Seite war der weite rauschende Wald; auf der andern, aber schon in einiger Entfernung rückwärts sah er die Umrisse der Soldaten klar von dem blaßblauen Horizont abgehoben. Der Hauptmann zeigte auf den Schwimmer mit dem blitzenden Degen, die Soldaten schlossen sich zu einem Viereck zusammen. Ihre Gewehre richteten sich aufs Ziel, gleichmäßig wie beim Dienst: Ein leichtes Rauchwölkchen flog auf und war schnell vom Wind zerstreut. Kleine Wasserspritzer sprangen rund um Farquhar in die Höhe, dort, wo die Kugeln ins Wasser schlugen.

Er tauchte so schnell und tief er vermochte mit hastigen langen Schenkelstößen, so daß Luftblasen auf die Oberfläche stiegen. Nun griffen seine Hände in den Schlamm und die Kiesel des Flußbettes. Das Wasser donnerte in seinen Ohren wie das Brausen des Niagara...

Endlich mußte er doch hinauf an die Oberfläche, um zu atmen. Er sah, daß er eine ganze Weile unter Wasser gewesen und eine recht beträchtliche Strecke von der Strömung fortgerissen worden war. Die Umrisse der „Eulenbrücke“ lagen ein großes Stück entfernt, das sich rasch und zunehmend erweiterte. Hier kamen schon große Wälder an beiden Ufern.

Er strengte alle Kräfte an und fand sich noch ungemindert. Sein Kopf war auch

LISISTRA

EAU DE COLOGNE
RUSSE

Duftreich und erfrischend



ABT. KOSMETIK
DER RUCKFORTH AG. STETTIN

Sprengel

SCHOKOLADE KAKAO PRALINEN

*haben die Führung
durch ihre Güte*



B. SPRENGEL & CO. HANNOVER

ganz klar, die Beine ungeschwächt. Er konnte mit blitzartiger Schnelligkeit denken. Niemals in den besten Zeiten seines Daseins hatte er ein so überwältigendes Gefühl körperlicher Kraft und geistiger Frische gehabt. Er dachte an die Wettschwimmen, bei denen er als Schuljunge einen silbernen Becher gewonnen hatte. Dieser Becher stand noch zu Hause auf dem Kaminsims. Niemals war er besser im Zug gewesen als jetzt, niemals ging es leichter; das fühlte er genau... Kleine Wellen schlugen an seine Knie. Das Ufer! Nun stand er auf den Füßen und war schon aus dem Wasser. Ringsum sah er keine Spur von Mensch oder Tier. In ein paar Sekunden hatte er den Schutz des Waldes erreicht. Endlich gerettet!

Er breitete seine Kleider auf einem Fleckchen aus, an dem die Bäume einer Lichtung die Sonne heiß und blendend einließen. Während sie trockneten, aß er einige wilde Beeren, deren Geschmack ihm unbekannt war... Seine Fesseln mußten, ohne daß er es gewußt hatte, scharf angezogen worden sein; denn er empfand einen scharfen Schmerz, als er versuchte, sie abzustreifen. Er beobachtete sich hierbei mit besonderer Aufmerksamkeit, fast wie der Zuschauer einen Zauberkünstler bei dessen Tricks.

„Tüchtig! Streng' dich an! Zeig' deine Kraft!“ — Ah, endlich gaben die Stricke nach. Er fühlte, wie seine Hände gleich fremden, nicht zu ihm gehörenden Gliedern zum Halse schwebten, um seinen Nacken von dem Ende der hängenden Schlinge zu befreien, die ihm noch ins Fleisch schnitt.

Nach einer Weile ging er weiter. Er marschierte unentwegt südwärts, ohne irgend jemandem zu begegnen. Weder ein menschliches Wesen noch ein Tier kreuzte

seinen Weg. Die Einsamkeit und Ruhe lag schwer auf allem. Der Wald schien ohne Ende, und je weiter er kam, um so wilder und unwegsamer wurde der Pfad. Er hatte sich niemals vorgestellt, wie wild das Land war, in dem er lebte! Es war ein fast beirrender Gedanke. Aber Erinnerungen an die Kindheit und seine Familie zuckten durch sein Gehirn und beruhigten wieder das Durcheinander. Er sah seines Vaters gefürchtetes, aber lächelndes Antlitz, seiner Mutter leicht gebeugte Gestalt. Und dann kam ihm der Morgen seiner Hochzeit in den Sinn. Wie klar stand das alles vor ihm auf, jener Morgen der unendlichen Freude, die kleine, efeubesponnene Dorfkirche, die Leute in ihren hellen, neuen Röcken und sein Weib ganz in Weiß... Er hörte plötzlich den heimatlichen Klang der kleinen zart klingenden Glocken. Er konnte sie ganz deutlich hören...

In einiger Entfernung verschwamm jetzt alles in bläulichem Nebel. Überall war eine sonderbar abgemessene Regelmäßigkeit.

Die Nacht brach herein, schnell wie in den Tropen. Doch wurde es nicht völlig dunkel: große goldene Sterne schienen am Himmel... aber offenbar ganz neu und anders angeordnet. Als ob ein geheimnisvoller, übelbedeutender Sinn in ihrer Anordnung in der grünlichen Himmelskuppel läge.

Manchmal hörte er im Gehen seltsame Laute... Sogar zwischen den Zweigen des Dickichts hörte er — sicherlich, er irrte sich nicht —, hörte er Flüstern in einer fremden Sprache. Aber all das bedrückte ihn nicht. Schließlich waren die Nordtruppen ja weit, weit weg, und sie allein bildeten für ihn eine Gefahr.

Seine Augen waren vor Müdigkeit ganz verschwollen, und doch konnte er sie nicht schließen, auch die Nacktheit seines Halses

Sprengel

SCHOKOLADE KAKAO PRALINEN

*Haben die Führung
durch ihre Güte*



B. SPRENGEL & CO. HANNOVER

war ihm unangenehm. Seine Zunge war verdorrt und brannte, er hoffte auf Erleichterung, wenn er sie zwischen den Zähnen hinausstreckte, einfach aus dem Munde heraus in die frische Luft. Wie weich und nachgiebig der Weg war. Er spürte ihn fast nicht mehr unter den Füßen. —

War er im Laufen wider seinen Willen eingeschlafen, trotz der Schmerzen? Denn nun war es wieder Morgen geworden, und was für ein Morgen! Wie fröhlich der Wald war. Die Vögel jagten sich im Gestrüpp; unsichtbare Bächlein murmelten, und die Hänge waren ganz weiß vor Maßliebchen.

Er mußte wohl gerade aus einer langen Benommenheit erwacht sein, die durch die furchtbare Erschöpfung verursacht worden war. Er kam zu einer Wegkrümmung. Was! Er konnte sein Haus sehen? Es leuchtete in der Morgensonne! Blauer Rauch stieg aus dem Schornstein hoch, die Hunde schlugen an, und oben auf den Stufen stand seine Frau und breitete ihre Arme ihm zum Willkomm entgegen — mit einem Jubel, der ihn beseligte. Seine Kinder kamen durch den Garten auf ihn zu gelaufen, der Jüngste überpurzelte sich im Rennen. Da: — Gerade als er sich herunterbeugte, um sie zu umarmen, spürte er einen furchterlichen Schlag im Nacken, helles Licht blendete ihn, ein gewaltiger Knall erschütterte sein Trommelfell... und dann... Ruhe, Finsternis.

Carton Farquhar war tot. Sein Körper baumelte leise mit gebrochenem Genick unter der „Eulenbrücke“.

— Der Augenblick des Todes ist voller Träume, die Stunden zu dauern scheinen oder sogar Tage.

(Uebertragung von Helene Wieruszowski.)

Aus den Erinnerungen eines Schlafwagenkontrolleurs

Fortsetzung.

Heinrich Husserls Aufgabe war es nun, diesen Galizianer unauffällig in den Zug und später in die Schlafkabine der hohen Herren und Damen zu schmuggeln. Das ging nicht ohne Schwierigkeit, weil es fortwährend Neugierige oder Böswillige in den Gängen gab, die die Besuche mißdeuteten.

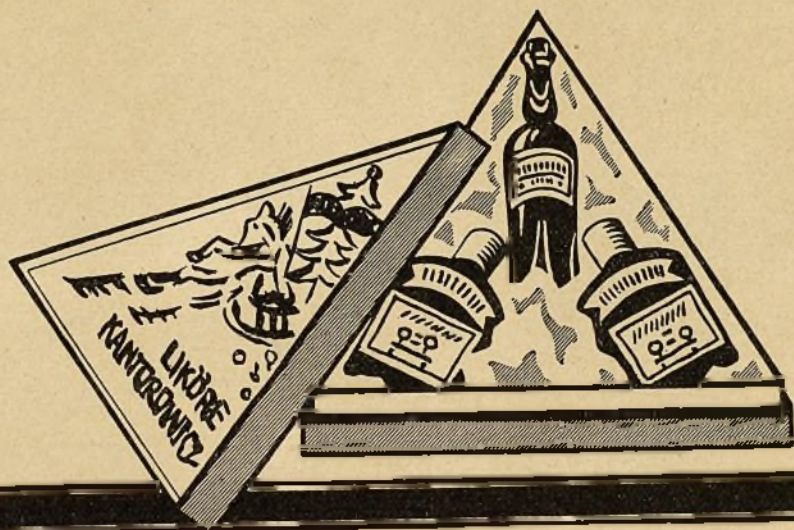
Einmal hatte Husserl den alten Wahrsager wieder aus der Kabine einer alten italienischen Fürstin entfernt und in Granitze abgesetzt, als sich eine Bande junger Leute auf ihn stürzte: „Da ist ja der Zauberer!“ rief und ihn totschrug...

Es hatte sich, wahrscheinlich durch die Indiskretion eines zuviel wissenden Bahnbeamten, herumgesprochen, daß Schneider mit so großem Erfolg als Wahrsager tätig war. Bei seinem Begräbnis erschien ein Fremder mit einem riesengroßen Kranz und einer weißen Schleife, auf der man las: „Einem meiner besten und wichtigsten Freunde von seinem N.“

*

Schrecklich waren die Choleratage in Rußland. An den Grenzen waren zahllose Isolierbaracken errichtet, in denen verdächtige Reisende aus den Zügen geholt und bis zur „Genesung“ eingesperrt wurden. Das dauerte oft wochenlang!

Husserl fuhr einmal im vollbesetzten Schlafwagen von Warschau nach Wien. Er benachrichtigte pflichtgemäß vor Fahrtbeginn jeden Gast von der bevorstehenden Grenzuntersuchung. Da war auch ein blutjunges polnisches Hochzeitspaar, das scheinbar seine weanerische Aussprache nicht recht verstand und deshalb laut loslachte, als ob der Kontrolleur einen guten Witz gemacht hätte.



KANTOROWICZ **LIKÖRE**

IN DER GESCHMACKVOLLEN
WEIHNACHTS

FESTPACKUNG





Lieferung durch die Bürobedarfsgeschäfte
Bezugsquellen auch durch Herrn Herdagen, Berlin S.W. 67

Die ärztliche Kontrolle kam zur angekündigten Minute. Jedes Abteil öffnete bereitwillig und vorbereitet. Es ging alles wie stets ohne Zwischenfall.

Jetzt wurde an die Tür des Hochzeitspaares geklopft.

Keine Antwort.

Der Chefarzt, ein sehr energischer, ernster Herr, kam herbei. Man hämmerte.

Vergebens!

Man trat mit Wucht und nagelbeschlagenen Stulpstiefeln an die Tür.

Kein Mucks wurde hörbar.

„Öffnen Sie!“ befahl der Chefarzt.

„Blöder Idiot!“ klang's von drinnen heraus.

Man war sprachlos. Als erster erholte sich Husserl, der, um sein Trinkgeld bangend, vermittelnd eingriff: „Dör Hörr Chefarzt sein pörsönlich...“

„Alter österreichischer Trottel, mach' deine dummen Witze mit deinen Landsleuten, sonst schieß ich durch die Tür!“

„Machen Sie sofort auf!“ brüllte der Chefarzt mit puterrotem Gesicht.

Ein polnischer Fluch, allen verständlich, doch nicht druckreif, flog zurück.

Die kleine Holztür barst auseinander.

Die Splitter stoben durch den Gang.

Zwei erstarrt hochblickende Gesichter waren zu sehen.

„Was heißt... daaas??!“ flüsterte er entsetzt. „Das war kein Scherz??“

Sie kroch unter die Decke.

„Beide sofort in Quarantäne!“ kommandierte der Chefarzt. „Schwer choleraverdächtig! Und getrennt strengste Kur! Mindestens zwei Wochen! Das Gepäck ist wegen Verbreitungsgefahr zu beschlagnahmen!“

Gegen diesen Befehl konnte keine Instanz der Welt etwas ausrichten...

Er wurde getreu ausgeführt.

Sie war, plaudert nun der andere Schlafwagenkontrollleur, ein entzückendes Blondinchen. Mit einem Paar Augen! Mit einem Paar Augen!!! Durch und durch gingen sie einem...

Er war — noch gar nicht da; denn der Er, der ihr den Abschied gab, blieb weinend am Bahnsteig.

Das heißt: er mimte nur so! Denn als er sie allein in dem Zweibettenkupee verstaute hatte, schlich er sich, mit meiner Hilfe, in mein Dienstabteil ein, um zu lauschen. Er schien berechtigten Anlaß zu haben, ihr die Durchführung der Alleinreise nicht zu gestatten.

Also: Beginn einer Eifersuchtstragödie! Sehr, sehr spannend. Mal was anderes.

An der nächsten Station stieg ein Herr ein, verlangte das Bett über der schönen Blondine, erzählt der Herr Kontrollleur.

Er mußte 's auch bekommen, weil er die richtige Karte besaß.

Die Blondine, diese entzückende Bestie, mimte Sträuben, Toben, drohte Beschwerdeserien an die Schlafwagendirektion an, gab sich jedoch zufrieden, als der Reisende sein Ehrenwort gab, sich oberhalb ruhig zu verhalten.

Der Kontrollleur machte, als wenn alles in Ordnung wäre, gab vor zu glauben, daß es sich um ein rechtmäßig anerkanntes Ehepaar handelte.

An der nächsten Haltestelle erschien ein neuer Fahrgast, erkundigte sich nach der Blondine, erflehte ein Versteck im Wagen. Als er und es abgelehnt wurden, nahm er sich einen Durchgangssessel und setzte sich wie ein Wachhund vor ihre Tür.

Es waren noch vier Stationen bis zum Ziel.



**Wissen Sie,
daß echter Steinäger**
der Firma

C. W. Tasche A.-G., Steinhagen
heiß als Grog getrunken, ein ganz bekanntes
Hausmittel gegen **Grippe**
und Erkältungen ist.

Kalt getrunken hat es sich bestens bewährt bei
Magen- und Harnbeschwerden

Ein Versuch wird Sie überzeugen
Achten Sie beim Einkauf auf
den Namen **Tasche**
und auf das Gründungsjahr **1888**

Wo sollten sie alle hingeschafft werden, wenn dieser Andrang so bleiben würde?!

Und richtig: es kamen noch zwei! Auch sie interessierten sich mit Leidenschaft für Fräulein Blondhaar, lauerten an je einem Ausgang die ganze Nacht hindurch...

Am nächsten Morgen kam sie, die Vielbegehrte, aus ihrer belagerten Kabine. Ein wenig bleich. Hinterher ihr Schlafgalan von oben mit dem Ehrenwort.

„Sie sind verhaftet!“ zischte auf einmal der Fahrgast, der vor ihrer Tür gewacht hatte, auf sie los.

„Im Namen des Gesetzes —“ vernahm man von rechts den einen Wartenden.

Der andere von links versuchte, sich ihr ebenfalls zu nähern: „Verhaftet, meine Gnädigste!“

„Bedaure, meine Herren Kameraden.“ legte sich jetzt der Herr aus der Kabine ins Mittel, „die Gnädige ist bereits gestern abend von mir verhaftet. Ich bin Kommissär —“

Das alles war das Werk einer Minute. Die Strafbefehle der übereifrigen Beamten überstürzten sich.

Nun schritt der Freund vom Bahnsteig aus seiner Kabine auf sie zu und meinte, daß er sich ihr in der Maske eines Freundes genähert hätte, um sie auszuspionieren, daß er nun aber sein Inkognito lüften und sie unter dem Verdacht der schweren Urkundenfälschung verhaften müßte.

Man lachte im Chor.

Selbst sie machte ein lustiges Gesicht, nahm seelenruhig die wunderschönen, blonden Haare ab, legte die Buseneinlage weg, bekannte sich somit leise weinend wieder zu ihrer Männlichkeit — und ergab sich dem Quartett.

D A S Z E I C H E N

Fortsetzung.

„Ja, Herr Professor,“ beeilte sich Raffaella zu gehorchen. Aber sie versuchte vergeblich, auf den Tisch zu steigen, und lächelte bloß wieder: „Ich kann nicht...“

Ein Student hob sie hinauf. Als sie oben saß, sah sie den Professor an, der ein schöner, hochgewachsener, rasierter Herr mit goldgefaßtem Kneifer war, und wies mit dem Finger auf die fremde Studentin:

„Wenn mich der Herr Professor von dieser da zeichnen lassen wollte...“

Die Studenten grinsten. Selbst der Professor lächelte.

„Warum denn? Genierst du dich?“

„Nein, Herr Professor. Aber ich möchte lieber...“

Und sie schaute nach dem Fenster, dort hinten, wo Richard, mit dem Rücken gegen den Saal, sich verkrochen hatte.

Die blonde Studentin folgte mit ihren Augen instinktiv diesem Blick. Sie hatte Barnis sonderbare Befangenheit schon bemerkt; nun, da sie sah, wie auffällig er sich in seine Ecke zurückzog, wurde sie auch unruhig.

Aber der Professor hieß sie vortreten.

„Nun, Fräulein Orlitz? Tun wir der Patientin ihren Willen!“

Raffaella streckte sich auf dem Tisch aus und sah der Studentin voll ins Gesicht. Ach, war sie schön, und weiß, und zart, mit ihren sanften blauen Augen! Da, nun ergriff sie den Dermatographenstift, den der Professor ihr reichte, und begann mit nicht ganz sicheren Händen Raffaellas Brust zu entblößen.

Raffaella schloß die Augen aus Scham über ihre schlaffen, elenden Brüste, die sie den vielen um den Tisch drängenden

WAS LEGT DAS CHRISTKIND DEN KINDERN
IN DEN SCHUH?



FEINE
MILCH-NUSS-SCHOKOLADE

PORTOLA

SCHOKOLADENFABRIK PFLOGER & KRAUSE
MAGDEBURG

JOE
LOE

Jünglingen zeigen mußte. Sie fühlte, wie sich eine kalte Hand auf ihr Herz legte.

„Zu rasch...“ sagte plötzlich die Studentin mit fremdartigem Akzent und zog ihre Hand zurück.

„Seit wann bist du auf der Klinik?“ fragte der Professor.

Raffaella antwortete nervös, ohne ihre zuckenden Lider zu heben: „Seit zweiunddreißig Tagen. Ich bin schon fast gesund.“

„Hörchen Sie sie mal ab“, sagte der Professor und reichte der Studentin das Stethoskop.

Nun fühlte Raffaella die Kälte des Instrumentes auf ihrer Haut; dann sagte die Stimme der Studentin: „Beschleunigte Herzthätigkeit... schwere Atmung...“

„Also abklopfen.“

Raffaella neigte das Haupt zur Seite, biß die Zähne zusammen und versuchte die Augen zu öffnen; doch schloß sie sie sofort wieder mit einer verzweifelten Anstrengung, sich zu beherrschen. Von Zeit zu Zeit, wenn das leise Klopfen auf ihrem Körper aufhörte und die Studentin mit dem feuchten Stift über ihre Haut fuhr, stieß sie den zurückgehaltenen Atem mühsam durch die Nase heraus.

Wie lange sollte diese Qual dauern? Und er stand noch immer dort am Fenster... Warum rief ihn der Professor nicht herbei, um ihm das Herz zu zeigen, das die Hand seiner blonden Kollegin skizzierte, dort unter der Brust, die seinetwegen, durch seine Schuld so schlaff und elend geworden war?

Endlich hörte das Klopfen auf. Die Studentin zeichnete eifrig an den Verbindungslinien weiter, um ihr Werk zu vollenden. Raffaella fühlte sich versucht, ihre Haut

zu betrachten, ihr aufgezeichnetes Herz anzusehen; aber nun konnte sie einfach nicht mehr. Sie brach in Schluchzen aus.

Der Professor schickte sie ärgerlich in den Krankensaal zurück und ließ der Oberschwester sagen, sie sollte ihm fortan weniger hysterische, empfindliche und herabgekommene Patientinnen zum Kolleg liefern.

Raffaella duldete ergeben die Vorwürfe der Oberschwester und wartete in ihrem Bett zitternd, daß die Studenten wieder daran vorbeigehen sollten.

Ob er sie wenigstens jetzt mit einem Blick suchen würde? Aber nein — es lag ihr auch gar nichts mehr daran. Sie hätte nicht einmal mehr den Kopf gewandt, um sich ihm bemerkbar zu machen. Er sollte sie gar nicht mehr sehen. Es genügte, daß er wußte, was er aus ihr gemacht.

Und mit bebenden Händen zog sie ihr Laken über das Gesicht und lag darunter still, wie eine Tote.

*

Drei Tage lang wachte Raffaella Osimo ängstlich darüber, daß die Zeichnung auf ihrer Brust nicht verwischt und abgewaschen würde.

Dann, als sie aus der Klinik entlassen war, stellte sie sich in ihrem armseligen Zimmerchen vor den zerbrochenen Spiegel und drückte mit einem langen, spitzen Messer tief in das Zeichen hinein, das die Rivalin ihr auf das Herz gemalt.

*

(Autorisierte Übersetzung aus dem
Italienischen von Gisella Selden-Goth.)



GEHEIMSCHRIFTEN

Fortsetzung.

Das Dechiffrieren von Geheimschriften ist eine sehr interessante und fruchtbringende Tätigkeit, welche die analytischen Fähigkeiten im Menschen ungemein stärkt, was ja gerade beim Kriminalisten sehr wichtig ist. Denn seine Tätigkeit beruht in den meisten Fällen auf der Analyse und nur ganz selten auf der Deduktion. Die Verstellchiffren (Caesar) kann man durch Abzählen lösen. Man zählt, wie viele Male jeder Buchstabe oder jedes Zeichen vorkommt. In der deutschen, englischen, französischen und italienischen Sprache kommt das e weitaus am meisten vor. Ihm folgen im Deutschen n, i, r und s. So setzt man diese Buchstaben entsprechend ihrer Häufigkeit für die Buchstaben, Zeichen oder Zahlen der Chiffre ein und muß dann die einzelnen Worte ihrer Buchstabenzahl nach kombinieren, wobei man allerdings die Nieten berücksichtigen muß. Die Lösung der anderen Chiffren ist unmöglich, wenn man die einzelnen Systeme nicht kennt. Oft gestaltet sich die Lösung zu einer mathematischen Aufgabe, die längst entschwundene Reminiszenzen an die selige Schulzeit wachruft.

Kürzlich wurde von einem Dr. Scherbius eine Chiffriermaschine erfunden, deren Chiffren angeblich unlöslich sein sollen. Sie ist eine Art Schreibmaschine. Durch eine Umstellung wird die Chiffrierung ausgelöst, d. h. man tippt die Mitteilung, wie sie wirklich ist, und auf dem Papier erscheint sie chiffriert. Der Empfänger stellt dieselbe vereinbarte Umstellung ein und tippt die chiffrierte Mitteilung, welche dann auf dem Blatt dechiffriert erscheint. Die Maschine (Abb. III) soll in der Lage sein, 15 000 einfache

und einige Millionen Zusatzkombinationen auszuführen. Wenn sich ihre Chiffren wirklich als unlösbar erweisen sollten, dürfte die Maschine eine große Zukunft haben.

Zum Schluß noch eine ganz eigenartige Chiffre:

An einem schönen Spätsommerabend besuchte ich wieder einmal eine Kaseschemme in der Stallschreiberstraße, um meine guten Beziehungen „nach unten“ nicht einrosten zu lassen. Mein spezieller Freund, der „wilde Viktor“, überreichte mir schmunzelnd einen kleinen zerknüllten Zettel. „Den hab' ick von Kino-Meier!“ — „Wat?“ rief ich, „Kino-Meier? Mensch, ick denke, der is' vergangene Woche verschütt jegangen?“ (Dem Laien sei gesagt, daß „verschütt gehen“ der kriminelle Fachausdruck für „verhaftet werden“ ist.) — „Is' er ooch,“ lachte Viktor, „is' er ooch. Er hat im Alex (Polizeipräsidium am Alexanderplatz) den Koteletten-Joseph jetroffen, den se jerade rausjclassen ham. Und den hat er den Kassiber jegeben.“ — „Na“, fragte ich neugierig, „und der Jrüne hat nischt jemerkt?“ — „Natürlich hat er et jemerkt, det is' ja jerade der Klamauk, Mensch! Hat den Kassiber jlesen und ihn Josephn mitjegeben.“ Ich nahm den Zettel zur Hand und fand seinen Inhalt allerdings so harmlos, daß ich es begreiflich fand, wenn der „Grüne“ ihn dem Verbrecher mitgab. „Da steht ja nischt drinne!“ Jetzt brüllte die ganze anwesende Gesellschaft vor Lachen. Viktor klopfte mir „kordial“ den Rücken und griente: „Bleib' man so, Mensch, du bist ooch zu dumm! Der Kassiber is' für die gelbe Ella, wat Kino-Meiern seine Braut is'. Und weeßte, wat se jemacht hat, wie

Neu!



PAULS-DIREKTION

DIE NEUE 5 PF.-QUALITÄTS-ZIGARETTE
FÜR DEN ANSPRUCHSVOLLEN RAUCHER

H. PAUL ZIGARETTENFABRIK A. G. * BRESLAU

Feurich-Hausmarke der Butter-Keks



Erzeugnis höchster Vollendung
Feurich-Keks AG. München



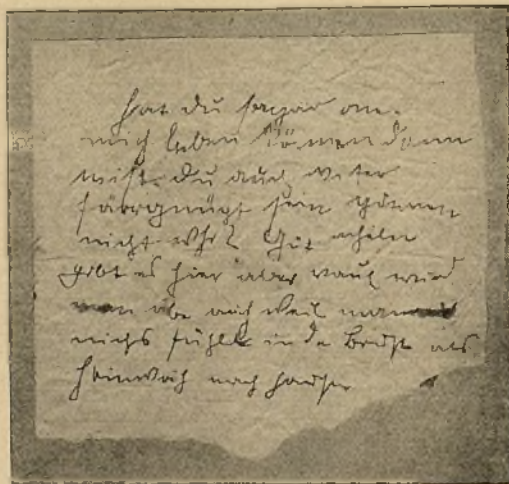
Große Blechdose
ca. 500 gr. netto
S.M. 2,50

Kleine Blechdose
ca. 200 gr. netto
S.M. 1,20



se den Kassiber jelesen hat? Haste was kannste raus — un jetürmt! Weg is' sel!

Da niemand mehr danach fragte, nahm ich den Zettel mit nach Hause, um ihn mir zu stiller Nachtstunde am Schreibtisch noch einmal näher zu betrachten. Ich wandte sämtliche in Frage kommenden Systeme an, um die Lösung zu finden — und endlich, als der Tag schon graute, hatte ich sie.



(Das Wort „acheln“ stammt aus der Gaunersprache und bedeutet: essen.)

Die Lösung? Sie besteht in den Schreibfehlern! Aus den fehlenden und falschen Buchstaben kann man drei Worte bilden, die sehr wichtig sind. Zum Beispiel „hat du sogar“ soll offenbar heißen: hast du sogar, man findet die Buchstaben s und o. Bei „one“ fehlt das h, bei „wist“ das r und bei „witer“ das e. Das ergibt das Gaunerwort: „Sohre“, zu deutsch Diebesgut. Die Chiffre heißt gelöst: „Sohre verkaufen, türme.“ Das heißt: Verkaufe das Diebesgut und fliehe!

Also nichts Schwieriges, aber — ein Ei des Columbus!

Besuch bei den Tieren

Von René Schickele

Als ich nach Basel kam, herrschte große Aufregung in der Gesellschaft. Die Geliebte eines georgischen Fürsten, dem es in Basel gefiel, und der auch den Baslern ein Wohlgefallen war, hatte sich erschossen. Mir nichts, dir nichts, nach einer greulichen Szene, über der das Hotel zusammengefallen war.

Wie kam diese Person dazu, sich zu erschießen, als ob sie ein Recht auf Skandal hätte, überdies noch in Basel? Wer hatte ihr das Visum zur Einreise in die Schweiz verschafft? Wo blieb die Fremdenpolizei? Kaum, daß die bolschewistische Gefahr beschworen, war man des Lebens eines Fürsten nicht mehr sicher. Denn gerade so gut wie sich selbst hätte sie auch den Fürsten erschießen können.

Betrogene Liebe? Als ob es sich von selbst verstanden hätte, daß ein verarmter Fürst zwar vielleicht nicht mehr standesgemäß heiraten könne, wenn er aber heirate, dann gewiß nicht eine arme ungarische Gräfin, mit der er sich bereits des längeren amüsiert, sondern eine geachtete Schweizer Witwe.

„Sie ist reich?“ fragte ich.

„Gott, reich —! Sie hat den Notpfennig für ihr und des Erzherzogs Alter! Was sollte denn aus ihm werden?! Er kann doch nicht ewig im Hotel sitzen und auf jemand warten, der seine Rechnung bezahlt.“

Eine schöne Figur

erlangt man durch das Tragen von
„Libelle“
Büstenhalter mit und ohne Hüftformer

Vorzüglichen Halt

und gute Stütze
bei größter

Bewegungsfreiheit

und Bequemlichkeit bietet
Ihnen mein
Spezialmodell 158

für starke Damen

An beiden
Seiten ist

„Libelle“

ebenso wie im Rücken
verstellbar und

beseitigt

die so gesundheits-
schädliche

Korpulenz

Rückenteil aus einem Stück

Infolge ihres eigenartigen
Schnittes und ihrer erhöhten
Verstellbarkeit beschleunigt
diese Kombination die Wieder-
herstellung, Heilung und Ge-
nesung bei Unterleibsleiden
und allgemeiner Schwäche,
bei Hängeleib, nach Opera-
tionen oder bei Senkungen und
Verlagerungen.

Preise:

Strapazierstoff Gm. 24.—
Satin, weiß oder geblümt
Gm. 28.—
Seidenjacquard, weiß oder
farbig, Gm. 44.—

Bei Bestellung gebe man an:

Oberweite, direkt über die Brustwölbung hinweg
Oberweite, direkt unter der Brust gemessen
Taillenweite, größten Hüftumfang

Nur elegante Ausführung. Nur Maßarbeit ohne Mehrpreis
Nur allerbeste Materialverarbeitung
Ärztliche Gutachten. Tausende Dankschreiben

Alleiniger Hersteller:

Schröder-Schenke

Berlin W20, Potsdamer Straße 26 b
Kein Laden, vorn II. Etage
Gegründet 1896



„Man schießt nicht bei uns“, brauste eine Greisin auf, die einst zu Nietzsches Füßen gesessen hatte, und ihre Nichte schüttelte den Bubikopf:

„Wer schießt denn noch? Kein Mensch schießt mehr. Mit Ausnahme von Gymnasiasten, die das Vaterland retten wollen, und die das Unglück hatten, statt Karl May völkische Zeitungen zu lesen. Sonst niemand. Man kuriert sich selbst, wenn man noch zusammenhält, mit einer Reise auf die Gletscher oder nach Italien. Ist man aus den Fugen, so stehn einem heilende Konventikel genug offen: Steiner, Kayserling, Tagore, Bo Yin Ra... Man schießt nicht... Sie, als Pazifist“, wandte sie sich an mich. —

Der gescheite Bubikopf kam gerade von der Hochzeitsreise zurecht, um den Basler Skandal zu erleben. Sie hatte sich ein wenig vor der Stadt ihrer Väter gefürchtet, nach soviel „Welt“ und „Bewegung“, worin sie sich getummelt: Pariser Dancings, wo reizende, durchaus weibliche Damen, aus bestem Haus, mit „ägyptisch“ stilisierten Tänzerinnen flirteten, der Bazar des Montmartre, den die Amerikaner mit einem Dolmetscher zur Linken und dem Scheckbuch in der Rechten betraten („Combien?“ fragten sie bei allem, Getränken und Frauen, bevor sie bestellten), das Hotel Ruhl in Nizza, die „Cercles“ von Monte Carlo, wo Basler Patrizier das Fürchten lernen konnten, das Kolosseum und Mussolini, die von diesen Romfreunden immer miteinander verwechselt wurden, und noch in Zürich, dicht vor den Toren des väterlichen Hauses, Tod und Erlösung in Toscanini... Auch in Basel war Leben! Man schoß, man tötete. Madame, die ihr schwungvolles Französisch mit Blöcken Schwizzerdütsch wie mit Brückenpfeilern stützte, so daß der

Zuhörer auf ihrer Konversation die Abgründe des Lebens anstandslos überschreiten konnte, schlug Schaum aus dem Ereignis. Sie räsionierte einen Roman bis zu Ende und fing gleich einen andern an. In jedem kam der Pazifist vor, der eine Selbstmörderin verteidigte und sich dadurch in einer Lebenslüge verding, deren Folgen, wenn man so sagen darf, nicht aus Basel waren — so, wie sie von Madame ausgemalt wurden. Dies alles aus lauter Angst, daß von der großen wilden Welt bald nichts mehr übrigbliebe, als was nachmittags zwischen 4 und 5 in der Konditorei Spillmann zu sehen war.

Der Bubikopf tat mir leid. „Waren Sie schon einmal im Zoologischen Garten?“ fragte ich. Er war nie dort gewesen, ich hatte es mir gedacht. „Ich gehe gerade hin. Kommen Sie mit. Obwohl ich Sie in wahrhaft gute Gesellschaft führe, werden Sie sich doch keinen Augenblick langweilen.“

Eine halbe Stunde später betraten wir den Zoologischen Garten, und ich stellte ihr sogleich die Kakadus vor. Sie standen zum Empfang rund um ein Rasenstück, ein jeder auf seiner Stange.

Schon als ich die Hand nach ihm ausstreckte, bog sich der Molukken-Kakadu und glitt vom Kopf bis zum Schwanz in die Liebkosung. „Zärtlich ist er“, stellte Bubi fest. Die weißen Federn hoben sich unter einem unsichtbaren milden Regen, rosige Morgenröte hüllte ihn ein, die langen grünen Haubenfedern (der Basler Molukken-Kakadu hat grüne statt roter Haubenfedern) standen wie die Fahne über einem Hochzeitszelt. „Als Frau Holle im Morgenrot die Betten schüttelte“, rief Bubi entzückt aus, „hat der liebe Gott schnell einen Kakadu daraus gemacht.“ Da verdrehte der Vogel die Schrotkörner

RUDOLF
MÜLLER



Roobar

**SONDERKLASSE
DIE DEUTSCHE QUALITÄTSKLINGE**

175

1864 — 1924



Vom Webstuhl zum Wäschefschrank

liefert vorzügliche
Leinen- und Baum-
wollstoffe, Herren-
und Damenwäsche,
Tisch- u. Bettwäsche,
Brautausstattungen

Leinenweberei und Wäschefabrik

**W. THIEL
& SOHN**

Wüstewaltersdorf
i. Culengebirge, Schlesien
Gegründet 1864

Preislisten m. Abbildungen u. Mustern postfrei

seiner Augen, als stürbe er auf der Stelle den Liebestod. Bubis ganze Hand lag in seinen weißen Federn. Zwischen den Fingern brach ein korallenroter Schein durch. Die grüne Fahne sank zur Seite... Bubi zog die Hand zurück, denn das Benehmen des Vogels begann sie zu beunruhigen. Der Kakadu schien langsam die Besinnung wiederzugewinnen. Er setzte die Haube gerade, legte die Federn zusammen und erwachte aus seinem unordentlichen Traum zu jener stolzen Gestalt, wie man sie in den Porzellanläden sieht. „Ach“, sagte Bubi. Schließlich befestigte er die schwarzen Schrotäugen auf Bubis blauen Puppensternen und quätschte: „Merci, Madamel“ Bubi fuhr zurück, stotterte: „—“. Ich mußte sie festhalten, damit sie nicht davonlief. „Ach du“, sagte sie, und die weißgebettete Morgenröte flammte nun auf in ihrem Gesicht: „Du — Himbeereis mit Schlagsabne! Die Zuckerbäcker verwenden alle möglichen Formen, auch Kakadus. Scheusal!“ Aber ich bemerkte, daß sie mit einem nassen Auge zu ihm hinüberschielte.

Unnahbar höflich ließen der rote und der blaue Ara uns herantreten. Sie gefielen Bubi. Es war gerade, als ob sie bei Onkel Rosmarin und Tante Pimpinella Besuch machte. Unter den Basler Bürgern gab es manches exotische Exemplar, bunte Käuze, die sich aus dem tropischen Importgeschäft zurückgezogen hatten. Bubi fühlte sich zu Hause. Statt die Aras zu streicheln, steckte sie die Hände in die Taschen des Schneiderkleides und hielt freundlich lächelnd ihre Stupsnase hin. Beide warteten wir auf Begrüßungsworte in Basler Dütsch... Später spräche man Französisch...

„Kakadu“, krächzte da der Blaue.

„Er weiß alles“, rief Bubi bestürzt. Ich stimmte ihr bei. „Er hat zugesehn. Er zieht Sie auf. Wie könnte auch ein solcher Fehltritt in Basel unbemerkt bleiben! Ich sag's übrigens Ihrem Mann.“

„Was sagen Sie meinem Mann?“

„Daß Sie Ihre Hand im rosa Futter eines weißseidenen Pyjamas gehabt haben.“

„Er schlägt Sie tot.“

„Natürlich, da man nicht mehr schießt.“

Bubi sah mich schüchtern an und dann ebenso die Aras, die in der Art von Dummköpfen ironisch lächelten, also mehr mit dem Rücken als mit dem Gesicht, und tat über ihren ganzen Körper hin verlegen. Sie war aber weder das eine noch das andre, sondern dachte nur an ihren Mann.

Dies veranlaßte mich, ihr die Geschichte von dem weiblichen Ara zu erzählen, den ein Jäger in Paraguay geschossen hatte, und dem das Männchen bis in die Hauptstadt gefolgt war. Es flog in das Haus des Jägers und hockte sich auf den Küchentisch neben die tote Gefährtin. Dort blieb es, zahm und mehrmals am Tage einen Brocken Spanisch auswerfend, wie ein Lot ins rätselvolle Meer, wo sein Schatz versunken, bis zu seinem natürlichen Tod. Die Aras sind die treuesten Gatten. Und sie stehlen wie eine moderne Armee. Wenn sie — allerdings nur in der Not, denn fürs gewöhnliche fliehen sie die Menschen, soweit sie nur können, bis in den tiefsten Urwald, bis unter die Gletscher — eine Plantage heimsuchen, so nähern sie sich, die sonst immer in Massen Hurra schreien, in der größten Stille, zumeist bei Nacht, damit die Flieger sie nicht melden, und stellen Horchposten auf. Auf jedem Baum sitzt einer und paßt auf. Einige fliegen, wie zufällig, im Himmel herum. Diese werden, wie von den Aras erwartet, bald ge-

H. W. KRUG.



HERMANN
HAMMERSCHLAG

Führendes deutsches Spezialhaus für
DAMENHÜTE

HAMBURG. NEUERWALL 52, 54, 56, 58, 60

Bitte beachten Sie:



Eingetragene Schutzmarke

BADEN BADEN, LANGESTRASSE 52
BAD PYRMONT, AM HYLLIGEN BORN 1

KAKAO SCHOKOLADE



sichtet. Erstes Klingelzeichen. Die Horcher auf den Bäumen spitzen die Ohren. Das Gros hat noch eine Viertelstunde zum Fressen. Scheucht dann der Alarm der Posten die Aras auf, so ziehn sie unter furchtbarem Geschrei ab. Damit bekennen sie ihren Irrtum, daß bei den Menschen etwas zu holen sei. Jahrelang sieht das Bleichgesicht sie nicht wieder. Sie leben, fliegende Röte, im Urwald, atmende Bläue unter Gletschern. Leben und lieben, vom Regenbogen entbundene Kreatur, wie Liebespaare von Corneille.

Darauf traten wir vor den großen Käfig voll winziger Sittiche. Zu Hunderten hausten sie zusammen, gurrten, pfliffen, schrien, schwärmten flatternd einander an, stürzten in kleinen süßen Minneliedern zu Boden, vom gleichen Überschwang hundert anderer Paare umtollt, hingerissen alle in einem Wirbelwind von Farben und Tönen. Als ob eine Malerpalette explodiert sei und immer weiter singend auseinander stöbe, nur von den Wänden des Käfigs zusammengehalten — eine wahre Hexerei! Unter den Hunderten von kleinen Vögeln kannte man gleich die Pärchen heraus. Sie blieben zusammen, auch wenn Männchen und Weibchen einander im Spiele flohen, und wie tanzten sie durch die fliegenden Hindernisse: Wolkenbrüche, Stromschnellen, Windhosen von Sittichen einander entgegen!

Ich gab Bubi zu bedenken, daß die Sittiche nicht etwa leichtsinnige Vögel seien, sondern es sogar mit Schweizer Hausfrauen aufnahmen, sowohl im Putzen der Wohnung und der Jungen, als im Heranschaffen einer gediegenen Hausmannskost. Auch fragte ich, wie es wohl in gleicher Lage unter Menschen zugehe, und führte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, vor den Löwenkäfig.

Es war kurz vor der Fütterung. Alle Raubtiere befanden sich in einer ähnlichen Aufregung, wie ich sie bei meiner heutigen Ankunft in der Basler Gesellschaft beobachtet hatte. Auf und ab liefen sie, immer auf und ab, und an einem Ende des Käfigs machten sie drei Sekunden halt und bohrten ihren Blick in die Ferne. Dort wohnte die Vorsehung. Von dort kam der Wärter mit dem Fleisch. Das Löwenpaar hatte drei Junge, die den Alten zwischen den Beinen herumkullerten, wenn sie am Käfiggitter entlangstreiften, so daß diese, im ungestümen und doch so heraldischen Gang gestört, sich von Zeit zu Zeit niederließen, knurrend, mit geweiteten Augen, der Schweif peitschte den Boden. Die Jungen aber verstanden nichts vom Pathos der Stunde. Sie schnappten nach dem zornigen Schweif, hingen sich an die Quaste und fuhren Rutschbahn daran. Als der Alte sie mit aufgerissenem Rachen anfuhr, ließen sie vom Schweif ab und versuchten, ihm die Haarzotteln am Bauch auszureißen. Da sprang das gewaltige Tier brüllend auf, schritt, die wilden Augen geradeaus, über die Jungen hinweg als wie zum Kampf und strich am Gitter hinauf und hinunter. Nun heulte und wimmerte es in allen Käfigen. Die Stunde der Fütterung mußte auf die Minute nahe sein... Auch die Löwin lief am Gitter auf und ab, in der Mitte des Käfigs, wo die Tiere einander begegneten, wichen sie weit aus, das eine Mal sie, das andre Mal er. Die Jungen vergnügten sich mit sich selber, indem sie einander an den Ohren schleiften. Einmal schrie das eine klagend auf, da trat die Mutter hinzu. So stand sie dem Löwen im Weg, der heiß geschritten kam. Mit einem Tatzenschlag schleuderte er sie zur Seite. Fauchend wandte sie sich gegen ihn, alle Zähne klar, an den Boden

Radio

Das Ohr der Welt

Jedermann
selbst im entlegensten Winkel
ist Teilnehmer!



*Den Weg hierzu weisen Ihnen
unsere ausführl. gemeinver-
ständliche Aufklärungsschrift
Nr. U. Bereitwill. kostenlos.*

Osthandel

G. m. b. H.

Breslau 2

Osthandelshaus / Teichstr. 21

geduckt. Die Jungen dachten, es werde gespielt, und schon hing eins, das wie zum Klimmzug an das Maul der Mutter gesprungen war, an den Zähnen fest und baumelte mit zappelnden Hinterpfoten in der Luft. Eine eiserne Tür in der Käfigwand ging auf, der Löwe schoß hinaus, die Tür schlug zu.

Sorgfältig hatte die Alte ihr Junges auf den Boden gelegt und es mit zarten Pfoten aus ihrem Maul befreit. Dann aber tat sie einen Sprung ans Gitter, unbändig jagte sie daran auf und ab, als hätte sie durch die Entfernung des Löwen, der im Innern des Hauses gefüttert wurde, der Bosnickel, alle Fassung verloren. Der Wärter erschien, von der Löwin angeheult, die den Kopf zwischen die Gitterstäbe preßte, er steckte ein Stück Fleisch auf die Spitze der Eisenstange und hob es so hoch, daß die aufgerichtete Löwin es gerade noch fassen konnte. Mit einem Ruck riß sie es an sich, ließ es fallen und nahm das zweite Stück in Empfang.

Mit dem ersten spielten bereits die Jungen. Die Alte legte das zweite vor sie hin und ließ sich mit abgewandtem Gesicht auf den Boden nieder. Dort lag sie unbeweglich eine Viertelstunde lang. Zweimal — nicht öfter — drehte sie langsam den Kopf und schaute zu den Jungen hin, die ihre Zähne an den blutigen Fetzen versuchten. Als sie wieder einmal herübersah, hatten die Jungen das Fleisch im Stich gelassen und balgten sich in der Mitte des Käfigs.

Da erhob sich die Löwin, sie streckte sich gähmend, sie schritt. Hingestreckt, wo die Jungen geknabbert hatten, hielt sie das Fleisch zwischen den Vorderpfoten und leckte es andächtig.

Beim Abendessen sprach Bubi nur von den Tieren. Bei den Papageien verweilte sie nicht lange, aber die Löwin rührte sie so sehr, daß sie sich später, im Salon, auf alle Viere niederließ, um ihre Erzählung anschaulicher zu machen. Von ihrem Mann zurechtgewiesen, drückte sie sich in einen großen Sessel und erzählte aus ihrem Versteck heraus, daß es im Zoologischen Garten auch vier kleine Pinguine gebe, die ihm auffallend glichen. Sie hätten denselben Gang und dieselbe Haltung. Er gehöre als fünfter in ihren Bund.

„Du ärgerst dich, Liebling? Hast du dich denn je geärgert, wenn man dich für einen Franzosen ansah? Nun, meine Pinguine sind vier kleine französische Bourgeois mit einem Bäuchlein und einem ‚Cut‘ und artig wichtigen Manieren.“

Man sah von ihr nur ein Büschel des Pagenhaares und ihre langen, grauschimmernden Beine. Der Gatte warf die Frage nach dem Einfluß der Mode auf das Wesen der Frauen auf. Der Einbruch der Frau ins Männliche, meinte er, habe mit dem fußfreien Rock begonnen. Der fußfreie Rock habe im Handgemenge der Geschlechter eine ähnliche Rolle gespielt wie das kurze Schwert der römischen Legionäre im Handgemenge des Schlachtfeldes. Die Bubifrisur setze der Eroberung fremden Gebiets die Krone auf... Bubi hatte eine Pariser Modezeitung in ihr Versteck geholt. „Denkt einmal,“ rief sie plötzlich, „man tanzt nicht mehr. In den letzten acht Tagen haben in Paris 22 Dancings geschlossen.“

Sie sprang auf: „Schnell, Männle, einen Shimmy!“

Ich drehte das Grammophon auf, und Bubi tanzte, gehorsam dem großen Gesetz, mit ihrem Gatten den letzten Tanz.

IN DEN HÄNDEN DER BEDUINEN

VON E. A. POWELL

Es war am zweiten Tage, nachdem wir Mossul verlassen hatten. Wir kamen in Anbetracht des rauhen Bodens mit unseren Autos verhältnismäßig gut voran, als wir plötzlich, auf einer kleinen Anhöhe angelangt, einen ganzen Wald von schwarzen Zelten erblickten, der sich durch die Wüste so weit erstreckte, wie die Augen sehen konnten. Es war mehr als ein Lager; es war eine Nomadenstadt, die sich, wie wir später hörten, über sieben Meilen weit ausdehnte. Bei ihrem Anblick wandten unsere Fahrer scharf nach Westen, augenscheinlich in der Hoffnung, außer Schweite zu kommen, ehe wir bemerkt wurden. Aber es war zu spät; denn schon kam eine Schar von Reitern, deren Keffijes wie bunte Wolken hinter ihnen herflatterten, so schnell wie ihre Pferde laufen konnten, auf uns zu. Weit vor ihnen ritt ein stattlicher, schwarzbärtiger Beduine auf einem schönen hellbraunen Pferde, der sein Gewehr über dem Kopfe schwang und sich rufend näherte. Es war ein aufregender Anblick, der an Buffalo Bills Rauhreiter erinnerte, aber mit dem Unterschied, daß diese Reiter hier nicht spielten. In jenem Augenblick hätte ich alles, was ich besaß, für das Erscheinen unserer Panzerwagen gegeben.

Hätte die Wüste schnellere Fahrt erlaubt, und wäre unsere Flucht nicht durch eine unerwartete Nullah — einen jener ausgetrockneten breiten Gräben, die so schwierig zu überwinden sind — unterbrochen worden, so hätten wir die Stammesleute leicht hinter uns gelassen. Aber der durch das Kreuzen der Nullah verursachte Aufenthalt gab dem führenden Beduinen Zeit, uns zu überholen. Er sprang von seinem gesattelten Pferde, als wir noch etwa hundert Meter entfernt waren, und pflanzte sich gerade in dem Wege der herankommenden Autos auf, indem er mit seiner Büchse auf uns zielte. Unsere Chauffeure, wild vor Schrecken und Aufregung, stürzten gerade darauflos. Der Beduine wich keinen Schritt. Ich konnte die schwarze Mündung seines Gewehres sehen und seinen Finger am Abzug, und jeden Augenblick erwartete ich, den Schlag einer Kugel zu fühlen.

„Halt, du Narr!“ schrie ich unserem Fahrer zu, aber er war zu sehr vom Schrecken gelähmt, um zu gehorchen, bis er die Mündung meiner Pistole in seinem Nacken fühlte. Dann, mit dem Quietschen der Bremse und dem Gerassel von Blech, kam der Wagen plötzlich zum Halten. Im nächsten Augenblick waren wir von einem wirbelnden Pöbelhaufen

ZIMMERLI



UNTERKLEIDER

werden als

Weihnachtsgabe

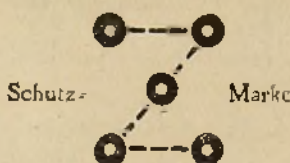
besondere

Freude bereiten

Verlangen Sie

Zimmerli-Unterkleider

mit der



Adressennachweis:

SÜDDEUTSCHE TEXTILWERKE

(Zimmerli & Co.) G. m. b. H.
HERBOLZHEIM I. BR.

von Arabern umringt, die mit ihren drohend erhobenen Gewehren Rechenschaft verlangten, warum wir nicht auf ihren Befehl gehalten hätten.

„Was sind das für Leute?“ fragte ich den Chauffeur. „Was wollen sie?“

„Sie Schammars“, verkündete er nach einem kurzen Gespräch mit dem Anführer. „Ihr Scheich Adjil. Ein sehr großer Mann. Will sehen Sie verdammt schnell.“

Jetzt wußte ich, daß wir in großer Gefahr schwebten, denn man hatte uns vor Adjil gewarnt. Er ist einer der großen Scheichs der Schammar, eines kriegerischen und mächtigen Stammes, und obgleich man uns gesagt hatte, daß er von der britischen Regierung bedeutende Subsidien erhalten hätte unter der Bedingung, daß er Reisende unbehelligt durch sein Gebiet ließe, war gleichzeitig berichtet worden, daß er eine Blutfehde mit den Franzosen habe, weil französische Aeroplane vor einigen Wochen sein Lager bombardiert und einige seiner Leute getötet hätten. Zur Vergeltung hätte er dem nächsten Franzosen, der ihm in die Hände fallen würde, ein höchst übles Schicksal versprochen. Unter diesen Umständen wünschte ich innig, daß ich es nicht übernommen hätte, offizielle Depeschen von dem französischen Konsul in Bagdad an General Gourand, den französischen Oberkommissar in Syrien, zu überbringen. Das große Leinenkuvert mit den Schriftstücken, deutlich mit dem französischen Wappen gesiegelt, ruhte in dem Wagen, aber es gab keine Möglichkeit, es zu vernichten.

Inzwischen hatten die Beduinen sich beruhigt, weil sie sahen, daß wir nur wenige Leute waren und keinen Widerstand leisten wollten, aber ihre Haltung war noch drohend. Ihr Führer ließ sich je-

doch herab, eine von den eindrucksvollen Zigaretten Ladews anzunehmen, und als ich in taktvoller Weise sein Pferd bewunderte, war er sichtlich geschmeichelt und ließ sich photographieren. Als die Aufnahme beendet war, schlossen sie sich uns an, und wir fuhren langsam durch die Wüste zum Lager. Ich fühlte mich wohl einem gefangenen Kreuzfahrer ähnlich, wenn er im Triumph zum Zelte von Saladin geführt wurde. Und mehr noch, als am Rande der Zeltstadt andere Araber sich dem Zuge anschlossen, die ihrer Aufregung durch Rufen und Trillern Ausdruck gaben, so daß wir uns bald im Mittelpunkt eines wilden Stromes von geschwungenen Gewehren und grimmigen Gesichtern befanden.

Wir müssen uns ungefähr eine Meile weit durch die Zelte hindurchgewunden haben, bevor wir Adjils Standquartier erreichten -- ein Zelt aus schwarzem Ziegenhaar in der Form einer Vorhalle, vielleicht vierzig Fuß lang, und mit der im Schatten liegenden, aufgerollten Wand. Innen saß mit gekreuzten Beinen auf einem Gebetsteppich Adjil selber, von einer Schar seiner Häuptlinge umgeben, denn wir hatten augenscheinlich eine Stammesberatung unterbrochen. Er war Mitte der Dreißiger nach meiner Schätzung, schlank, feinknochig, mit Händen so schmal und schön wie Frauenhände, einem Spitzbart, einer Adlernase und besonders durchdringenden Augen. Sein Haar war geflochten und hing vor seinen Schultern in zwei Zöpfen herunter. Der Agal, der seine gestickte Keffije hielt, war stellenweise mit Goldfaden umwickelt, auch seine tabakbraune Abhaje war am Halsausschnitt mit Gold eingefast; aus seiner scharlachroten Schärpe



Bad Elster

MOOR

Eisen-, Mineral- und
kohlensaures Bad



Wirkungsvolle WINTERKUREN

Kurhaus sowie viele Fremdenhöfe, Cafés usw. den ganzen Winter hindurch geöffnet

WINTER-SPORT
jeder Art. Konzerte, Kino usw.



Auskunft
erteilen die
Bade-Direktion
und die Verkehrs-
büros des Mitteleuro-
päischen Reisebüros / Off.
Ausk. in U.S.A. durch Mitropa
Travel and Tourist Bureau New
York City 1253 Lexington Ave.

ragte eine verwirrende Menge von Griffen in Gold, Silber und Elfenbein, und aus einem Halfter aus rotem Marokkoleder sah der Kolben einer schweren Browningpistole hervor. Er sah aus, als ob er direkt aus den Blättern einer Wüstenerzählung oder von der Kinoleinwand ins Leben getreten wäre. Gegen die arabische Sitte stand er nicht auf und bot uns die Hand, aber auf einen Wink von ihm entrollten Negersklaven einen langen, schmalen Teppich für uns, um darauf zu sitzen, und brachten einen schön geschmückten Kamelsattel, an den sie Kissen anlehnten, um uns eine Stütze für den Rücken zu geben.

Da wir kein Arabisch konnten, und Adjil weder Englisch noch Französisch sprach, so verlief die Unterhaltung stockend; für uns gab es nichts zu tun, und so saßen wir schweigend mit gekreuzten Beinen, und bald schmerzten uns die Muskeln von der ungewohnten Haltung. Hutchings und Sherin saßen an meinen beiden Seiten, aber Ladew, der ein begeisterter Amateurphotograph ist, war draußen geblieben, wo er versuchte, ein kleines Arabermädchen aufzunehmen, das eine zahme Gazelle als Lieblingstier hatte. Aus den unwilligen Rufen, mit denen die Araber diesem Vorgang folgten, folgerte ich, daß er nicht dazu angetan war, unsere Lage zu verbessern.

„Sie würden besser Ihren Apparat einstecken und sich hinsetzen,“ rief ich Ladew zu, „diese Leute tun so, als ob sie beabsichtigen, uns die Kehle zu durchschneiden, und wenn wir hier lebendig herauskommen sollen, müssen wir sie bei guter Laune erhalten.“

Da es sich schnell herausstellte, daß man uns mit Zeichen nicht ausfragen konnte, so sagte Adjil zu einem seiner Ge-

helfen etwas, und einen Augenblick später wurden unsere Chauffeure vor ihn geführt. Ich habe niemals erschrecktere Leute gesehen; sie waren so bleich, wie es ihre Hautfarbe nur erlaubte.

„Was sagt er?“ fragte ich, nachdem sie Adjil einem Verhör unterworfen hatte.

„Er sagen, Sie Franzosen“, stammelte der Mann. „Er nicht lieben Fransawi. Sie totmachen seine Leute.“

„Sage ihm, daß wir weder Franzosen noch Engländer sind“, befahl ich. „Sage ihm, daß wir Amerikaner sind.“

„Er nicht kennen Amerikani“, verkündete der Fahrer, nachdem er meine Worte übersetzt hatte. „Er denken, vielleicht Sie Fransawi — nicht sicher.“

Ich sah, daß die Zeit gekommen war, unseren Trumpf auszuspielen — in der Tat unsere einzige Karte. Ich öffnete meine Depeschentasche und zog meinen Passepartout hervor, den ich mir zur Vorsicht hatte geben lassen, ehe ich von Damaskus abreiste. Es war ein sehr eindrucksvolles Dokument, arabisch auf dem Papier des amerikanischen Konsulats geschrieben, und trug das Wappen der Vereinigten Staaten von Amerika, auf ein großes, vergoldetes Siegel gepreßt. Es bewies nicht nur deutlich, daß wir Amerikaner waren, sondern sogar Amerikaner, die mit Respekt behandelt werden mußten. Ich händigte es Adjil aus, mit so wichtiger Miene, wie ich im Bridgespiel den dreizehnten Trumpf ausgespielt hätte. Aber zu meinem Kummer blieb das ganz ohne Eindruck. Es zeigte sich dann, daß er nicht lesen konnte; denn er übergab das Dokument einem Mullah — jeder Scheich von Bedeutung hat seinen Leibpriester — zur Übersetzung. Der Mullah setzte sich eine große Hornbrille auf und las lang-

Lodenmäntel nach Maß!



Wettermantel
»Nimrod«

Allerbeste
reinwollene
Qualitäten

Sehr vorteilhafte
Preise durch
Ausschaltung
des Zwischen-
handels

★

Schlesisches Lodenmäntel-Versandhaus **Karl Roegner** **Liegnitz**

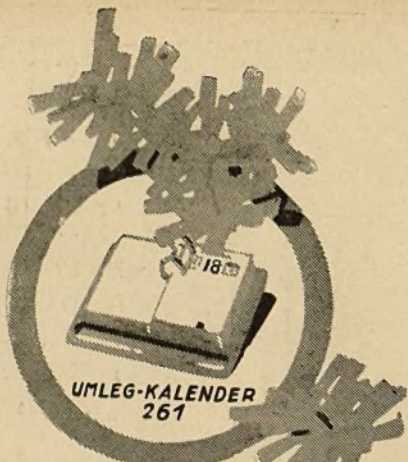
Nur eigene, seit 18 Jahren bewährte
Fabrikate. Anfertigung und Lieferung
in Zwangsfällen innerhalb 24 Stunden
Muster u. Preisblatt A auf Wunsch.

★

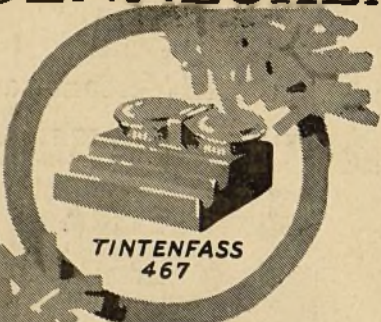
Der Fahr-
mantel der
vornehmen
Welt ist
der



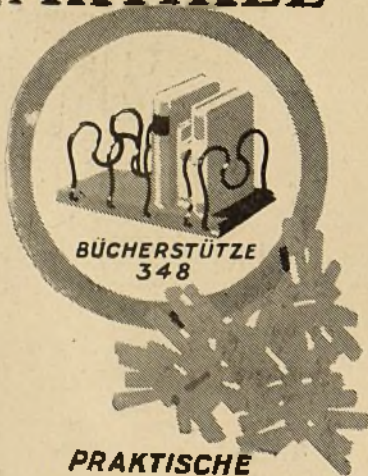
Schlesische Magnaten-Mantel
(Mantelfarbe strohgelb)



SOENNECKEN



ARTIKEL



**PRAKTISCHE
WEIHNACHTSGESCHENKE**

Durch alle Schreibwarenhandlungen zu beziehen

F. SOENNECKEN · BONN · BERLIN · LEIPZIG

sam und laut vor. Als der Brief zu Ende war, räusperte sich Adjil zweifelhaft.

„Nun?“ sagte ich zu dem Fahrer. „Wie steht es? Was hat er jetzt zu sagen?“

Einen Augenblick sprachen sie zusammen.

„Er sagen, Sahib,“ erklärte der Übersetzer, „er nichts wissen von Amerika. Er sagen, er nie hören von Vereinigten Staaten.“

In diesem Augenblick erschien der andere Fahrer, der sich still aus dem Zelte geschlichen hatte, wieder mit einer Friedensgabe in Gestalt von mehreren Gurken und einer großen Melone, die er aus Mossul als eigenen Proviant mitgebracht hatte, und die wegen ihres erfrischenden Geschmacks von den Beduinen sehr geschätzt sind. Die kleineren Gurken sandte Adjil durch einen Sklaven zu dem von seinem weiblichen Haushalt eingenommenen Zelt; die größeren und die Melone reservierte er für sich selbst. Er zog einen gefährlich aussehenden Dolch aus dem Gürtel und schnitt die Melone in Scheiben; ich nahm an, in der Absicht, sie mit uns zu teilen. Aber er beabsichtigte nichts Derartiges, denn er begann, seinen Dolch als Gabel gebrauchend, selber die Frucht zu verschlingen.

Das war nun, wie ich verstand, eine absichtliche Ungeschliffenheit, und wenn ich sie unbemerkt und ohne Zurechtweisung vorübergehen ließ, so konnte man nicht wissen, was für eine unwürdige Behandlung ihm noch einfallen würde. Beim Umgang mit Orientalen muß der weiße Mann Respekt verlangen und sich durchsetzen, sonst schwindet sein Prestige augenblicklich und unwiderrufflich. Wenn Adjil einmal überzeugt war, daß er uns ungestraft beleidigen konnte, gab es keinen Grund mehr, warum er uns nicht

auch unbestraft ermorden sollte. So denken Araber. Sie glauben an Auge um Auge, Zahn um Zahn, und in diesem Falle folgerte ich, würde Ungeschliffenheit für Ungeschliffenheit auf ihn Eindruck machen.

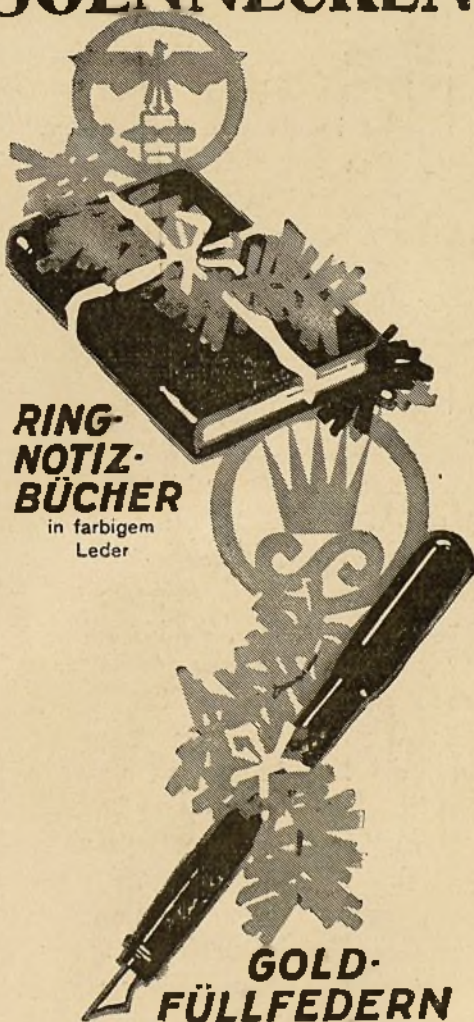
„Bringe mir eine Melone oder Gurke“, sagte ich zu dem Fahrer.

„Fertig“, antwortete er lakonisch.

„Dann geh zum Wagen und bring' mir eine Dose Früchte“, befahl ich.

Der Mann kehrte bald mit einer Dose Ananas zurück, die wir aus Bagdad mitgebracht hatten. Ich befahl ihm, die Dose zu öffnen, worauf die Augen Adjils erwartungsvoll aufblitzten, denn der Araber liebt bestimmte Sorten von europäischen Nahrungsmitteln, besonders eingemachte Früchte. Aber ich ignorierte ihn so völlig, wie er uns ignoriert hatte, und begann den Inhalt Scheibe um Scheibe zu verzehren. (Ich habe mir damals Ananas übergegessen.) Einige Minuten lang beobachtete er den Vorgang mit eisigem Schweigen, und ich dachte bereits, daß es meine letzte Mahlzeit auf Erden sein werde; dann kroch ein schwaches Lächeln über seine strengen Gesichtszüge. Unvermittelt klatschte er in die Hände und gab Negersklaven, die auf dies Zeichen erschienen, einen kurzen Befehl. Ich habe nie in einer amerikanischen Frühstückstube eine promptere Bedienung gesehen, denn fast so schnell, wie man es erzählen kann, wurde eine runde Matte aus roten, grünen und gelben Lederstreifen statt Tischtuches vor uns auf den Boden gebreitet. Um die Kante herum wurden ein Dutzend arabische Brotfladen, achtzehn Zoll breit, gelegt, während im Mittelpunkt der Matte eine große Silberplatte hingestellt wurde, von der ein kolossaler Pudding aus Dattelpudding auftrugte, der in einem

SOENNECKEN



**RING-
NOTIZ-
BÜCHER**

in farbigem
Leder

**GOLD-
FÜLLFEDERN**

in verschiedenen Aus-
stattungen, auch mit
Edelmetallumkleidung

**WILLKOMMENE
WEIHNACHTSGESCHENKE**

Durch alle Schreibwarenhandlungen zu
beziehen

F. SOENNECKEN · BONN · BERLIN · LEIPZIG

Teich von hellgelber Soße schwamm. Dies imposante Gericht wurde von bauchigen Schüsseln mit saurer Kamelsmilch, für jeden eine, flankiert.

„Ich möchte lieber nichts essen“, bemerkte Ladew, der das Festmahl mit offenbarem Mißvergnügen anschaute. „Ich habe heute absolut keinen Appetit.“

„Sie werden besser so tun, als ob,“ sagte ich ihm, „oder Sie werden vielleicht nie mehr in die Verlegenheit kommen, hungrig zu sein. Ich habe das Gefühl, daß dieser Kerl es als Unfreundlichkeit auffassen würde, wenn wir sein Gericht verschmähten. Ja, wenn er es übelnimmt, könnte das eine sehr scharfe Form annehmen.“

Wir machten uns daher in richtiger Arabermanier darüber her, rissen Stücke Brot ab, rollten sie zu Tüten zusammen und füllten sie mit Pudding. Da Löffel in der Wüste unbekannt sind, so schaufelten wir den Pudding mit der hohlen Hand auf, was zur Folge hatte, daß, lange bevor die Mahlzeit vorüber war, unsere Jacken von gelber Soße tropften. Das Brot, obwohl zäh wie Schuhleder, war gut; der Dattelpudding ausgezeichnet; aber die Kamelsmilch kann ich nicht empfehlen. Da Adjil uns beobachtete, zogen wir uns leidlich aus der Affäre, und was wir nicht essen konnten, das verzehrten unsere Fahrer. „Es war ein Essen ums Leben“, wie Hutchings später bemerkte. Unterdessen bereitete ein Sklave über einem Kohlenfeuer Kaffee, und als ich dies sah, wußte ich, daß das Spiel gewonnen war; denn ein Beduine trinkt keinen Kaffee mit denen, die er als Feinde betrachtet oder zu morden be-

absichtigt. Der Wüstenkaffee ist mit Kardamum gewürzt, was ihm einen eigentümlichen, aber nicht unangenehmen, aromatischen Geschmack gibt, und wird ohne Zucker in Täßchen, kaum größer als Fingerhüte, serviert. Es ist Gewohnheit, jedem drei Tassen anzubieten. Als daher die Kaffeekanne dreimal die Runde gemacht hatte, fühlte ich, daß ich ohne Gefahr das Thema unserer Abreise abschneiden konnte.

„Ich werde einen Mann mit Ihnen schicken, der Sie durch meinen Stamm begleiten soll“, verkündete Adjil durch Vermittlung des Chauffeurs, als ich ihm sagte, daß wir abfahren mußten.

„Wieviel soll ich ihm geben?“ fragte ich, indem ich dachte, daß dies die geschickteste Art sei, um unsere Bereitschaft auszudrücken, den gewohnheitsmäßigen Zoll von zehn Pfund pro Person zu zahlen.

„Zwei Pfund werden vollauf genügen“, war die überraschende Antwort. Und wenn ein Araber freiwillig auf achtundfünfzig Goldpfund verzichtet, kann man fest davon überzeugt sein, daß er einen für seinen Freund hält.

Etwas widerwillig, aber doch gehorsam, setzte sich der Führer auf sein Pferd und verließ uns erst, als wir das große Lager hinter uns und den endlosen Horizont der Wüste wieder vor uns hatten.

Nun ging es ungehindert vorwärts — vorwärts zum Euphrat! —

(Mit Genehmigung des Verlages Kurt Vowinkel, Berlin, aus dem demnächst erscheinenden Buch von E. A. Powell, „Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron“.)



Jede elegante Frau trägt Marke BB „REDUCER“ Das Ideal-Korsett für starke Damen

Diese Marke bürgt für tadellosen Sitz und erstklassiges Material. Erhältlich in allen maßgebenden Geschäften. Event. werden Bezugsquellen nachgewiesen. Alleiniger Fabrikant: Korsett-Fabrik Bruno Boas, Berlin SW 19, Beuthstrasse 7

DIE HEIMLICHEN GRATULANTEN

*Zur 154. Wiederkehr von Beethovens Geburtstag
am 16. Dezember*

von ARTHUR SCHURIG

Ein grauer Dezembervormorgen. Vom Sankt Stephan schlägt es sechs Uhr. Beethoven, der Frühaufsteher (in seinem Homer ist die Stelle angestrichen: *Vieles Schlafen ist schädlich*), schaut aus dem Fenster seiner Arbeitsstube — hinaus in die Welt. Noch schimmern die Sterne über der andern Häuserreihe der engen Rochusgasse. Eine Stelle aus Kant fällt dem Einsamen ein, wie immer beim gleichen Anblick: Zwei Wunder muß der Mensch unbedingt anerkennen, das moralische Gesetz in sich und den gestirnten Himmel über sich.

Sich dem Fenster abwendend, schreitet er den Reihen seiner Bücher zu. Seit die vollkommen gewordene Taubheit einen hohen Wall um ihn errichtet, sind sie ihm mehr noch als zuvor die wahren Freunde.

Während die mürrische alte Wirtschafterin im Zimmer in einem retortenähnlichen Ungetüm den Kaffee bereitet (die Tasse genau abgezählt zu sechzig Bohnen), entnimmt der lang Wählende seiner Bibliothek ein — Gebetsbüchlein.

MARIA MAGDALENA VAN BEETHOVEN steht auf dem Vortitelblatte.

Der seligen Mutter Eigentum!

Der Sohn erinnert sich nicht, es je in den Händen gehalten zu haben. In Andacht schaut er auf die unerwarteten Schriftzüge; sie sind ihm heilige Mahnung, der vor dreiunddreißig Jahren Dahingegangenen innig zu gedenken. Man schreibt das Jahr 1820; es ist Donerstag, der 16. Dezember. Wie merkwürdig! Beethoven blättert im Büchlein, und am Ende, auf der Innenseite des Einbands, grüßt ihn die nämliche liebe Handschrift. Da sind Familiengedenktage vermerkt, unter anderen: *Mein Sohn Ludwig, geboren Sonntag, den 16. Dezember 1770.*

Es ist also genau fünfzig Jahre her, murmelt der Erschrockene, daß ich über die fragwürdige Erde wandle! Ein Zufall mahnt mich daran. Nein, es gibt keinen Zufall; alles ist vorbestimmt.

Ich ein Sonntagskind? Bin ich das? Bin ich das im wahren Sinne? Die Mutter verkündet es mir. Es bedarf nur des Glaubens. Ja, ich brauche nur an mein Werk zu glauben. Habe ich nicht schon Großes geschaffen? Und heute stehe ich auf der Höhe meines Lebens. Es sei! Als einziges Geburtstagsgeschenk nehme ich diesen glücklichen Glauben an.

Ganz Deutschland ***wird über diese*** ***Qualität erstaunt sein!***



Jedermann, der „Schwan im Blauband“ versucht, wird zu der Überzeugung kommen, niemals etwas Ähnliches gekostet zu haben.

„Schwan im Blauband“ verdankt ihr gutes Gelingen nicht etwa einem Zufall, sondern jahrelangen systematischen Versuchen. Sie können sich selbst hiervon überzeugen, indem Sie ein Paket der Feinkostmargarine „Schwan im Blauband“ kaufen. Schon beim Öffnen werden Sie von dem herrlichen Aroma entzückt sein.

*Preis 50 Pf. das Halbpfund
in der bekannten Packung.*

Schwan im Blauband

**frisch
gekirnt**



Einen entzückenden Bubenkopf

bekommen Sie sofort durch leichtes
Betupfen der Haare mit dem echten
Hein'schen Locken-Kräusel-Elixier.
Selbst nicht geschnittenes Haar er-
scheint durch die reizenden, krausen,
auch bei Feuchtigkeit haltbaren
Locken wie ein wirklicher Bubenkopf.
Jede Frisur ohne Brenn-
schere. Lange reichend.
Original-Flasche M. 3.50



Spärliche Augenbrauen und Wimpern

verwandelt mein „Orientalischer
Augenbrauen-Balsam“ schon nach
wenigen Tagen in lange Seiden-
wimpern u. dicke, schön geschwung-
ene Brauen. Original-Flasche M. 4.50.
Lästigen Haarwuchs, Falten besei-
tigen Sie selbst durch die in meiner
interess. Broschüre „Schöne Frauen“
gegebenen Ratschläge.

Grosse goldene Medaille



Hygien.-kosmet. Institut
FRAU ANNA HEIN

Berlin 500 / Potsdamer Str. 106a
I. Etage / Gegründet 1895

Mittlerweile ist der Frühstückstisch zu-
rechtgemacht. Zwischen zwei brennenden
Kerzen schimmert das schlichte Porzellan.
Die alte Dienerin hat sich entfernt. Mit
einem Male ist es dem Einsamen feierlich
zumute. Nie noch haben ihm die beiden
Lichter so weihvoll entgegengestrahlt.
Lächelnd setzt er sich, die Frage auf den
Lippen: Ist die fünfzigste Wiederkehr des
Tages der Geburt dem Philosophen von
Bedeutung? Da mich eine Himmlische
daran erinnert, während kein Irdischer
davon weiß, mag es wohl so sein. Lassen
wir den Tag vorüberziehen! Die Abend-
stunde soll mir die Antwort sagen.

Freudig bewegt geht er an die Morgen-
arbeit, an das Manuskript der *Missa*
solemnis.

Alles andre ist vergessen; in der un-
heimlichen Stille ringsum sind ihm stumme
Visionen laute göttliche Musik.

*

Um zehn Uhr erscheint Franz Oliva,
des Meisters „Cavaliere servente“, wie alle
Tage, um Befehle und Aufträge ent-
gegenzunehmen. Die gemeinen Geschäfte
kommen den Kärnern zu.

Der erste Gratulant der profanen Welt!
spottet Beethoven bei sich. Ironie und Sa-
tire sind ihm Genuß und Erholung. Ver-
gnügt wie ein Kind betrachtet er den
Nichtsahnenden mit seinen großen leuch-
tenden, braunen Augen.

Der junge Mann freut sich, den Ver-
ehrten frohgelaunt zu finden. An man-
chem Morgen hat er Sarkasmen einstecken
müssen. Er greift nach einem der Ge-
sprächshefte, die überall daliegen, und
kritzelt drei kleine Sätze hin. Beethoven
liebt Neuigkeiten, Fragen, Meldungen,
Scherze.

Er beobachtet den Schreibenden. In Totenruhe starren ihn die Dinge an, und die Lebenden kommen und gehen wie groteske stumme Schatten. Er selber lebt nicht mehr in der Welt der anderen. Sie ist ihm nur noch Schauspiel. Die seine spricht und klingt in Harmonien, nur ihm hörbar. Sein Erdendasein ist raum- und zeitlos geworden.

Oliva reichte ihm das Heft:

Der bestellte Gumpoldskirchner ist eingetroffen. Ist gut, besser als der Tokaier, den die Wiener Phäaken schätzen. Sie werden heut abend eine Flasche kosten, denke ich.

Beethoven lachte laut auf, wie das seine urwüchsige Art war. „Der Gratulant bringt sogar ein brauchbares Geschenk.“

„Und was ist sonst in der schönen Welt von Wichtigkeit?“ fragt er, fast schreiend.

Oliva schreibt: *Ach, in Mailand hat man den edlen Silvio Pellico eingesperrt, den Führer der Carbonari. Der gute Kaiser Franz wird ihm das Licht des Tages nicht so bald wiedergeben.*

Beethoven liest.

„Überall Tyrannen,“ erwidert er grimmig, „nirgends Freiheit... Ha, Freiheit?“ (Er schaut nach der Brutusbüste auf dem Schreibtische.) „Alle, alle sind wir Gefangene unseres Schicksals.“ (Bonaparte auf Sankt Helena fällt ihm ein; dann wieder der Turmkerker seiner Taubheit...) „Es kann einem nur die innere Freiheit helfen.“

Das Mittagmahl nimmt Beethoven im unweit gelegenen Wirtshause Zum roten Hahn. „Jetzt sollen mir die Musi-

Continental



**Die bevorzugte
Schreibmaschine**

Continental



**Addier- und
Subtrahier-Maschine
mit Volltaster**

**Bewährtes
deutsches Fabrikat**

**Wanderer Werke A.-G.
CHEMNITZ-SCHÖNAU**

kanten Wiens das mir gebührende Ständchen bringen!" scherzt er bei sich beim Betreten der rauchigen, so gar nicht festlichen Gaststube, wo er zwei, drei räsønnierende Berufsgenossen bereits am Stammtische sitzen sieht. Sie schwätzen Stadtklatsch und machen schlechte Witze. Beethoven läßt sie sich voll behaglicher Heiterkeit mitteilen, und die Banalitäten wandeln sich ihm zu aristophanischem Spott. Unbändig lachend beginnt er, sein bescheidenes Lieblingsgericht zu verzehren, Makkaroni mit Schinken und ungeheuer vielem Parmesankäse.

*

Wie er, wieder zu Haus, den Nachtischkaffee schlürft, in Gedanken arbeitend, meldet die Haushälterin eine fremde Dame.

Unwirsch fährt der in seinem Traum Gestörte auf.

In wahren Satansschnörkeln kratzt er ins Heft: *Schülerin? Gebe heute keinen Unterricht. Besuch? Empfange keinen. Ich arbeite!!!* „Sage sie das, so deutlich sie kann! Zeig' sie das meinetwegen!"

Die Alte, an derlei gewöhnt, geht hinaus, kommt wieder, malt ins Heft: *Eine vornehme Dame. Sie läßt sich nicht abweisen. Sagt, der Herr von Beethoven würde sich freuen. Sie wäre die Gräfin Gallenberg.*

Beethoven überfliegt das Blatt und wirft der Alten das Heft an den Kopf.

„Die Giulietta Guiccardi?" ruft er, erschauernd, als läse er eine Botschaft aus der Unterwelt. „Giulietta! Will sie zu ausgespielter Komödie ein Satyrspiel? Es ist alles überwunden. Vorbei. Ich bin ein Heiliger, ein Eremit, ein Schiffer im Hafen nach tausend Stürmen..."

Er rast durchs Zimmer. Blitzschnell wechseln ihm Erinnerungen.

„Lasse sie die — Gratulantin ein!"

Als bald schreitet eine hohe schlanke Sechsunddreißigjährige ins sonnenlose Gemach. Beethoven hat sich an den Flügel gesetzt; er schlägt zusammenhanglose überlaute, grelle Töne an und heftet seine dämonisch vergrößerten Augen auf die Erschienene.

„Wie einst höre ich aus meines Meisters Spiel seine wilde Seele“, sagt die schöne blasse Frau mit fester Stimme in überlegener Art. Der Nichtshörende ahnt den Sinn der Begrüßung. Er deutet auf das Gesprächsheft neben dem Flügel.

„Ich lebe nicht mehr in der Welt der Worte“, sagt er, jede Silbe betonend, nicht ohne Wehmut, die Giulietta erschüttert. „Bin taub wie Stein..."

Sie nähert sich dem Geliebten und küßt ihm die gewaltige Stirn.

Dann schreibt sie: *Gallenberg wird Neapel mit Wien tauschen. Als Quartiermacherin bin ich vorausgeeilt. Mein erster Weg ist zu dir, dem Freunde, dem Einzigen. Ich beklage dein Schicksal. Ach, jeder Mensch leidet auf seine Art. Ich will dir das Leben erleichtern, wenn du meiner bedarfst. Sprich!*

Beethoven verliert sich in den einst geliebten Schriftzügen. Sechzehn Jahre sind hingegangen, seit dies herrliche Weib zum letzten Mal die Seine war. Damals hätte er es nicht für möglich erachtet, daß er je eine andere mehr lieben könne als diese Königin des Augenblicks.

„Niemand darf mein Schicksal beklagen“, sagt er, friedsam wie zu sich selber, „seit ich es nicht mehr beklage. Ich bin getröstet. Was habe ich an Eurer Erde



GESETZLICH GESCHÜTZT!

Conditorei Paul Köhler

Berlin NW6, Albrechtstraße 19

*empfiehlt für Gesellschaften,
Nachmittags = Tees*

usw.

*Baumkuchen / Ringe / Spitzen
Feinste Torten in geschmack=
vollster Garnierung / Dessert=
Gebäcke jeglicher Art / Bunte
Schüsseln mit garantiert feinsten
Naturbutter gebacken &*

*Bestellungs = Annahme: Amt
Nord 8021 / Lieferung
frei Haus*

verloren? Die ganze Welt ist mein. Was euch Schranke dünkt, überschau' ich ungehemmt. Ich höre heilige Stimmen, Ströme von erhabenen Klängen, Ozeane überirdischer Harmonien wie kein anderer hienieden.“

Giulietta schreibt: *Und wer in so unerhörtem Makrokosmos liebt Euch?*

„Meine unsterbliche Geliebte!“

Giulietta schreibt: *Ein Phantom?*

Beethoven zuckt mit der Schulter und steht, sich hochreckend, auf.

Sie reicht ihm einen Veilchenstrauß, den sie ihm zu geben beim Kommen vergessen hat.

Er, voll Ironie, doch lächelnd: „Gratulatin? Bravo!“

Sie versteht ihn nicht.

Er: „Oder schmückst du den Grabstein unsrer Leidenschaft?“

Giulietta beginnt ekstatisch zu weinen...

„Je la méprisait!“ hat Beethoven später zu seinem Eckermann geäußert. Es war das einzige Mal in seinem verschlossenen Dasein, wo er die Scham des Erlebnisses mordete.

Der weitere Nachmittag gehört stiller freudiger Arbeit an der „E-Dur-Sonate“ (Werk 109). Beethoven pflegte sich allezeit mindestens zwei großen, verschiedenen Tondichtungen hinzugeben. Hin und wieder spielt er sich am verstimmten Instrument lange Sätze vor. Jeden Ton vernimmt er klar und deutlich in Gedanken. Längst hat sich der Meister der gewaltigen

Veränderung seines Gehörs (so heftig sie ihn zu Anfang erschütterte und ihm die Zyklopenkraft zu brechen drohte) gelassen unterworfen, voll Vertrauen auf Gottes unwandelbare Güte, denn (auch diese Stelle ist in seinem Homer besonders gekennzeichnet): *die ewige Vorsicht lenkt allwissend das Glück und Unglück der sterblichen Menschen.*

Oft zwar noch drückt ihn das schwere Los in den Ruhepausen zwischen eifrigem Schaffen. Dann wandert er wie ein gefangener Löwe im Zimmer umher.

Auch heute. Und sein fanatischer Blick trifft die Musikerbildnisse an der Wand: Händel, Bach, Gluck, Mozart, Haydn...

„Weiterleben, weiterkämpfen, weiterarbeiten!“ ruft er sich beruhigt zu. „Noch bin ich der Welt nicht der einsame Adler hoch über den Gipfeln.“

*

Am Abend erfreut ihn der neue köstliche Wein, langsam getrunken beim Lesen im „Westöstlichen Divan“

Punkt zehn legt Beethoven den verehrten Goethe weg. Er überdenkt den Tag.

„Die heimlichen Gratulanten hätten braver sich nicht benehmen können“, meint er bei sich. „Nur der Tag ist wahrhaft mein, der meinen Ideen, meiner Welt, meiner Arbeit ungestört gehört. Und mit Homer schließe ich die fünfzigste Geburtstagsfeier:

*Welch ein Tag war mir dieser!
Ihr Götter, wie bin ich so glücklich!“*



JOE
LOE
4

Die Angst
vor Einbruch, Feuer und Beraubung
ist heute eine sehr grosse.

Unser

Tresor Cerberus
schützt Bargeld und Wertsachen
und

kostet 8 Mark bzw. Mk. 6.-

monatl. Miete einschl. Versicherung bis zu
20000 G.M.K. gegen Einbruch, Feuer u. Beraubung
Verlangen Sie ausführlichen Prospekt.

Deutsche Garantie-Tresor-Gesellschaft m. b. H.

Aachen
Bad Ems
Berlin, Friedrichstr. 61
Bremen, Komursstr. 3
Breslau, Junkernstr. 38-40
Dortmund, Hakenstr. 9
Dresden, Johann-Georgen-
Allee 5
Düsseldorf

Elberfeld, Poststr. 20
Frankfurt a. M., Opernplatz,
Ecke Hochstr. 59
Hamburg, Königstr. 31-35
Hannover, Goethestr. 8
Köln, Flandrische Str. 3
Leipzig, Tröndlinring 3
Mannheim L. 4, 4
München, Bayerstr. 25

*Auch in
gesunden Tagen*
allabendliche einige

Panflavin- Pastillen

schützen gegen Grippe,

**Halsentzündung,
Erkältungskrankheiten**

bewirken Festigung loser
Zähne, Kräftigung
des Zahnfleisches.

beheben chronischen
Schleimauswurf.

**Bei akuter
Ansteckungsgefahr
stündlich 1 Pastille**

*Bei bereits eingetretener Erkrankung
nach ärztlicher Verordnung.*

★

*Gut verträglich auch für Kinder.
Wohlschmeckend.*

★

**Erhältlich in allen
Apotheken und Drogerien**

Erlebnisse einer Manicure

von **ERICH MOSSE**

Meine Hand liegt auf dem kleinen, weißen Kissen. Sie sitzt an der andern Seite des Tischchens, eng darüber gebeugt, und handhabt die feinen, blanken Instrumente, Schere, Feile, gelbes Vaseline und rosa Stein. Über dem aschblonden Haar liegt ein grauer Schatten. Als wäre eine alte Hand darübergefahren. Irgend etwas Dunkles, grauer, ungreifbarer Hauch.

Es gibt Gesichter, da gräbt sich etwas hinein, ein Schicksal, irgendein Ereignis. Und bleibt. Hakt sich fest. Formt Züge nach eignen Gesetzen. Wider das Alter. Gegen die Jahre. Gegen die Zeit. Wie alt war dieses? Wie alt diese seltsam grauen Augen, über denen jetzt halb gesenkt die Lider? In denen ein Leuchten und eine tiefe Kraft, wenn sie doch einmal hochhören, in denen dann etwas liegt, eine Müdigkeit, Zerbrochenes auf dem Grund, Alt-Sein, Erfahrung. Wie alt diese Lippen, die weich und doch in einem schmalen Zittern? Und was war über diesen jungen gebeugten Nacken geweht, was über diesen armen, kleinen Körper? Eine stille feine Linie senkrecht schmal zwischen den Brauen —:

„Ich schneide Sie ja! Wenn Sie Ihre Hand nicht ruhig halten —?“

Endlich ist sie fertig. Ich zahle, gehe hinaus. Ihr Bild verschwimmt im Strom der andern draußen. Sickert auf den

Grund und — bleibt doch unvergessen, lebt dunkel weiter, sprießt aus im Schatten, stößt feine, weiße Wurzeln in die Seele: die schmerzen.

Eine Woche ist vergangen. Es ist Dämmerung, Abend. Ich gehe durch die Straßen, durch die Menschen, ohne jemanden zu sehen. Plötzlich stehe ich vor dem kleinen Laden, ich habe es nicht gewußt (oder doch?), gerade zur Stunde, da der schwere Rollvorhang herunterdonnert, das Eisengitter mit kleinem schnappenden Schloß sich schließt und — da steht sie vor mir, gar nicht verwundert, wie? Grüßt, und ich gehe neben ihr, und nun sitzen wir in dem kleinen Café, eine Musikkapelle lärmte uns ihren Tango und Jazz ins Ohr, irgendwo im Raum stehen andere Gesichter, an anderen Tischen sitzen Menschen für sich, neigen sich zusammen, sprechen zusammen, während ihre Züge im blauen Zigarettenrauch verschwimmen, ihre Köpfe aufschwellen, die Glieder sich aus den Gelenken lösen, ihr Nicken maskenhaft wird, traumhaft, unwirklich: blaue, ferne, nickende Pagoden.

Aber sie spricht. Ihre Stimme ist herausgehoben aus allem Dunst. Ganz allein im Raum. Ich sehe ihren Mund, der spricht, das aschblonde Haar und links einen kleinen rosa Ohrzipfel, der daraus hervorsieht. Ich höre ihre Stimme, und ich höre ein Schicksal: wieder ein Mensch, ein Neues, das sich aufblättert, ein Leben, das das meine kreuzt, und nun geht beides ein Stück zusammen, Stück Wegs, Stück einer Stunde, dann — —

„Ich war ein Bauernkind. Mit fünf Jahren half ich der Mutter beim Waschen, mußte die kleinen Hände ins heiße Wasser

Langenscheidts Wörterbücher

mit Angabe der Aussprache nach dem System der Methode Toussaint-Langenscheidt zeichnen sich durch klare augenscheinende Schrift und übersichtliche Anordnung aus. Ihre Zuverlässigkeit ist sprichwörtlich. Die Bearbeiter der Werke zählen zu d. hervorragendsten Sprachgelehrten.

Wer Langenscheidts Wörterbücher kennt, kauft keine anderen!

Muret-Sanders

Enzyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil I: Engl.-deutsch. Teil II: Deutsch-englisch. A.) Große Ausgabe. 4 Halblederbände 128. — Goldmark. B.) Hand- und Schulausgabe. 2 Bände. In Halbleinen 30. — Goldmark. In Halbleder 35. — Goldmark.

Sachs-Villatte

Enzyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Teil I: Franz.-deutsch. Teil II: Deutsch-französisch. A.) Große Ausgabe. 4 Halblederbände 128. — Goldmark. B.) Hand- und Schulausgabe. 2 Bände. In Halbleinen 30. — Goldmark. In Halbleder 35. — Goldmark.

Menge-Güthling

Griech.-deutsches Schulwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie. Teil I: Griechisch-deutsch. Teil II: Deutsch-griechisch. 2 Halbleinenbände 30. — Goldmark.

Menge-Güthling

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie. Teil I: Latein.-deutsch. Teil II: Deutsch-latein. 2 Halbleinenbände 30. — Goldmark.

Langenscheidts Taschen- wörterbücher

Zuverlässig —, bequem und ausreichend für Reise, Lektüre u. den Schulgebrauch. Erschienen für alle wichtigeren modernen und die alten Sprachen. Einzelbände 3. — Goldmark, Doppelbände 5.50 Goldmark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Ausführliche Prospekte mit
Probeseiten kostenlos!

**Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg.**

Das praktische Weihnachtsgeschenk

tauchen, das weiße Linnen über das rauhe Holz rubbeln, während die graue, beizende Lauge über die wund und hart geriebenen Finger lief. Sie brannten wie Feuer. Manchmal konnte ich vor Schmerzen nicht schlafen. Dann zog ich sie unter der Decke heraus, legte sie sorgsam nebeneinander und dachte an Vaters. Die waren weiß, schlank, fein, mit blauen Linien, schmalen, blauen Adern unter weißer Haut. Mit denen hielt er am Sonntag auf der Kanzel der kleinen, grauen Kirche das dicke, schwere Buch, die sprangen, während er predigte und seine Stimme groß wurde und heftig wie nie daheim, plötzlich wie wilde Vögel in die Luft, drohten, beschworen, schrien, quälten sich und wurden rasch wieder weich und ganz mild und schlossen sich ineinander, verflochten sich zu einem stillen, schweigenden Gebet. Dann hörte der Schmerz auf; leise zog ich die kleinen roten Hände wieder unter die Decke und schlief mit einem Lächeln ein.

Im Traum sah ich sie wieder. Sie waren groß und bleich. Zusammengefaltet zu einem kühlen hohen Haus, spitzen Totenhaus. Die blauen Adern ästeten an den wächsernen Wänden herauf, trieben kleine blaue Blüten, teilten sich und strömten wieder zusammen, dunkel strömendes Blut, und mitten darin begraben meine kleinen brennenden Hände, kleines, brennendes Herz. Bis das Kühle darüberstürzt, und nun ist alles gut.

Mit fünfzehn Jahren ging ich zur ersten Kommunion. Ich saß gebeugt, mit zehn andern Mädchen zusammen. Meine Stirne brannte. Wir saßen nebeneinander auf zwei Bänken in der kleinen dunklen Sa-

kristei, zehn helle Kleider zwischen dunklem Holz. Vater stand vor uns, ging langsam auf und ab, las, erklärte, stellte Fragen, und wieder waren die schmalen weißen Hände da, wieder blickte ich auf meine, die nun groß waren, schlank wie seine, aber dunkler, kräftiger und härter. Plötzlich fiel mein Blick auf die Hände neben mir: seltsam spitz gekrümmte, wie der Greif eines Vogels. Ich sah an den Armen hinauf ins Gesicht: es stimmte. Lisa hatte schwarzes, struppiges Haar, stechenden Blick, den Kopf schief und stets wie lauernd auf dem dünnen Hals. Man sagte, sie log, auch wenn es gar nicht nötig. Ihre Mutter war einmal wegen Diebstahls angeklagt, der Vater ein Trinker. Seltsam! Nun sah ich den Tisch hinab, die Reihe der Hände herunter: zarte kleine Kinderhände, Hände, die sich zag versteckten wie kleine rosige Knospen, Hände voll Neugier, voll Kraft, voll Sucht und Sehnsucht. Und Hände voll Schmerzen, kleine kranke, heiße Hände, Katjas breite fleischige, ganz rund und vergnügt, und ganz hinten als letzte Sophies, in einer zuckenden Unruhe, wie verzehrt von Fieber, und doch seltsam reif, in einem fiebernden Glück: das war ja eine Frau, das war —. Die Augen waren mir plötzlich geöffnet, blendendes Licht drang herein, fast schmerzhaft, ich hatte eine Entdeckung gemacht und ließ sie nun nicht mehr los.

Es war an einem hellen Mailag. Auf den weiß gescheuerten Dielen spielten weiße und goldne Sonnenflocken. Die Luft ist weich, reingebannt vom Winter. Kleine runde Wolken kugeln sich langsam und glücklich über den seidenblauen Himmel. Die Stube riecht nach

K A F F E E H A G

COFFEINFREI



Ein vornehmes
Weihnachtsgeschenk

K A F F E E H A G

Kuchen, nach Wärme und Lavendel. In der Küche bräzelt Fett. Die Fenster sind offen. Eine schwarze Kuh wird draußen vorbeigeführt, stößt schwer mit breitem Maul den feuchten Atem in die Luft. Die Glocken läuten. Ich habe Blumen im Haar, eine weiße Kerze in der Hand.

In der Kirche ist es kühl. Wir sitzen links zwischen dem hohen Gestühl und warten. Rechts kommen die Buben, die Sitze poltern hart herunter: es wird totenstill.

Ich blicke hinüber: neun Knaben. Sie sitzen wie wir, schauen vor sich hin mit heißen, roten Gesichtern, erregten Augen, schauen zur bemalten Decke, zu den bunten Glasfenstern, zur Kanzel und zum Altar: wo sie das Wunder erwartet, das Mysterium, nun werden sie erwachsen sein wie die Großen, aufgenommen in die Gemeinschaft, gleichberechtigte, gleichwissende Menschen. Soll man da nicht stolz sein? Sich umsehen dürfen, „mannesstark“ und kühn?

Es ist Jochens Auge, das hinüberschaut, Jochen Hilperts schwarzbrennendes Auge, flackernd an den Wänden entlang, zu uns nun hinüber, den Mädchen, und plötzlich fühle ich, wie es an meinem Haar hängen bleibt, aufleuchtet, nicht abläßt, nicht Ruhe gibt, ich wende scheu den Blick, zu Boden, nach links, es haftet und saugt sich fest, saugt mir die Seele heraus, plötzlich beginnt mein Herz ganz eng zu flattern, krampft sich zusammen, zu dumm, da schaue ich mit einem Ruck hinüber, mitten ihm ins Gesicht, so heftig (ist es Haß?), erschrocken blickt er weg, Triumph — da sticht mir etwas ins Herz, mitten hinein: die Hände,

mein Blick ist über seine Hände gegangen, schneeweiße, durchsichtige Knabenhände, lange, schmale, bebende Finger —: ein Zittern befällt mich, Hände wie — Vaters.

Das andere dann ist wie ein Traum: Orgel und dunkler Chor, vor dessen Tiefen eine helle, jubelnde Frauenstimme, Menschen, schwarze Menschen, die herumstehen, Vaters Stimme und einzelne Namen, die er ruft, und dann knie auch ich vor ihm, er reicht mir den Leib des Gottes, ich halte ihn zwischen den Lippen, zwei Hände berühren segnend mein Haar.

Ich bin wieder zu Hause, Menschen stehen um mich herum, festliche Gesichter. Sie fragen, freuen sich, schmiegen sich neugierig heran: ich sehe sie kaum. Mein Blut ist in Verwirrung, ein Gott in meinem Blut, ein — Mensch? Meine Gedanken fallen durcheinander, runde, klappernde Steine, wie in einem Mosaik. Ich halte mich mit Mühe aufrecht, antworte auf Fragen, auf Lächeln, auf Scherze. Ich nippe von meinem Glas, esse vom Kuchen und Braten, nehme dankend die kleinen Geschenke. Ein Duft weht von den blühenden Bäumen draußen, süß und seltsam, meine Augen streifen alle Hände ab, wandern um den Tisch, flackern unruhig hin und her, suchen etwas. Alle Hände falten sich jetzt zusammen, ein Gebet, flackern wieder auseinander, stürzen sich auf die Schüsseln, auf die Teller, packen zu und scheinen wie große Vögel, während oben die Worte schwirren, reden ihre eigene Sprache, ganz lautlos, ganz stumm, in einer anderen Welt. Alles Blut weicht mir aus den Wangen, ich kann nichts mehr sehen — eine Ohnmacht.



LÖWENBRÜCK u. GÜLDENRING

15 Jahre lang stehen Löwenbrück und Güldenring an der Spitze deutscher Qualitäts-Zigaretten. Wohl jeder Raucher kennt die ausgeprägte Geschmacksrichtung dieser Marken, die würzig-herbe Frische der Löwenbrück und das reif-volle Aroma der Güldenring. Diese charakteristischen Eigenschaften noch zu vertiefen, haben wir stets als unsere fachliche Aufgabe betrachtet.

Neu durchgearbeitet erscheinen heute Löwenbrück und Güldenring vor dem Raucher.

Der Charakter jeder Marke ist durch Beifügung ganz seltener Tabake, die den Weg nach Deutschland bisher kaum gefunden haben, noch klarer und edler herausgearbeitet. Damit das Aroma dieser edlen Tabake sich voll entwickeln kann, ist eine Vergrößerung des Formates notwendig geworden. Die neue Ware trägt als äußeres Zeichen auf ihrer Schutzhülle den Aufdruck: „Neues Format“. Löwenbrück und Güldenring werden ihre alten Freunde erfreuen und neue zu ihnen werben.

Haus Neuerburg o. G. G.

TRIER · COLN · HAMBURG · DRESDEN

Nun liege ich im Bett, mit geschlossenen Augen, und höre doch alles. Der alte Doktor kommt, nimmt meine Hand in die seine (die ist groß und ruhig und warm), macht ein ernstes Gesicht, murmelt etwas in den weißen Bart, schreibt eine Arznei und geht. Die Mutter läuft aufgeregt hinterher, öffnet leise die Tür, Summen und Lärm schlägt hindurch, dann ist alles stumm. Sie muß zu den Gästen, sie haben es ja kaum gemerkt, und so bin ich allein.

Plötzlich geht die Tür auf, ich schließe rasch die Augen. Es sind Vaters Tritte. Kommen ganz leise, tasten sich zum Bett, eine Minute steht er schweigend, fällt dann aufs Knie, beugt sich über die Kissen. Eine Träne fällt heiß auf die zitternden Hände. Ganz leise, zärtlich, spricht er meinen Namen, noch einmal, kaum hörbar, und ist hinaus.

Langsam verstummt drinnen der Lärm. Grau kommt die Dämmerung und legt sich schwer über die weiße Decke. Es wird Nacht.

Was ist geschehen? Ich weiß nicht. Ein Brennen ist hinter der Stirn, eine Müdigkeit. Ich möchte schlafen. Unruhig drehe ich mich auf die Seite, auf den Bauch: immer das gleiche Bild, immer breit voll Fleisch, Hände, die miteinander ringen, nach mir greifen, zur Kehle, bis die schmalen kommen, die Kranken, weißen — plötzlich beginnen sie zu beben, spielen auf unsichtbaren Saiten, und die andern sinken zurück, lautlos in die Erde, und nur die beiden bleiben, zwei runde, dunkle, brennende Steine darauf, an goldenem Reif, zwei Augen, kreisrund, die sich drehen. —

Ich halte es nicht mehr aus, schlüpfe in die Schuhe, reiße das Fenster auf, einen Mantel um den zitternden Leib, hinaus in den Garten.

Der Himmel ist bedeckt. Kein Mond, kein Licht. Ein feiner Schleier, ein dünner, feuchter Nebel liegt in der Luft, hüllt alles ein, löst alles auf. Es fällt kalt und naß über den Leib, ein Zittern faßt mich: trotzdem. Was will ich nur? Irgend etwas treibt, von selbst, schiebt mich fort, Blut gegen meinen Willen, stärker als ich.

Nun bin ich am Ende des Gartens. Die Bäume, die weißen Blüten leuchten fahl, die Luft hängt schwer. Ich stehe still, der Atem keucht, die Hand tastet blind gegen die Mauer. Ich will umkehren, zurück, ins warme Bett, ruhen, Ruhe haben, endlich schlafen, da — rutscht etwas die Mauer herunter, bewegt sich auf mich zu, mitten im Weg. Ich will schreien, die Knie beginnen zu zittern, die Kehle schnürt sich zum Ersticken, — da höre ich ganz leise meinen Namen. Ich bleibe stehen, der Atem fliegt. Ich nehme alle meine Kraft zusammen, blicke hin: zwei große schwarze Augen kommen immer näher, stehen vor meinem Gesicht, starren in die meinen. Jochen!

In diesem Augenblick weichen die langen Gespensterschatten der Bäume, werden blau und stark: der Mond ist rund und hart an einer Stelle durchgebrochen.

Da steht Jochen vor mir, sein Gesicht ist weiß, das dunkle Haar wild in der Stirn, die schwarzen Augen flackern, aber ein Lächeln zuckt über den bleichen Lippen, irr in Zärtlichkeit und Schmerz, und eine heisere, fast versinkende Stimme sagt:

„— aber ich sehe dich, ich bin doch wenigstens bei dir, ich, ich — liebe dich, du —“

Da streckt er die Hand aus, die Hände in die Luft, nach mir, etwas will springen, Purpur schießt in die Augen — „Du — du — die Hände —“ — da fasse ich über etwas Heißes, Klebriges — ich will schreien, reiße die Hand zurück — plötzlich weiß ich, es ist Blut, heißes, zuckendes Blut, Entsetzen packt mich, ist das Traum? Zu Hilfe! Zur Tür, zum Zaun, ganz sinnlos die Pforte aufgerissen, da, ein Geräusch, flüchtende Schritte, von dem Weg weg, in die Wiese, ist das nicht Lisa? Der schiefe Hals, die dünnen Glieder? Was ist das alles?

Halb wahnsinnig vor Angst wieder zurück.

„Fürchte dich doch nicht, leg doch — deine Hand darauf —“

„Was ist denn, woher ist denn das — was ist denn mit dir? Und da draußen läuft Lisa, läuft in die Wiesen! Bist du denn mit ihr —“

Da verzerrt ein häßliches Lachen sein Gesicht:

„Lisa? Hast du's deutlich gesehen? Doch Lisa. Sie hat es wohl gemerkt. Sie haßt dich. In der Kirche — merkte sie wohl — sie ist eifersüchtig — und häßlich. Aber woher wußte sie vorher —“

„Was ist das, was hast du denn da um deinen Finger,“ schreit es nun plötzlich aus mir, „das ist ja —“

„Der Draht, der Stacheldraht, wer konnte das wissen, der war doch sonst nie da, es ist doch nicht das erstemal — ich kenne doch den Weg, ich — liebe dich doch schon so lange, und wollte dich immer nur sehen — und habe dich immer gesehen, wenn du hier im Garten gingst, oder durch das Fenster im Zimmer. Hat sie doch wohl gemerkt und auch gewußt,

daß heute nacht —. Der Stacheldraht, der ist wohl — von ihr —.“

„Du!“

Ich mußte ihn gehen lassen, allein. Bis zu seinem Haus gebracht, gestützt, halb getragen. Ein einziges Mal den Mund berührt, den bleichen, lächelnden Mund, dann die Nacht allein, die qualvollste Nacht, Nacht voll Angst, voll Grauen, Liebe und Verzweiflung.

Am nächsten Morgen, am nächsten Tag: ich wartete, im Garten, im Haus, auf der Straße. Niemand kam. Meine Unruhe wuchs. Qual und Phantastik der Nacht ist nun Entsetzen und Angst des Tages, Traum in das Regengrau, Bild im Regengrau: immer die Hand, den spitzen Draht in der blutigen Hand. Ist er heraus? Nicht? Die weiße, schmale Hand, Hand meiner Liebe, meines Glückes — alles: ist das nun voll Gift? Aufgeschwollen, schwarz und grün? Unkenntliche Masse? Graues Stück Fleisch?

Man kann es nicht mehr ertragen. Es ist alles ganz gleich. Sie sollen denken, reden, was sie wollen. Ich muß hin. Mit ihm reden. Die Hand sehen. Meine Hand, meine Hand!

Vor dem Haus der alte Peters, steht und gräbt mit knorrigten Händen. Die Hacke blitzt blind im Licht, der gelbe, erdige Lehm spritzt weit im Bogen. Ich kann sein altes Gesicht nicht sehen, es ist tief zur Erde gebeugt, aber bei jedem Schlag murmelt er etwas, bei jedem Schlag sinkt sein Gesicht tiefer.

„Herr Peters — Jochen — ist Jochen — —“

Da hebt er das Gesicht ganz langsam und schaut mich an, lange, mit ganz durchsichtigen Augen, nickt nur so ein

paarmal, will die Lippen bewegen, etwas sagen: da sinkt der Kopf wieder herab, ein Zittern ist in den Händen, und wieder schlägt die Hacke, und die gelbe Erde spritzt hart und kotig gegen mein Kleid.

Im Spital. Ich sitze an der glatten, weißen Wand und warte. Warte, warte. Drinnen klinkt es von Instrumenten, das Wasser rinnt, eine einzelne rasche Stimme, dann Schweigen. Die Minuten schleichen. Eine Fliege kriecht schwarz und zierlich mit kleinen Beinchen die Wand herauf, bleibt stehn, läuft dann wieder von neuem. Warum bleibt sie immer stehn? Ist sie müde? Es regnet wohl draußen. Jetzt nimmt die Mutter die Wäsche herein. Das hätte sie vorher wissen müssen. Wieder die Fliege. Wenn man jetzt den Finger drüber hält, ganz langsam und zudrückt, ist ein roter Fleck, ein dunkler roter Fleck auf der weißen Wand. Alle, die dann hier sitzen, sehn den Fleck, immer den Fleck. Alle, die hier warten, alle, die hier — Schwester, Schwester, was ist das da, was haben Sie da unter dem weißen Tuch, da — hängt ja etwas heraus, etwas Schwarzes, eine — schwarze — Hand —

Ich habe nicht geschrien, stand nur stumm auf und ging hinaus. Die weißen Schwestern, die weißen Ärzte mit den

Mänteln und den bedauernden Gesichtern: alles weht ganz fern vorüber, es geht mich nichts an, es geht mich alles nichts an. Ich bin stumm und ganz ruhig. Ich habe nicht geschrien, auch drei Tage später nicht, da sie ihn begruben. Es war ja alles zu spät — das Gift war schon zu weit vorgedrungen. Aber die Hand, diese Hand — die lag nun auf meinem Leben.

Was soll ich Ihnen noch erzählen? Es ist ja nichts mehr. Alles andere. —

Ich kam in die Stadt, und ich nahm den Beruf, den Sie nun sehn. Wundert Sie das? Hände, immer nur Hände. Ich habe gelernt, Menschen daraus zu beurteilen. Ich sehe aus Linien, aus Formen mehr als mancher, ich fühle Schicksale daraus und Charakter. Ich pflege solche, die schon gepflegt sind, und ich werfe mich mit Inbrunst über die, die häßlich sind, wild und verkommen. In Erinnerung an eine, an eine, die schmal war und weiß, die ich liebte und die mich geliebt, die dunkel wurde und kalt und die ich nicht vergessen kann, niemals, ein ganzes Leben.“

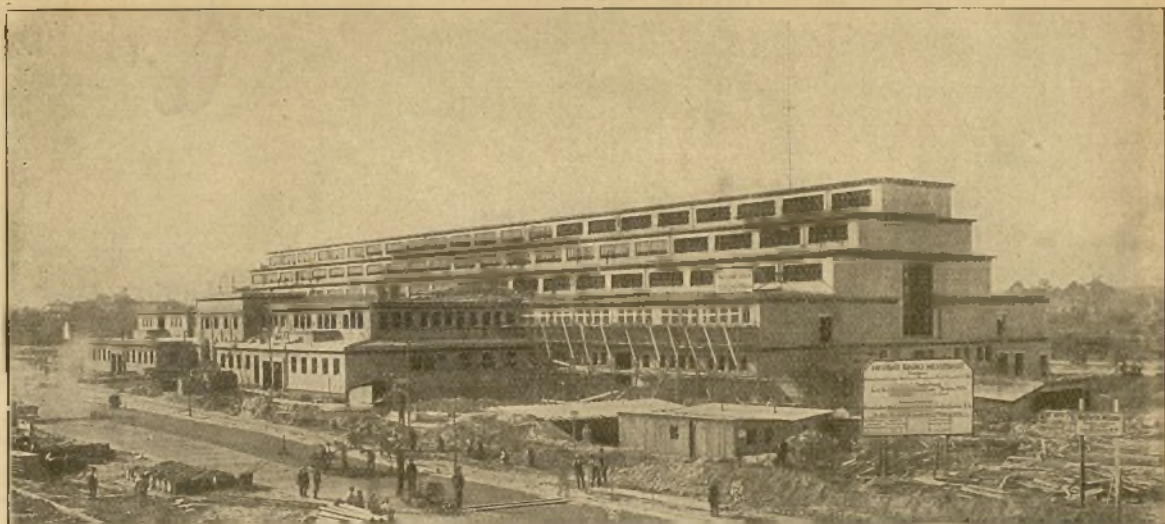
Es ist spät geworden. Die Musik schweigt. Ich rufe den Kellner, helfe ihr in den Mantel, wir gehn hinaus. Einen Augenblick liegen unsere Hände ineinander. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Die „Gesellschaft der Junggesellen“

von Michael Charol

Das war doch wohl ein Witz! — Aber nein! Wer gibt denn zum Spaß solche Anzeigen auf? — Marks las noch einmal genau den Text des Inserates durch.

*Für Junggesellen!
Sorgfältige Instandhaltung von
Wohnung und Wäsche, Übernahme
der Bedienung und Verpflegung.
Gesellschaft für Junggesellen...*



Ragotzi phot.

Das Haus der „Funkindustrie“ in Berlin in seinem Bauzustand am 5. Oktober 1924, in welchem vom 4.—14. Dezember 1924 die „Große Deutsche Funkausstellung“ stattfindet
 Bauherr: Berliner Messeamt. Projekt und Bauleitung: Professor Heinrich Straumer

Dachkonstruktion in

HOLZ STATT EISEN

(Deutsches Reichspatent)

Umwandungen massiv



Gesamtausführung:

DEUTSCHE HOLZBAU-WERKE

CARL TUCHSCHERER A.-G.
 Breslau-Berlin



Massivbau · Holzhäuser · Holzhandel

Freitragende Dachkonstruktionen in Holz · Kittlose Oberlicht-Verglasungen
 (Deutsches Reichs-Patent und Patente in den meisten Kulturstaaten)



Übernahme jeglicher Bauausführungen
 in allen Teilen der Welt



Verschiedene Auslandspatente unserer Konstruktionen verkäuflich

Es folgte die genaue Adresse, Sprechzeit usw.

Also es bestand offenbar tatsächlich eine solche „Gesellschaft“? Welches Glück, daß er gerade heute die Anzeige las, nachdem er die Portierfrau soeben herausgeschmissen hatte, weil sie auf die Vorhaltungen über den ewigen Schmutz hin frech geworden war!

Halt! Da stand ja auch die Telefonnummer.

Die Verbindung klappte ausnahmsweise. „Ja, hier Gesellschaft für Junggesellen... Allerdings, wir sind noch wenig bekannt, aber wir hoffen auf rasche Ausbreitung. Wir sind noch ganz jung... Ja, dann möchten wir Sie bitten, sich herzubemühen. Die Angelegenheit wird schon zu Ihrer Zufriedenheit erledigt werden... Also bitte sehr, wir erwarten Sie!“

Eine halbe Stunde später stand Marks vor dem Hause und las die Schilder: Eins aus Emaille mit der Ankündigung einer Klavierschule. Zwei Bronzeplatten: ein Heiratsvermittlungsbureau im zweiten, eine Gesellschaft für Bauausführungen im dritten Stock. Richtig, hier eine Glasplatte: *Gesellschaft für Junggesellen, 1 Treppe*. „Wir werden sehen!“ meinte Marks, war aber doch überrascht, als er das elegante Herrenzimmer betrat, und der glattrasierte Typ eines Monokelgentleman ihm aus der Tiefe eines Klubsessels entgegenkam.

„von Krotow!“

„Marks. — Ich weiß nicht, ob ich hier richtig bin. Ich wollte... auf die Anzeige hin... Gesellschaft für Junggesellen...?“

„Das ist meine Gründung. Bitte, nehmen Sie Platz!“ Marks versank in einem Fauteuil dem Herrn gegenüber. „Ich bin stolz auf meine Gesellschaft. Die Verhältnisse haben sich derart zugespitzt, be-

sonders für Junggesellen, daß manche einzig deshalb heiraten, weil sie aus der Abhängigkeit von den Portierfrauen, Aufwärterinnen und Wirtschaftserinnen herauskommen wollen. Und dabei ist doch die ganze sogenannte Bequemlichkeit des Ehestandes nur eine Organisationsfrage. Warum soll also eine Hausfrau, selbst die zärtlichste, besser für den Haushalt sorgen können als eine genau durchgeführte Organisation?“

Marks nickte zustimmend.

„Diese Organisation habe ich durchgeführt“, fuhr Herr von Krotow fort. „Nun ist es Sache der Junggesellen, sich zusammenzuschließen. Denn je größer meine Organisation wird, desto genauer werden ihre einzelnen Glieder die Aufgabe erfüllen, desto besser wird sie funktionieren. — Aber wir wollen uns nicht in Abstraktes verlieren: Sie möchten also, daß Ihre Wohnung sauber gehalten, für Ihre Kleidung, für Ihre Wäsche, für Ihr Frühstück gesorgt wird. Sind Sie gewohnt, auch Ihr Abendbrot zu Hause einzunehmen?... — Dann lassen Sie bitte jedesmal einen Zettel zurück.“ Und Herr von Krotow nannte eine so lächerlich geringe Summe, daß Marks ausrief: „Aber Sie können doch nicht alles für dieses Geld machen lassen!“

Herr von Krotow lächelte: „Unsere Organisation will eine gemeinnützige Gesellschaft zum Wohle aller Junggesellen sein. — Ich bitte dann nur noch um Ihren Wohnungsschlüssel und um die Zeitangabe, wann Sie aufzustehen pflegen.“

Als er in Marks' Augen etwas wie Mißtrauen sah, schrieb er schnell einige Zeilen auf und gab Marks den Zettel. Dieser las: „Die Gesellschaft für Junggesellen verpflichtet sich, Herrn Marks die von ihm



Das
schönste
Geschenk ein

Busch Multinett

*Busch-Theatergläser und Feldstecher, die Erzeugnisse
des erlesenen Geschmacks und der vorzüglichen Optik*

In allen optischen Fachgeschäften zu haben.

EMIL BUSCH A.-G. OPTISCHE INDUSTRIE, RATHENOW



„Eta-Formenprickler“
kraftigt und festigt die Brust-
gewebezellen. Schöne, volle
Körperformen entwickeln sich.
M. 6.—



Doppelkinn, starker Leib und
Hüften, unschöne Fesseln, dicke
Waden beseitigt „Eta-Zehrwachs“.
M. 4.—



Magere Personen
erlangen durch „Eta-Tragol“
runde Körperformen und so-
fortige Gewichtszunahme.
M. 2,50



„Eta-Haarfärbelotion“
färbt jedes Haar allmählich
braun, dunkelbraun, dunkelblond
oder schwarz. M. 2,50



„Eta-Haarkräuselgeist“
macht natürliche Locken und
hält das Haar in lockerer Fülle
M. 2.—



„Eta-Augenbrauenbalsam“
färbt gleichzeitig dunkler. Mit
Verteiler. M. 2.—
„Eta-Augenbad“ gibt strahlende
Frische. Mit Wanne. M. 2,50



„Eta-Handbullen“
machen die Hände zart und
auffallend weiß. M. 4.—
„Fingerspitzenformer“
Je 5 Stück M. 3.—



Das 21. Modell (Patent 321737
Nasenformer „Zello-Punkt“
formt jede Nase. M. 6.— u. 8.—
Pneumatischer „Stirnrunzel-
glatter“ (D. R. P. 352864). M. 4.—



Geradehalter „Sascha“
der primitivste, doch bequemste
Geradehalter. Angeb., ob Figur
klein, mittel oder stark. M. 3.—



„Eta-Nasenbad“ läßt die Nasen-
röte vollständig verschwinden.
„Eta-Nasenbad“ wirkt auf die
Blutzellen. M. 5.—



„Eta-Masse“ löst alle gelben An-
sätze und Zahnstein augenblick-
lich auf. M. 2.—
„Eta-Sauerstoff-Zahnpulver“
M. —,50



„Eta-Tropfen“ beseitigen Tāto-
wierungen, Muttermale, Lober-
flocke und Warzen. M. 3,50

„Eta“-Artikel sind durch zahlr. Patente i. In- u. Auslande
gesch., ferner gesch. gemäß Gesetz v. 12. Mai 1894. Von
zahlr. Ärtz. u. Chemikern ausprob. u. glänzd. begut-
achtet. Tägl. eingehende Dankschreiben selbst a. d.
entferntest. Ländern der Erde. Versand unauffällig
per Nachn. od. geg. Voreinsendung auf Postscheckk.
Berlin 43634. Porto extra. — Bei Bestellung von
drei verschied. Artikeln od. mehr porto- u. spesenfrei.

„Eta-Kosmetik“, chem. Fabrik, Berlin W307 Potsdamer
Straße 32

selbst bestimmbare Summe für alle nach
seiner Ansicht durch Verschulden der Ge-
sellschaft oder ihrer Angestellten ab-
handen gekommenen oder beschädigten
Sachen zu zahlen. — v. Krotow.“

Marks war besiegt. Er zog den Schlüssel
aus der Tasche. Aber Herr von Krotow
machte eine abwehrende Bewegung: „Ehe
Sie Mitglied unserer Gesellschaft werden,
gilt es noch eine Formalität zu erledigen.
Sind Sie verlobt, oder haben Sie die Ab-
sicht sich zu verloben? ... In diesem Falle
müßten wir verzichten, denn es ist ja
selbstverständlich, daß wir nicht Ehe-
kandidaten die Wartezeit bequem machen
wollen.“

„Sie müssen für das Heiratsbureau
über Ihnen ein nicht gerade angenehmer
Nachbar sein“, lachte Marks. „Aber bei
mir besteht keine Gefahr.“

„Das freut mich. Wer zu uns kommt,
soll nicht eine Etage höher klingeln“, sagte
Herr von Krotow grimmig. „Sie sind
dann, bitte, so gut, und unterschreiben das
Formular hier. Falls Sie nicht binnen zwei
Wochen Ihren Austritt erklären, verpflich-
ten Sie sich, im Laufe der nächsten fünf
Jahre nicht zu heiraten, widrigenfalls Sie
eine Konventionalstrafe zu zahlen haben.“
Und er nannte eine allerdings sehr hohe
Summe.

„Sie gehen sicher!“ meinte Marks.
„Aber meinerwegen dürfte die Strafe noch
höher sein. Ich werde sie nicht zu zahlen
brauchen.“

„Ich hoffe es im Interesse unserer
Gesellschaft“, verabschiedete sich von Kro-
tow. —

Der merkwürdige Charakter dieser Ge-
sellschaft beschäftigte Marks den ganzen
Tag. Wie wird sich die Organisation be-
währen? Wer wird ihm ins Haus ge-
schickt werden? Schließlich legte er sich

mit der Überzeugung schlafen, daß morgen niemand kommen werde, und — er seine Schlüssel zurückholen müsse. —

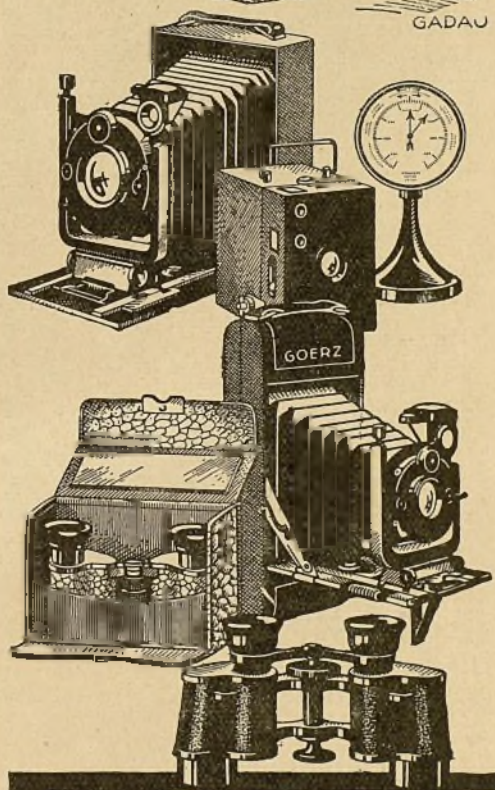
Ein behutsames Klopfen an seiner Tür weckte ihn. „Also doch!“ Er sprang auf und begann sich anzuziehen.

Nach zehn Minuten klopfte es wieder, und eine Frauenstimme meldete: das Rasierwasser stehe vor der Tür. Neben dem heißen Wasser lag ein frisches, Marks nicht gehörendes Handtuch.

Im andern Zimmer fand er den Tisch mit einer ihm ebenfalls fremden schneeweißen Tischdecke gedeckt, daneben eine ebensolche Serviette, der Kaffee stand unter einem Wärmer, frische Butter, frische Brötchen — ein eingewickeltes Frühstück war fertig zum Mitnehmen. Marks wollte seine Neugierde nicht zeigen, wußte es aber doch vor dem Weggehen, wie von ungefähr, so einzurichten, daß er die Frau stellte. Es war eine ältere Person von sympathischem Äußeren.

„Was ist das für Wäsche? Woher kommt das Frühstück?“

Alles kam vom Herrn von Krotow. Solange die Wäsche der Jungesellen nicht in Ordnung gebracht war, lieferte die Organisation ihre eigenen Sachen. Das Frühstück kaufte die Organisation, damit die Mitglieder alles frisch und billiger bekämen. Ob gerade sie ihm alles bereiten werde, wäre ungewiß. Die Frauen bekämen jeden Tag Schlüssel und Adresse, wohin sie heute gehen sollten. Irgendeine Auskunft vermochte die Frau ihm nicht zu geben, denn sie wußte nichts. Die Aufwärterinnen, Wäscherinnen, Näherinnen waren einer Reihe von Damen unterstellt, die für Frühstück und Abendbrot sorgten, Empfang und Ausgabe der Wäsche überwachten, kurz alle eigentliche Hausfrauenarbeit verrichteten.



GOERZ
 KAMERAS*TRIEDER-BINOKELS
 ★ THEATERGLÄSER ★
 TISCHBAROMETER
 OPTISCHE ANSTALT C. GOERZ A.G.
 BERLIN-FRIEDENAU 223

Marks lernte die Organisation von Krotows bewundern. Sein Leben hatte nur noch Annehmlichkeiten. Wenn er morgens den Wunsch äußerte, abends zu Hause zu essen, fand er immer den Tisch reich gedeckt. Wollte er irgendein besonderes Gericht haben, so wurde es ihm pünktlich in vorzüglicher Zubereitung vorgesetzt.

Die schmutzige Wäsche verschwand von selbst, um glänzend vor Sauberkeit, tadellos repariert, sich wieder im Schrank einzufinden. Dann kamen die Anzüge dran. Die Bügelfalte fehlte nie mehr in den Hosen. Die Stiefel bekamen zur rechten Zeit gerade Absätze, neue Schnürsenkel... Dabei sah Marks niemals eine Bedienung. Es schien ihm, als wären hundert fleißige, aufmerksame Hände um ihn, nur darauf erpicht, für sein Behagen zu sorgen.

Als sein Freund Anatol sich einmal nach dem Ursprunge der Ordnung in seinem Haushalt und der Eleganz seines Aussehens erkundigte, erzählte ihm Marks von der Gesellschaft.

Und Anatol wurde auch Mitglied.

Eines Tages, als Marks gerade beim Abendbrot saß — er aß jetzt täglich zu Hause —, kam Anatol ganz aufgeregt herein. „Marks, Marks, Mensch! Hast du schon einmal die Damen gesehen?“

„Welche Damen?“

„Die Aufsichtsdamen! Die Damen, die für unser Wohlbefinden sorgen! Alle Achtung vor dem von Krotow! Alle Achtung!“

Und er erzählte: „Mir wurde die Sache auf die Dauer etwas ungemütlich. So viel Mühe und liebevolle Sorgfalt, und man weiß nicht einmal, von wem und wieso!... Also ich rechnete mir aus, wann

gerade so ein Transport Wäsche zurückkommen mußte, machte mich frei und erschien unerwartet. Ich öffne leise die Tür, gehe in das Schlafzimmer. Richtig, da steht vor dem Schrank ein junges weibliches Wesen und legt meine Wäsche zusammen. Wie ich hineinkomme, dreht sie sich erschrocken um — na, und da stehen wir und glotzen einander an. Ich sage dir, schön, zum Anbeißen! Schließlich lächelt sie, entschuldigt sich: Sie hätte nicht gewußt, daß ich so früh zurückkommen würde. Du kannst dir denken, daß ich die Entschuldigung nicht gelten ließ und ihr gleich bei der Arbeit geholfen habe. Wir kamen ins Plaudern — das Mädel ist herrlich! Sie erzählte mir, daß sie den Aufschnitt selber zurechtmacht. Du, jetzt schmeckt es mir doppelt so gut!“

Und Anatol setzte sich an den Tisch und begann zu essen.

Marks wurde ärgerlich, daß ausgerechnet Anatol diese Entdeckung gemacht hatte. „Schinken ist Schinken und Wurst ist Wurst!“ brummte er, mit Wut auf die Schnitte einhauend. Dann ekelte er den redselig werdenden Anatol hinaus, ging in sein Schlafzimmer und warf seine ganze Kleidung durcheinander.

Er hatte richtig kalkuliert, denn als er gegen Mittag des nächsten Tages zurückkehrte, stand die junge Dame vor seinem Schrank. Es mußte wohl dasselbe junge Mädchen sein, das von Anatol am Tage zuvor überrascht worden war. Sie war wirklich sehr hübsch — und so fröhlich. Sie erzählte ihm selbst von der Begegnung mit Anatol und lachte viel dabei, was Marks wohlthat. Als sie mitten im Plaudern aufschrak und in dem Notizbuch nachsah, ob sie nicht noch einen Dienst habe, bat er sie, doch zum Tee zu bleiben, und lief, um Kuchen zu holen.



TAI TAI

*Ein Parfüm von überragender Stärke, köstlichster Duffülle
und vornehmster Eigenart!*

J.G. MOUSON & CO GEGR. 1798 IN FRANKFURT-M.

Im Laufe der Unterhaltung stellte es sich heraus, daß Marks und Elvira — so hieß die junge Dame — vielfach die gleichen Anschauungen hatten. Sie lasen zufällig dieselbe Zeitung, hatten also dasselbe Urteil über die Dinge. Beide schwärmten für Theater und Reisen. Beide liebten eine gewisse Behaglichkeit und Ordnung, hatten jedoch beide eine große Abneigung gegen Zwang. Sie hatten beide eine Scheu vor der Ehe, als einer Gewohnheitsinstitution, und verachteten alle, die aus Berechnung oder Bequemlichkeit heirateten. Plötzlich schlug die Uhr sieben, und Elvira sprang auf. Sie mußte zu Anatol. Er hatte gestern um eine Omelette gebeten, und da es ihr Revier war...

Marks hatte sofort auch Appetit auf Eierkuchen, aber Elvira ließ sich nicht abhalten. Er wollte gern eine Stunde warten... Doch Elviras Dienst dauerte nur bis acht. Sie verschwand.

Marks war wütend! Er lief an das Telephon, verlangte nach Herrn von Krotow. Er wolle von morgen ab jeden Tag Omelettes haben!... Ja, jeden Tag!... Und Sonntag wolle er auch sein Mittagessen zu Hause nehmen!... Ja, auch Omelette!... Der Arzt habe ihm Omelettes verordnet!...

Aber er hatte nun doch keine Ruhe. Er kannte ja Anatol! Diesen Frauenjäger!... Und Elvira war bei ihm!... Bis acht Uhr hatte sie Dienst. Aber nachher!... Ja, da hatte sie gelächelt: dann käme das Privatleben! Er konnte sich dieses Privatleben schon vorstellen! Bei Anatol!...

Als es halb acht Uhr schlug, hielt Marks es zu Hause nicht mehr aus. Das Essen schmeckte ihm nicht, die Laune war ihm verdorben. Er stülpte den Hut

auf und ging aus. Er ging ins Café, schlenderte durch die Straßen... schließlich fand er sich vor Anatols Wohnung. Die Fenster waren erleuchtet. Natürlich!...

„Ich werde es euch versalzen!“ dachte er und klingelte dem Portier. Oben öffnete ihm Anatol sehr schlechter Laune.

„Bist du allein?“ fragte Marks.

„Ja!“

Marks sog die Luft ein: „Du hast eine Omelette gegessen?“

Anatol brauste plötzlich auf: „Weshalb soll ich keine Omelette gegessen haben?! Hast du irgend etwas dagegen, daß ich Omelettes esse?“

Nach einer Weile kam es schließlich heraus: „Elvira ist eine Gans!“

Marks fühlte sich peinlich berührt, daß Anatol so einfach „Elvira“ sagte.

„Sie hatte mir die Omelettes bereitet, glaubst du, sie hätte ein Stückchen davon gegessen? Zuerst kommt sie zu spät, dann ist sie in Eile, dann will sie nicht mitessen, und Punkt acht Uhr rennt sie weg! Ich werde mich bei von Krotow beschweren.“

Marks hüpfte beinahe vor Freude: „Erlaube mal, wieso willst du dich beschweren?! Sie hat eben bis acht Uhr Dienst. Sie hat auch ein Recht auf einen freien Abend. Und schließlich ist sie doch nicht verpflichtet, dir Gesellschaft zu leisten!“

„Verpflichtet? Neel! Aber wir wollen sehen! Ich habe mir das Omelette für morgen auf 6 Uhr bestellt!“

„Immerzu!“ dachte Marks. „Du kannst zusehen, wo du sie herkriegst. Ich habe ja zuerst bestellt!“ Und er ging fröhlich pfeifend weg.

Am nächsten Tag wurde Marks länger im Geschäft aufgehalten, so daß er erst



**STOLLWERCK
GOLD**

*Schokolade
Pralinen*



zum Abendbrot nach Hause kam. Er rannte in die Küche. Dort stand eine ältere Frau und ließ Butter auf der Pfanne zergehen. „W... w... wer sind Sie?“ Marks stotterte.

„Herr von Krotow hat mich hergeschickt, ich soll eine Omelette für Sie zubereiten.“

Marks stürzte ans Telephon: „Wo ist Fräulein Elvira?“

„Bei Ihrem Freunde. Er hatte sie gebeten, ihm heute Omelettes zu machen!“

„Das habe ich auch gebeten!“ Marks tobte.

Jetzt wurde von Krotow scharf: „Ich kann Fräulein Elvira nicht zerreißen! Es ist doch, zum Donnerwetter, gleich, wer Ihnen Ihre Omelette macht!“

„Nein, es ist durchaus nicht gleich! Solche Omelette, wie der Arzt mir verordnet hat, kann nur Fräulein Elvira bereiten. Ich habe mit ihr gesprochen. Ich will, daß sie mir jeden Tag das Abendbrot macht!“

„Ich kann Fräulein Elvira nicht dafür bezahlen, daß sie Ihnen Ihr Abendbrot macht. Vielleicht werden Sie auch noch verlangen, daß sie Ihnen auch das Mittagessen kocht!“

„Aber für Anatol können Sie sie bezahlen?! Dann werde ich Ihnen kündigen!“

Schließlich einigten sie sich, daß Marks zweimal wöchentlich seine Omelette von Elvira gebacken bekommen sollte. An den übrigen Tagen wollte er außerhalb essen.

Nun hatte Marks regelmäßig zwei Abende in der Woche gute und vier Abende schlechte Laune, die an den beiden Tagen, an denen er Elvira bei Anatol wußte, ganz miserabel wurde. Denn wenn auch Elvira mit der Zeit zutraulicher wurde, mit ihm zu Abend aß und bis

zu einer Stunde länger plauderte, so erzählte ihm Anatol doch von genau demselben Verhalten Elviras ihm gegenüber. Nur eins hatte Marks Anatol voraus: den Sonntag. Aber der war so kurz! Am Vormittag mußte Elvira in der Organisation arbeiten, und abends auch. Und eines Tages sagte sie Marks, daß sie am nächsten Sonntag überhaupt nicht kommen könne. Sie habe den Tag frei bekommen, und Anatol hätte sie zu einem Ausflug und nachher ins Theater eingeladen.

Marks wußte, was das bei Anatol bedeutete, und lief zu ihm. Es gab einen scharfen Auftritt. Anatol wurde grob: „Was geht es dich an, was wir machen? Ich habe Elvira entdeckt und nicht du, also misch' dich nicht in meine Angelegenheiten! Oder willst du sie heiraten?“

Marks wurde hitzig: „Und wenn?“

„Dann mußt du früher aufstehen! Erstens denkt Elvira nicht ans Heiraten. Sie wird ihre Freiheit niemals deinetwegen aufgeben! Und zweitens hat sie einen genau solchen Kontrakt unterschrieben wie du! Wo soll das Mädel das Geld hernehmen, eine solche Summe zu bezahlen!“

Marks ging, nachdem er sich mit Anatol ernstlich entzweit hatte, ganz niedergeschlagen nach Hause. Aber Elvira wollte er noch einmal warnen.

Sie ließ ihn aussprechen. Dann sagte sie: „Ich habe es mir eigentlich auch gedacht.“

„Und Sie wollen trotzdem den Ausflug machen?“

Elvira sah ihn lange an: „Ich weiß nicht... Warum sollte ich auch nicht? Ein solcher Ausflug ist schön, und Theater ist auch schön. Was habe ich davon, wenn ich so den ganzen Tag arbeite und wieder arbeite? Wenn ich einmal für

Der neueste Radio Bericht



Wie Radio den ganzen Erdball umspannt,
In jedem Hause schnell Eingang fand,
So hat sich auch überall Geltung verschafft
Das kölnische Wasser „Deutsche Kraft.“



Deutschland.

Baukunst und Landschaft von Kurt Hiescher, eingeleitet von Gerhart Hauptmann. Nach dem die erste Auflage dieses schönsten Werkes über Deutschland in wenigen Wochen vergriffen war, ist die neue Auflage soeben noch rechtzeitig vor dem Weihnachtsfeste erschienen. Der große Prachthalbheft-Band mit über 300 ganzseitigen Abbild. in Kupfertiefdruck 32.— M.

*

Tiere im Zoo. Von Dr. Knotterus-Mayer

In diesem neuer erschienenen Buche erzählt der langjährige Schüler Hagenbecks und jetzige Direktor des zoologischen Gartens in Rom von den Lieblingen aller im Affenparadies, man amüsierte sich über die Streiche der großen und kleinen „Menschenverbrecher“, hört von Löwen, Tigern, Elefanten und Nasenhörnern. Selbst von den Papageien und allerkleinsten Lieblingen im Zoo weiß der Verfasser anschaulich zu berichten. Der große Band, 280 Seiten mit 42 Abbildungen und 32 Tafeln, elegant in Halbleinen gebunden, 12.— M.



Wilhelm Busch.

Gesammelte Werke, enthalten in zwei Bänden auf 927 Seiten mit 591 Bildern die gesamten, von diesem großen Humoristen im Verlage von Braun & Schnelz der erschienenen Werke. Hier ist



von Max und Moris als alles erhalten, was Busch in der ganzen Welt berühmt und beliebt gemacht hat. Beide Bände zusammen elegant in Halbleinen 15.— M., in Ganzleinen 20.— M.

Das neue Universum. 45. Jahrgang 1925. Dieses prächtige Jahrbuch für Haus und Familie und Lieblingsbuch aller Jungen enthält auf 484 Seiten mit 412 Abbildungen und Bildbeilagen die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden, Abenteuere. Schöner großer Ganzleinenband 7,50 M.

Rudolf Herzog. Gesammelte Werke in zwei Reihen zu je 6 Bänden, vornehm in Halbleinen gebunden. Jede Reihe, welche auch einzeln erhältlich ist, 33.— M. Inhalt: Reihe I: Der Graf von Gleichen. Die von Niederrhein. Das Lebenslied. Die Bistoren. Der Abenteuerer. Es gibt ein Glück. Der alten Schenkstüchtl. Reihe II: Hans Feiten. Die Jungfrauen. Das große Heimweh. Die Erotenkämpfe. Die Welt in Gold. Jungfrauen. Gedichte.

Fortschgang Seite 223

Sie, einmal für Ihren Freund und einmal für Gott weiß wen kochen muß?“

„Ja, es ist schrecklich. Aber... aber möchten Sie vielleicht nur für einen einzigen... ich meine zum Beispiel für mich die Wirtschaft führen?“

Elvira verzog den Mund: „Sagen Sie.. glauben Sie, daß es wirklich ein Unterschied ist, ob ich den Ausflug mache oder die Wirtschaft führe?“

Marks wurde rot. Das konnte er nicht auf sich sitzen lassen. „Ich... ich meine es anders.. wenn Sie meine Frau.. Ich weiß... Sie müssen dann von Krotow bezahlen... ich würde es... wenn Sie...“

„Du!“ sagte Elvira. —

„Und du machst den Ausflug nicht!“ meinte Marks in einer Pause zwischen zwei Küssen.

„Doch, mit dir!“

Am nächsten Tage schickten sie Anatol und von Krotow die Verlobungsanzeige. Marks bat Elvira, das Geld von Krotow selbst zu geben, und amüsierte sich, als er als Antwort seinen Wohnungsschlüssel und eine gedruckte Austrittserklärung aus der „Gesellschaft für Junggesellen“ erhielt. Anatol schrieb ihm: „Du bist ein gemeiner Kerl! Ich hatte genau dieselbe Absicht. Ich komme nicht zur Hochzeit.“

Um Elvira nicht in ein schiefes Licht zu bringen, und um auch nicht auf das angenehme Leben der letzten Monate zu verzichten, beschlossen sie, die Heirat zu beschleunigen, und ließen sich nach drei Wochen trauen. —

Es war ein Sonntag, einige Tage nach der Hochzeit. Marks und Elvira wollten ausgehen. Während sie sich anzog, kramte er in ihrer Handtasche herum. Plötzlich wurde er ernst. Er hielt eine Quittung in Höhe des an Krotow von Elvira bezahlten Betrages in der Hand. Die Summe stimmte,

aber da stand ein Stempel: „Heirats-
vermittlungsbureau „Erfolg“.“

„Elvira! Elvira! Wa... was ist das?“

„Das ist die Quittung, von v. Krotow
unterschrieben. Was ist denn?“

„Aber hier, der Stempel? Da steht doch
Heirats...?“

„Natürlich! Das ist doch das Heirats-
bureau von Krotows in der zweiten Etage.
Ja, Liebling, wußtest du denn das nicht?
Warum sollte ich ihm denn sonst das
Geld geben?“

Marks schluckte einige Male. Er hatte
das sichere Gefühl, daß alles, was er auch
sagen würde, eine Dummheit sein müßte.
Aber schweigen konnte er auch nicht
gut... Zum Glück läutete das Telephon.

Anatol meldete sich:

„Du, ich bin dir nicht mehr böse! Der
Krotow ist ein Kerl! Eben habe ich meine
neue Aufsichts dame kennen gelernt; fesch,
sage ich dir, elegant, Augen wie zwei
Kohlen! Also wirklich, ich bin dir nicht
mehr böse. Wollen wir uns wieder ver-
tragen?“

Marks war es so, als müßte er Anatol
die eben gemachte Entdeckung mitteilen.
Statt dessen sagte er: „Na, wenn du willst,
mir ist es recht. Ich war ja nie böse auf
dich. — Übrigens — ist es wahr, daß
Funk seinen Diener entlassen hat? Da
wäre es doch nur unsere Freundespflicht,
wenn wir ihm die Adresse von Krotows
geben würden, meinst du nicht auch?...
Schön, ich rufe ihn gleich an. — Wie?
— Aber Anatol! — Du wirst doch keine
Angst haben, daß Funk dir in die Quere
kommt!?!...“

Und in seiner Stimme lag jetzt die
übermütige Spöttelei dessen, der etwas
besser wußte.

Brochhaus



Der Neue Brockhaus

Handbuch des Wissens in vier
Bänden enthält als einziges Ver-
zeichnis das gesamte Wissen bis zur
Gegenwart. 3000 Seiten Text,
über 10000 Abbildungen, farbige
Tafeln usw. Keines Menschen
Wissen ist so lückenlos, daß nicht
täglich an ihn die Forderung her-
antritt, sein Gedächtnis aufzufrischen oder seine Kenntnisse zu
erweitern. Der neue Brockhaus gibt auf jede Frage mit Wort
und Bild klare und blinde Antwort, erzieht somit 1000 andere
Bücher. Jeder Band in Halbleinen 18.— M., in Halbvoraus-
ment 25.— M., oder alle 4 Bände zus. 72.— M., resp. 100.— M.
Jeder Band ist auch einzeln erhältlich.

Erlassen der Presse.

Es ist in der Tat fast unanalogisch, mit welcher Vielfältigkeit
dies Werk hergestellt ist. Man mag in ein Wissensgebiet greifen,
in welches man will, überall findet man das Wichtigste und
Nessende verzeichnet. (Frankfurter Zeitung)

Man kommt beinahe nicht dazu, sich des fabelhaften Reich-
tums an Wissen und praktischer Belehrungskunst bewußt
zu werden. (Berliner Tageblatt)

Kurz und gut, das oft gedankenlos gebrauchte Wort „un-
entbehrlich“ ist hier wirklich am Platze. (Literarisches Echo)
Der neue Brockhaus ist eine wahre Fundgrube. Alle Zweige
des menschlichen Wissens finden darin gebührende Beachtung.
Kurzum, wer etwas immer wissen will, der findet in diesem
Werk Antwort auf jede Frage. (Der Naturfreund)

Brehms Tierleben

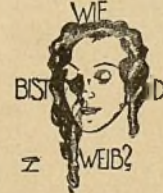
in 6 Bänden mit 3600 Seiten Text und 150
Bildtafeln. Diese Ausgabe, welche alles
Wissenswerte aus dem Tierreiche enthält, ist
endlich erschienen. Band 1, 2 und 3: Säuge-
tiere, Band 4: Vögel, Band 5: Fische,
Band 6: Insekten und Kriechtiere. Jeder
Band, auch einzeln, Ganzleinen 5.— M.,
Halbleder 7,50 M.



Dr. Bauer

Wie bist du, Weib?

Betrachtungen über
Körper, Seele und
Sexualleben des
Weibes mit dem An-
hang: Die Prostitution. Dieses höchst
ungewöhnliche Buch des berühmten Frauen-
arztes hat allgemein das größte Ansehen
erregt. Der Verfasser sagt in diesem Buche
schonungslos Dinge, die bisher sich noch
niemand zu sagen getraut hat und die
überraschende Aufklärungen über das große
Mysterium Weib bringen. Vornehmster Verlags-
band, 624 Seiten stark, 12.— M.



Felix Ruffus's Buchhandlung

Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 48

Postfachkonto 47743. Fernruf Stephan 694 u. 4631

Alle diese Werke liefern wir Ihnen auch gegen bequeme

6 Monatszahlungen (Mindestrate

10 % Teilzahlungszusch. Nichtpassendes wird umgetauscht.

Wir besorgen Ihnen auch jedes andere Buch prompt und zu
eulanteften Bedingungen a. Wunsch auch geg. bequeme Teilzahlung

Bestellschein. Ich bestelle bei der Firma Ruffus's Buch-
handlung, Berlin-Schöneberg, gegen
Barzahlung — 6 Monatszahlungen mit 10 % Teilzahlungszuschlag.
— Der ganze Betrag — die erste Rate soll gleichzeitig — ist
nachzunehmen. (Nichtgeg. gef. streichen) Erfüllungsort Berlin.

Titel des Buches:

Name und Strauß:

Ort, Straße, Datum:

Das Buch vom Rhein

Eine Schilderung des Rheinstromes und seiner
Ufer von den Quellen bis zum Meere unter besond.
Berücksichtigung seiner 2000 jährigen Geschichte.

Von Georg Hölcher

Auf die äußere Ausstattung wurde große Sorgfalt verwendet.
Quartformat, 20X26 cm, gedruckt auf bestem, holzfreiem Pa-
pier im Umfang von 400 Seiten. Der Text ist mit ca. 140
künstlerischen Zeichnungen geschmückt, darunter 19
wertvolle Karten und enthält außerdem auf 32 Tafeln =
64 Seiten in teils farbigen Bildern eine Ge-
mälde-Galerie von hoher Schönheit, die den
Ruhm der Rheinlandschaften vom Feld bis
zum Meere verfländelt. Ein bereites Zeugnis für die
erstaunliche Reichhaltigkeit ist schließlich das am Schluß
angebrachte „Alphabetische Verzeichnis“ und
Sachregister“, das über 3000 Nachweise enthält.

Prachtvoll in Ganzleinen geb. 23.— M., in Halbleder
geb. 28.— M. Mit Wunsch gegen Monatszahlung von
4.50 M. für Ganz- 5.50 M. f. Halbleder-
ausgabe.
mit 10 % Zeitabzugszuschlag, der bei Barzahlung fortfällt.

Seit den Tagen des Weltkrieges hat der Rheinstrom
und sein Gebiet mehr als je die Aufmerksamkeit
der ganzen Welt auf sich gezogen und es erschien in
allen Ländern, in erster Linie natürlich in Deutschland,
eine reiche Literatur, die sich mit unserem, seit 2000 Jah-
ren immer von neuem heilsamflutenden Stromgebiet
befaßt. So umfangreich und vielseitig diese neuerstan-
dene Rheinliteratur ist, so behandelt sie doch den Strom
vornehmend vom politischen Standpunkte und beschränkt
sich auch auf bestimmte Gebiete. Es erhebt sich aber in
unserer Zeit angebracht, ein alles Wissenswerte
zusammenfassendes Werk entstehen zu lassen, das
den Strom von seinen Quellen bis zur Mündung als
ein einheitliches Ganzes schildert, denn „der Rhein-
strom hat unseugbare Wirkungen auf das
Kulturlieben der Menschen, denen er Hei-
mat bedeutet“. Diese Beobachtung veranlaßte den
Verlag, das bereits seit Jahren geplante „Buch vom Rhein“
nunmehr erscheinen zu lassen und damit dem deutschen
Volk ein Werk zu bieten, das zum ersten Male alles
Wesentliche zusammenfaßt, was über den Rhein, dieses
„Meisterwerk der Natur“ und Kulturge-
schichte“ zu berichten ist.

Buchhandlung Paul Franke

Inh. Paul Franke & Rudolph Henkel G.m.b.H.,
Berlin W9, Köthener Str. 16, Postfach 1010.
Berlin 16013. Telefon: Lühov 7556, 5944.

Verlangen Sie kostenlos unseren neuen
illustrierten reichhaltigen Katalog!

Bestellschein. Bestelle bei der Buchhandlung
W9, Köthener Str. 16 H. Anzeige im W9 „Das Buch vom
Rhein“ l. Ganzlein, geb. 23.— M., l. Halbled. geb. 28.— M.
Der Betrag ist nachzunehmen — folgt gleichzellig — wird
durch Monatszahlg. von M 10% Zuschlag, erste Rate bei
Lieferung beglichen. Nachgewünschtes bitte durchzustreichen.
Erfüllungsort Berlin.

Ort u. Datum:

Name u. Stand:

Plastiker in Menschenfleisch

Von

Franz Blei

Hier, in Hua-Tschen, dieser Ruinen-
stadt am lehmgelben Weiho, hätten
die marmorgefaßten heißen Quellen sein
sollen, deren wir uns gestern in Lin-Tong
erfreuten. Reiter und Pferde mit einer
dicken Schicht Dreck überzogen, kamen
wir bei einbrechender Nacht hier an, und
es regnete immer noch wie seit heut Mor-
gen um neun. Seit dem letzten großen Auf-
stand der Muselmanen liegt fast die ganze
Stadt in Trümmern. Unsere Herberge: wir
fragen uns, ob dieses wurmzerfressene,
wanzendurchhöhlte Gemäuer, vom nieder-
strömenden Regen aufgeweicht, nicht in
den zähen Morast hinschmelzen wird, der
tagsüber unser ständiger Reisegefährte
war. In dem großen, von einem Feuer
durchrauchten Raum des Gasthauses gibt's
viel aufgeregtes Volk und beträchtlichen
Gestank. Aber der Anblick des uns zum
Schlafen angewiesenen Loches treibt uns
wieder in den großen Raum. Die Skolopen-
dern, die Wanzen und Kakerlaken betrach-
teten uns offenbar als Eindringlinge, und
wir ließen sie in ihren Rechten auf unsere
Lagerstätten. Alle unsere Decken und
Bahnen schwernasse Lappen. Also zu-
rück zu den Kulis und dem Volk in der
„Halle“.

In das Durcheinander von vorhin war inzwischen Ordnung gekommen und Ruhe, nur manchmal von kleinem Auflachen und glucksendem Geplapper der brav in Reihen auf den Boden Hockenden unterbrochen. Es gab was zu schauen. Das war seltsam genug. Und selten. Denn die chinesischen Behörden sind scharf hinter den Jahrmarktsleuten mit solchen Schaustücken her. Allerdings mehr theoretisch. Praktisch macht der Anblick dieser Seltsamkeiten den Mandarinern denselben Spaß wie den Kulis. Kein Nest in China, wo nicht eine Tafel die Bevölkerung vor den Kindsräubern warnt. Kein Nest in China, wo nicht das Eintreffen der Gaukler die gesamte Bevölkerung auf die Beine bringt. Es gibt eine Ameisenart, die einer Käfergattung eines berauschenden Saftes wegen, den sie absondert, Gastfreundschaft gewährt, trotzdem diese Käfer sich von den Ameiseneiern nähren. Die Lust am Rausch ist stärker als die Kindsliebe. Nach der dritten, vierten Brut ist der Nachwuchs des ganzen Staates immer von den Käfern aufgefressen.

Die Lust der Chinesen, sich im lebendigen Fleische als Bildhauer zu üben, ist so groß, wie ihre Fertigkeit darin alt und bedeutend ist. Das hat eine Tradition von Jahrhunderten. Harmlos konnten wir diese Kunst, ein von der Natur Gegebenes willkürlich zu ändern und zu verwandeln, schon im Pekingener Himmelstempel an den großen Goldfischen des Teiches feststellen, die da zu tausenden im klarsten Wasser gezüchtet und kultiviert werden — wie, ja, wie Orchideen. „Gold“ ist der schleierflossige Fisch am seltensten, seine natürliche Farbe hat man ihm abgewöhnt: er

ist blau, grün, violett in allen Nuancen und Schattierungen. Und nicht nur dies: es gelingt diesen Fischgärtnern, sogar Schriftzeichen auf die schuppigen Leiber zu züchten!

In unserer Herberge zu Hua-Tschen rastete ein Meister seiner Kunst, der Menschenplastik, und er führte seine erstaunlichen Leistungen vor. Sie waren kapital, muß man sagen. Es fallen einem vor diesen Monstren die alten chinesischen Todesstrafen ein, die sich an Erfindung nicht spotten lassen, und gegen welche unser ehemaliges Verbrennen und gegenwärtiges Kopfab schlagen Stümpereien einer ganz phantasielosen Metzgerei sind. Und Zeichen einer großen Ungeduld. Was ist das gegen die Arbeit unseres chinesischen Gauklers! Etwa gegen seinen Hundmenschen! In Schanghai hatte mir ein christlicher Missionar manches davon erzählt. Er meinte, die Chinesen müßten seit langer Zeit Drogen kennen und gebrauchen, welche gegen Schmerzen unempfindlich machten. Auch die Kenntnis der Hypnose vermutete er, weil es anders nicht zu verstehen sei, daß die Opfer solche Schmerzen aushalten.

Der Hundmensch unseres Gauklers war ein Mensch mit der Haut eines Hundes. In minimal kleinen Stückchen hat der Plastiker das Fell von Hunden auf diesen Menschen übertragen müssen — Transplantation nennt es unsere Medizin —, und er muß mehr als ein Jahrzehnt dazu gebraucht haben und eine chinesische Geduld. Das Monstrum kann nicht sprechen: die durchschnittenen Stimmbänder lassen ihn nur Töne ausstoßen, halb Heulen, halb Bellen. Er geht nur mühsam aufrecht,



DIE WELTMARKE



**RADIO-
KOPFHÖRER und
LAUTSPRECHER**

welche Radio zu
einem wirklichen
Genuß machen!

In allen guten Geschäften zu haben!



denn die Fußsehnern sind ebenfalls zum Teil durchschnitten.

Die Gesichter der chinesischen Zuschauer — es ist allerdings nur niedres Volk da, kein Gebildeter — zeigen nicht eine Spur von Grauen. Eher Belustigung. Wer mit solcher antiken Ruhe so etwas ansehen kann, der muß wohl auch mit gleicher Ruhe es ertragen, Opfer dieser ungeheuerlichen Kunst zu sein. Ich glaube nicht an die hypnotischen Fähigkeiten dieser Operateure. Ich glaube, sie verzichten auch auf anästhetisch machende Drogen. Mein Freund hatte Tage zuvor ein bettelndes Weib an der Straße gesehen: von der Lepra zerfressen, hatte sie nur einen Armstummel ohne Hand, der andere Arm fehlte völlig. Der Mund war ein Loch, die Nase verschwunden zusamt einem Auge. Und bei jedem Atemzug des Weibes trat aus einer Wunde am Hals der Eiter. Und diese grauenvolle menschliche Ruine drückte mit dem Armstummel ein säugendes Kind an die Brust! Weiß Gott, was diese chinesischen Menschen für Augen haben, daß sie solches sehen können und das Almosen nur aus Angst geben, der unbeschenkte Bettler könnte sich aus Rache vor ihrer Tür das Leben nehmen, was für den Bewohner so große Schande bedeutet, daß er am besten tut, gleich in eine weit abgelegene Gegend zu übersiedeln.

Der Hundmensch tanzte wie ein Bär. Er heulte wie ein Hund. Und hatte über der platten Nase im unbehaarten Gesicht die Augen eines Menschen. Gab die Hand und war das Zerrbild eines Menschen!

Jetzt zog der Gaukler ein Seidentuch von etwas weg, das auf einem Tischchen stand. Man sah einen stark behaarten und

bebarteten Kopf, der sich bewegte, den Mund öffnete, sprach. Nichts als ein Kopf. Aber es konnte doch nicht ein bloßer Kopf sein. Das gibt's doch nicht. Europäische Gaukelei, dachte ich. Der Leib versteckt, Spiegel, welche die Umgebung geschickt reflektieren, so daß man meint, unter dem Tischchen sei nichts und nur die Platte da.

Aber da hob der Gaukler diesen Kopf hoch, hob ihn von dem Tischchen herunter, aus einem Bambusgestell wie eine Gehschule für kleine Kinder, — und da stand, eine Hand auf den Boden gestützt, die Scheußlichkeit: ein Wesen zwerghaft verkrüppelten, im Wachstum aufgehaltenen Leibes, nicht höher als einen halben Meter, und auf diesem Leibe der ausgewachsene wilde Kopf eines Mannes von Vierzig.

Man sagte mir, wie man sowas macht. Man steckt ein dreijähriges Kind in einen Topf, der aus Eisenstangen geflochten ist und der nur den Kopf frei läßt. Dieser wächst. Das Uebrige verkrüppelt.

Der Anblick löste bei den Zuschauern ungeheures Gelächter aus. In das der lebende Blumentopf mit einem Grinsen einstimmt. Als ob er auf diesen Erfolg eifersüchtig wäre, begann der Hundmensch zu bellen.

Wir hielten es nicht länger aus. An Schlafen war, ganz von den Wanzen abgesehen, nicht zu denken. Wir traten ins Freie. Der Regen hatte aufgehört. Ein runder orangefarbener Mond leuchtete uns bei dem nächtlichen Gang durch die Trümmer der Stadt Hua-Tschen.

Kauft und lest

das Aufsehen erregende, weiteste Kreise außergewöhnlich interessierende Werk von

Cornelius Gurlitt

August der Starke

Ein Fürstenleben aus der Zeit des deutschen Barock
2 Bände. Mit 48 Lichtdrucktafeln
nach zeitgenössischen Vorlagen
In Halbleinen 21.— Gm.

Das dem „Romantiker der Liederlichkeit“ gewidmete, hervorragend ausgestattete und reich bebilderte Werk zeigt das frivole Zeitalter des Barock in einem seiner echten Vertreter und wird auf lange hinaus das Werk über August den Starken und seine Epoche bleiben



Charles Baudouin

Suggestion und Autosuggestion

Gehftet 6.— Mark, in Halbleinen 7.50 Mark
Das aufwühlende Werk zeigt an verblüffenden Beispielen, welche ungewöhnlichen Erfolge in der Kunst des Erziehens und Heilens der seinen Meister Coné übertreffende Schweizer Gelehrte und Arzt erreicht hat



A. J. J. Ratcliff

Traum u. Schicksal

Gebunden etwa 6.— M.
Achtet auf Eure Träume und lernst sie deuten!



Prospekte auf Verlangen kostenfrei

Sibyllen-Verlag, Dresden

Seebad, Sport und Herztätigkeit

Von Paul Schlee

Man war diesmal in ein ganz kleines Seebad gefahren, irgendwo an der Ostsee. Man hatte genug vom Qualm der Stadt und zu viel schon, ach, viel zu viel, gekostet den Betrieb der Weltbäder, mit leicht gewonnenen Frauen, strengem Toilettenzwang und genau eingeteilter Zeit.

Nun, hier hatte man, was man brauchte: Grenzenlose Ruhe und gesammelte Einsamkeit. Lange Spaziergänge immer am Meer entlang oder über Dünen und querfeldein über Hügel und Acker. Schwimmen am Vormittag oder den ganzen Tag im und am Wasser liegen.

Neue Eindrücke, neue Farben, Ausruhen.

Bis sie kam.

Eines Tages tauchte sie auf, mitten in der Stille der Dünen. Schlank wie ein Junge, mit langen Beinen und ganz schmalen Hüften stapfte sie tapfer durch den Sand. Sehr bewußt angezogen, Haltung wie ein kleiner Soldat.

Am nächsten Tag traf man sich im Wasser und dann am Strand und wieder auf der Düne. Dann auf einem einsamen Spaziergang zu einer weit entlegenen Baumgruppe, die man sehr liebte.

Da fiel Vorstellung und all der Zaubergezwungener Gesellschaftsordnung fort. Zwei trafen sich, die denselben Schritt gingen zu gemeinsam unbekannten Zielen. Ein Händedruck besiegelte eine Kameradschaft.

Wie sie hieß? Ganz zufällig, wie sie nur heißen konnte, einmalig der Name dieser einmaligen, jungshaften Persönlichkeit.

Persönlichkeit? Ja, ja, bestimmt eine, mit sehr triebhaften, aber sehr bewußten Ansichten vom Leben.

Ob man sehr viel vom Sport halte? Oh, viel, gewiß. Dann könnte man doch eigentlich einen gemeinsamen, geregelten Sportbetrieb hier veranstalten.

Als da wäre?

Nun, Schwimmen, lange Strecken, kurze Strecken, und Laufen, sehr viel Laufen. Die 100 Meter vom Hotel auf der Chaussee zum Strand. Und ein Dauerlaufen am Strande bis zum nächsten Ort. Und ein Querfeldeinlauf zu der bekannten Baumgruppe, nicht wahr?

Sehr schön, das Programm wäre gut. Und wenn man dann ausdauernd trainiert habe, so in etwa vierzehn Tagen, Veranstaltung einer großen Olympiade, ganz für sich, aber mit allen Schikanen und richtig ernst durchgeführt.

Und der Preis für den Sieger? fragte man lächelnd.

Nicht danach fragen, stille sein, warten.

War das nicht ein anderer Ton im Blut heute, als man sich schlafen legte und doch nicht einschlafen konnte, trotz reichlicher Müdigkeit? Setzte das Herz nicht einen Schlag aus, als wollte es sich über irgend etwas schlüssig werden, und ging

dann wieder weiter, gleichmäßig, aber eine Winzigkeit schneller?

Unsinn, dumme Gedanken. Einschlafen und ausruhen, damit man frisch ist morgen zum Training für die Monstrewettkämpfe um den Preis — —, welchen Preis, ja, welchen Preis? So schlief man ein und träumte von einem kleinen Mädchen, das halb ein Junge war, bis auf den einen Fehler, daß der Junge nicht pfeifen konnte. Nur einen armseligen, kleinen Ton brachte man mit Mühe zustande, immer denselben, so sehr man sich auch Mühe gegeben hatte, gestern am Strande und auf dem langen, langen Spaziergang.

Dieses Pfeifen weckte ihn auch am nächsten Morgen vor seinem Fenster, sehr früh. Es war höchste Zeit aufzustehen. Das Training begann.

Die nächsten Tage waren voll Anstrengung und wichtiger Abmessung der Strecken. Genaue Einteilung der Starts zum Schwimmen. Festlegung des Ziels drüben an der bewaldeten Höhe, die sich weit ins Meer hinein vorschob. Abgehen der Strecke des großen internationalen Cross-Country-Laufens bis zu der einsamen Baumgruppe, über drei Hügel, an zwei Kornfeldern vorbei und über sumpfige Wiesen.

Gemeinsame Arbeit, gemeinsame Ruhe. Sehr viel essen und tiefer Schlaf.

Und in den Pausen dicke Abhandlungen über landläufige Literatur, zwischendurch ein wenig Philosophie, alles in praller Sonne, tief eingebettet in weißen Sand, über dessen Ränder ein paar Strandgräser angestrengt nickten. Dann wieder negative, aber ausdauernde Versuche, pfeifen zu lernen; es blieb bei dem einen Ton.

Aber man durfte um Gottes willen nicht darüber scherzen.

Langsam nahte der Tag der großen Prüfung, und man hatte im Eifer gar nicht mehr an sein Herz gedacht. Dieses närrische Herz, das einen Schlag ausgesetzt hatte. Warum nur, warum?

Auch die Frage nach dem Siegespreis blieb im dunkeln. Man hatte sie zurückgestellt.

Dann war es so weit.

Ganz kurz sei erzählt, daß sie ihn im Schwimmen schlug, über die lange wie über die kurze Strecke. Ihr Körper war ideal für den Wassersport gebaut, und es war reines Vergnügen, sie im Wasser zu beobachten. Triumphierend stand sie schon auf dem mächtigen Stein unterhalb des Abhangs und triefte vor Nässe, als man erst anlangte.

Dann kam nach einer Pause die kurze Strecke auf der Chaussee. Und dort, wie am Nachmittag bei dem großen Lauf, siegte er mit ungezählten Längen. Man lief ja schließlich sehr gut, mit leichten, raumgreifenden Schritten.

Sie standen jetzt im Wettkampf 2 zu 2, jeder mit zwei Siegen. So mußte der nächste Tag entscheiden, die letzte Konkurrenz, der Dauerlauf am Strande.

Da war es ja klar, wer gewinnen mußte, und nun dachte man plötzlich wieder an den immer noch nicht ausgemachten Preis.

Und auch das Herz meldete sich, das Herz, das im Wasser und bei dem beschwerlichen Lauf so ruhig und sicher gearbeitet hatte.

Was war es denn, daß dieses verdammte Biest jetzt in der Ruhe, wo es nur ganz geringe Arbeit zu leisten hatte,

LAVENDEL ORANGEN

KÖLNISCHES - WASSER - VON - BESONDERER - FEINHEIT



JÜNGER & GEBHARDT

Lavendel Orangen Seife
 mit dem erfrischenden Duft von Kölnisch Wasser Lavendel Orangen

plötzlich seinerseits ein olympisches Wettrennen anhub? Und daß man mit eins so glücklich wurde und nun endlich ganz genau wußte, was man wollte und welchen Preis man sich holen mußte. Mußte.

Da wollte man auch sofort die gute Gelegenheit wahrnehmen und sich ihn holen. Aber der kleine, süße, schlankbeinige Junge ergab sich nicht, fauchte und wurde böse.

Stand auf und lief plötzlich davon.

Was nun? Die Bescherung war angeordnet. Sollte alles auf einmal vorüber sein, Kameradschaft und Vertrauen? Man schimpfte auf den Sport, den der Teufel erfunden hatte, und auf sich selbst.

Und die Herztätigkeit? Die wurde nicht besser von der Wut. Also Ruhe, Ruhe. Keine Möglichkeit, Ruhe zu finden.

Ärgerlich ging man nach Hause, wütend setzte man sich zum Abendbrot, um ganz früh ins Bett zu gehen.

Kein Schlaf. Reisende Wolken warfen große Schatten durch das offene Fenster. Nirgends ein Ton zu hören, auch die Brandung war schlafen gegangen.

Da hörte man auf einmal ganz dicht unterhalb des Fensters einen Ton, einen armseligen, kleinen Ton, immer denselben, immer denselben, wie von jemandem, der gerade anfängt pfeifen zu lernen.

Und war schon aus dem Bett und zog sich an in rasender, überstürzter Eile und sprang direkt aus dem Fenster, dorthin, wo man das Pfeifen gehört hatte, und und und —

Und der große Dauerlauf am Strande — der für den nächsten Tag angesetzt war?

An den hat kein Mensch mehr gedacht, der war vergessen und begraben.

Denn — wer wird eine Festung noch berennen, wenn sie sich bereits ergeben hat?!

ES REGNET BLUT

Aus alten und neuen Berichten veröffentlicht

von Eberhard Buchner

Regengüsse, Hagelschläge, Schneefälle sind uns allen höchst vertraute Erscheinungen. Aber nicht jedermann weiß, daß es bis in die jüngste Zeit hinein zuweilen noch ganz andere Dinge geregnet hat oder geregnet haben soll. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte, wie es einmal Milch und Blut, ein andermal Eisen, dann Wolle und sogar Ziegelsteine geregnet habe, und gibt genau an, unter welchen Konsuln all das geschah.

Im Mittelalter und bis tief ins 18. Jahrhundert hinein spielten derartige „Naturwunder“ eine sehr große Rolle. Besonders häufig werden die Blutregen erwähnt, und es ist kein Wunder, daß sie allgemein als höchst verdächtige üble Vorzeichen aufgefaßt wurden. „Die Bedeutung ist Gott bekannt“, schließt der Chronist zumeist seinen Bericht, der seinen Lesern vermutlich einen gelinden Schauer über den Rücken gehen ließ; oder auch: „Gott gebe,



Hat der Vater lange Haxen,
Kann noch die Familie wachsen.

(Aus der reich illustrierten Werbeschrift der Kurverwaltung Schreiberhau)

WINTERKUREN
und
WINTERSPORT
in
SCHREIBERHAU
im Riesengebirge

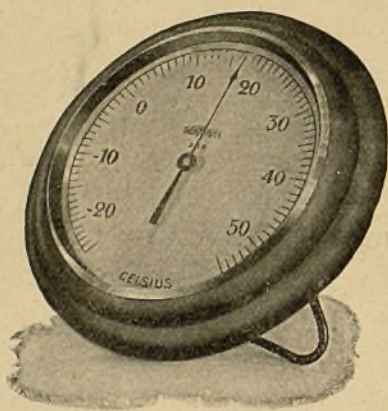
Ski ~ Bob ~ Rodel ~ Eis

Regelmäßige gesellschaftliche und sportliche Veranstaltungen von Dezember-März in bunter Folge

Neu!

D. R. P.

D. R. G. M.



THERMINDEX

das willkommenste

Weihnachtsgeschenk

für den vornehmen Herrn
und die vornehme Dame

*

**Einstellbares Präzisions-
thermometer für Reise,
Schreibtisch etc., zum Stellen
und Hängen, genaues Funktio-
nieren garantiert, Prüfungs-
alltest der Hamburger techn.
Staatslehranstalten**

*

Lieferbare Ausführungen :

Messingfein vernickelt : 8,50 M

" " oxydiert : 9,— "

" " vergoldet : 9,50 "

Nickel Taschenuhrform : 16,— "

In elegantem, aufstellbar, Lederetui 25.— M

Prospekte kostenfrei!

Bezug durch bessere optische Geschäfte, wo nicht
erhältlich, direkt durch

RUSSEGG & CO.

Hamburg 36a

daß dieses nicht etwas Böses möge bedeuten, und wende in Gnaden alles zum besten!" Als Beispiel greife ich einen Bericht aus dem Holsteinischen vom 1. Januar 1692 heraus (Mercurii Relation, München, 1692, Nr. 3):

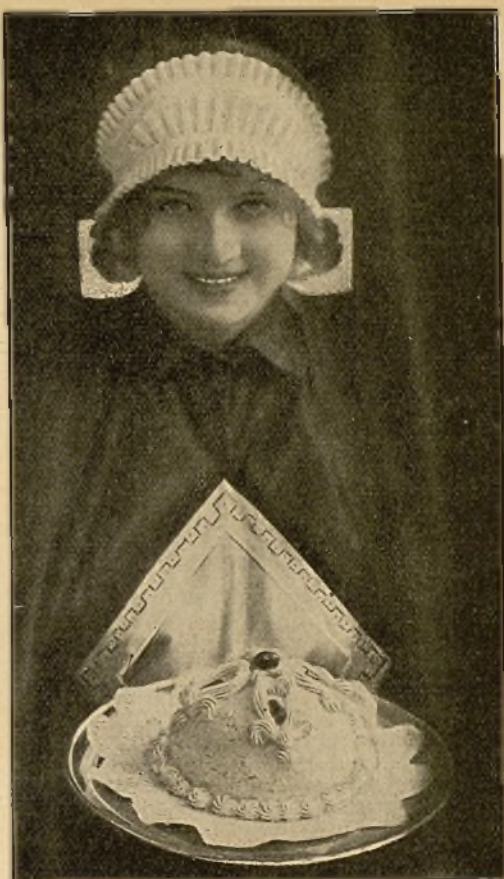
„Es hat zwischen Sonnabend und Sonntags Nacht unweit Lübeck / zum Vorwerck genannt / Blut geregnet / welches von dem nahe beywohnenden Bischofflichen Eytinischen Pastoren zu Rensefeld und andern Leuthen göstern auff einem Teich eines Adelichen Hofes von zimlicher Größe daselbst also befunden / daß das Blut an etlichen Orthen einige Elen lang in Runde als dick gerunnen Blut gelegen / und noch heute allda gewesen; als nun von solchem genommenen Blut ein Freund aus Curiosität etwas in einem Glase auffgefangen / und mir gezeigt / so habe solches als verfaulte Erdbeer am Geruch befunden / und wann man ein Tuch hinein geduncket / es eine rechte rothe seidene Farbe angenommen. Umb dises Wunder in Augenschein zu nemmen / bin ich deß folgenden Tags selbst dar gewesen / da ich dann nicht allein alles berichter massen wahr genommen / sondern auch gesehen / daß das Blut auff etlich 90 Elen lang in der Runde und Länge daselbst gewesen / bey dem darauff eingefallenen Tauwetter aber vergangen.“

Ähnlich lauten die Berichte über Fälle von Schwefelregen, Milchregen, Tintenregen. Zuweilen regnet es auch recht annehmbare Dinge, vor allem Salz, Honig, Korn und Manna. Was man sich unter dem letzteren eigentlich denken soll, bleibt ziemlich unklar, aber gerade deshalb scheint das Wort hier vortrefflich am Platze. So fiel z. B. im Jahre 1740 in Oberösterreich ein „Mannatau“, aus kleinen Körnern bestehend, die angeb-

lich ein sehr schönes Mehl ergaben, und zwar zeigte er sich zur allgemeinen Freude besonders reichlich gerade in den Gegenden, in denen vorher der Hagel alles Getreide kurz und klein geschlagen hatte. Und 31 Jahre später berichtet die „Vossische Zeitung“ über das sogenannte „Wunderkorn“, das in Tanne bei Eisenach niedergegangen sein soll, folgendes:

„Einiges sahe wie ordentliches Korn, anderes wie Wachtelwaizen aus; der Geschmack von dieser Frucht war sehr lieblich, und kam den Geschmack vom Anis ziemlich bey; die Schaafe daran war sehr dünne, wie bey geschältem Hafer, welche, wenn man sie abnahm, den schönsten und schneeweißesten Kern darstellte. Mancher Person hat es eine halbe Metze, mancher eine Metze, mancher auch nur ein Mäsgen und noch weniger getragen. Man würde noch mehr von diesem Korn bekommen haben, wenn es nicht ins Gras gefallen wäre, worinnen es schwer zu finden war. Die Hirten, welche in dieser Gegend das Vieh weideten, wurden es zuletzt gewahr, weil es gleichsam wie Schlossen auf die Erde fiel, von da es wieder zurückprallte, und beym Auffallen einen Platz verursachte.“ Die „Vossische Zeitung“ stellt sich diesen Angaben aber doch schon recht kritisch gegenüber und schließt den Artikel mit den Worten: „Die Einwohner zu Tanne müssen doch vorzüglich fromme und heilige Leute seyn, weil der Himmel bey den bisherigen Mangel an Getrayde nur ihrentwegen ein so wichtiges Wunder gethan hat.“

Man wird bei allen diesen Berichten von vornherein ein gut Teil auf das Konto Schwindel und Phantasterei zu buchen haben. Im übrigen liegt die Deutung und Erklärung auf naturwissenschaftlichem



Die Eisspeise
für jede Gesellschaft

*

Hillbrich
Konditorei

Berlin W 8, Leipziger Str. 24
Merkur 4871-73

Beachten Sie unsere
Weihnachts-Ausstellung!

Gebiet. So ist es sehr wahrscheinlich, daß es sich bei dem Manna um die Samen der Efeubeeren handelt, die vom Wirbelwind gefaßt und unter Umständen weit fortgetragen werden können. Im andern Falle spielen atmosphärische Einflüsse oder geologische Momente eine Rolle, und für den Blutregen wurde schon im 18. Jahrhundert, ob mit Recht oder Unrecht, bleibend dahingestellt, auf die grellfarbigen Ausscheidungen gewisser, zuweilen massenhaft vorkommender Nachtschmetterlinge verwiesen.

Außer allem Zweifel scheint die Tatsache zu stehen, daß hin und wieder auch kleinere oder größere Lebewesen mit dem Regen herabkommen. Es gibt da sogar gute Beispiele noch aus dem 19. Jahrhundert. Der französische Forscher de Castelnau erlebte das Phänomen im Februar des Jahres 1861 in Singapur. Drei Tage lang waren die Schleusen des Himmels ununterbrochen geöffnet, und als sich dann die Sonne wieder zeigte, fand man große Massen von Fischen in allen Pfützen, sämtlich Exemplare der Art *Clarias Batrachus* Cuv. — Aus zwingenden Gründen kam für de Castelnau die Annahme, daß die Tiere aus einem übergetretenen Bach oder Fluß direkt dahin gekommen sein könnten, in keiner Weise in Frage, und es blieb ihm nur die Vermutung, daß der furchtbare Regenguß durch eine Wasserhose entstand, die die Tiere bei der Passage über irgendwelche Gewässer aufgenommen hatte und dann auf Singapur herabfallen ließ.

Eine wohl noch mehr beachtete Sensation brachte 1821 der Seelausregen in Schlesien. Diese Seelaus ist eine Monokulusart, die auch sonst wiederholt in Deutschland beobachtet wurde, aber natür-

lich nie in den Massen, die damals im Regen heruntergeführt wurden. Der Breslauer „Hausfreund“ plaudert sehr lustig über das rare Erlebnis: „Man sage, ob irgendein Seeungeheuer oder Meerwunder, wozu man zum Beispiel auch eine Seeschlange rechnen kann, mehr Aufsehen je gemacht hat als dieses kleine Thier. Schaaren von Menschen sind ausgezogen, um es zu betrachten, und wer dabei nicht gelacht hat, wenn er Groß und Klein, Alt und Jung, geputzte und ungeputzte Leute mit ihren Näpfchen voll getrübten Wassers, worin das Wunderthierchen krabbelte, in Masse sah gezogen kommen, der muß ein bleiernes Zwergfell haben.“

Übrigens kann auch der Schnee dergleichen seltsame Gäste mit sich führen. Es handelt sich da um den sogenannten Wurmschnee. Im Jahre 1730 gab es einen solchen Wurmschnee bei Drossen in der Mark Brandenburg. Auf dem frischgefallenen Schnee sah man viele bräunliche Maden mit roten Köpfen herumkriechen, und an einigen Orten waren sie so zahlreich, als ob sie gesät wären. Aller Vermutung nach erklärt sich die Erscheinung dadurch, daß dem Schneefall ein heftiger Orkan vorausging, der Bäume und Sträucher entwurzelte und gewisse in dem bloßgelegten Wurzelbereich hausende Larven im Schneewirbel mit sich führte.

In jedem Fall dürfte eines feststehen: Die Seltsamkeiten, die Regen und Schnee uns unter Umständen bescheren, kommen uns nicht aus einer andern Welt. Es ist noch nie Himmelsbrot auf die Erde gefallen, und die Frösche und Seeläuse, deren Bekanntschaft wir auf diesem eigenartigen Wege machen, haben wir mit voller Bestimmtheit als erdgeborene Kreaturen anzusehen.

Schnurrige / knurrige
affentheuerliche und pantagreuliche
emphatische / ekstatische / fanatische / doch nit
dogmatische / sondern

TROLLATISCHE GESCHICHTEN

auch

Contes Drôlatiques

genennet / und gesammlet
in Tourähner abteyen /
ans Licht bracht
durch

DEN SIEUR DE BALZAC

zum ergetzen der pantagruellisten und nit
anderer — nun aber überschroökklich lustig und
zum ersten in eynen Urvätter-modell vergossen / so ge-
treulich als eyn echo oder papegoi / so Fischartlich
travestieret alls das Originale Rabelästerhafft / in unnser
Mutter ehrlich Lallen gesetzt / alls welche ihr kinnd-
leyn und was zu ihm gehört / ob oben oder unten /
beim rechten Namen gantz gehörig nennet / item baß
geteutschet und nit verwälschet noch
verfälschet durch

WALTER MEHRING

Schluffe eyn schalck in Zobels
balg, dennoch wäre er drynn
eyn schalck: sagt Freydanck

Der Spiegel wird darumb nicht dun-
ckeler, wann schon eyn Schmutz-
kolb drein sicht: sagt Fischart

Verlegt unnd in Trukk geben durch

ERNNST Rowohlt zu Berlin

ANNO 1924

★

BAND I UND II

In Pappe Gm. 3.60 / in Ganzleinen Gm. 7.20
in Halbleder Gm. 12.— / in Ganzleder Gm. 18.—

ZU BEZIEHEN DURCH JEDE BUCHHANDLUNG

Ausführliche Prospekte über unsere Balzac-Ausgabe und den Verlags-Katalog verlange man direkt vom
ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Wachtels Lavendel Grün



M. WACHTEL, BERLIN W 57

Das Erlebnis meines Neffen Karl *Von Arthur Eloesser*

Ich gestehe, daß ich nicht gerade entzückt war, als mir von der ostpreussischen Universität, wo er seinen Doktor mit Auszeichnung bestanden hatte, mein Neffe Karl angemeldet wurde. Ich führe nicht gern den Titel Onkel, der eine noch nicht verdiente Würde gibt, und ich habe auch weder Lust noch Zeit, junge Provinzialen in die Strudel des Berliner Lebens einzutauchen. Als er wirklich ankam, hat mich mein Neffe Karl in jeder Beziehung enttäuscht, auf so angenehme Weise, daß ich ihm das höchste Recht verlieh: sich unangemeldet an meinen Abendtisch zu setzen und am Sonntag sogar schon den Nachmittagstee mit mir zu nehmen. Ein Privilegium, von dem Karl zuerst einen diskreten, in den letzten Monaten fast gar keinen Gebrauch mehr gemacht hat. Alle meine alten Freunde, alle meine jungen nachsichtigen Freundinnen, an die ich Karl weitergab, waren von seiner Liebenswürdigkeit, von seinen guten Manieren, von seinen gesellschaftlichen Fähigkeiten so entzückt, daß ich selbst für sie immer entbehrlicher zu werden schien. Mein Neffe Karl hat mir das Leben nicht schwerer, sondern leichter gemacht. Was ich nie für möglich gehalten hätte: trotz eines nur noch im Lustspiel erlaubten Gebrauches seines heimatlichen ostpreussischen Dialekts fand er augenscheinlich die Gunst der Frauen. Auch der Reifen, der Wählerischen, der Kennerinnen, und trotz seiner musterhaften Diskretion habe ich ihn fast im Verdacht, daß er irgendwo früh genoß, wo

ich noch spät anbetete. Manchmal schien mir fast, als ob er gegen mich einen undefinierbar überlegenen Ton des Erfahreneren anschlüge, aber ich war wohl allzu mißtrauisch oder wenigstens etwas gereizt durch meine Abneigung gegen den Titel „Lieber Onkel“, den seine guten Manieren ihm als unerlässlich vorschrieben. Eines Abends — ich hatte Karl während der letzten Monate einmal hinter einer Dame in einer Theaterloge, einmal neben einer Dame im Auto am Kurfürstendamm gesehen — eines Abends also klingelte er wieder einmal bei mir und machte von dem ihm bewilligten „Gastrecht ohne Anmeldung“ einen kaum noch erwarteten Gebrauch. Karl kam etwas spät: aber mit welcher Begeisterung ihm auch meine Wirtschafterin aus den für mein Morgenfrühstück verbliebenen Reserven anbot, er begnügte sich mit einer Tasse Tee und mit der Zerkrümelung eines Brötchens, worauf er ohne Aufmerksamkeit und Genuß eine Unmenge Zigaretten qualmte.

Jetzt, sagte ich mir, ist der Moment gekommen. Jetzt werde ich angepumpt. Also mache es ihm leicht! — Du hast schlechte Geschäfte gemacht, mein Junge? — Ich muß hier bemerken, daß Karl auf eine mir unbegreifliche Weise von der Börse lebte, daß er vor dem regelmäßigen Besuch des Repetitoriums mit „seiner Bank“ telefonierte und daß er nie begreifen konnte, warum ich seine unfehlbaren Tips nicht annahm, während meine, jetzt seine Freunde und besonders meine, jetzt seine Freundinnen niemals ohne seinen bewährten Rat operierten. — Schlechte Geschäfte, lieber Onkel? Ach nein, seufzte er, ich liege ausgezeichnet. — Also was ist es? — Ich habe einen schrecklichen Ärger gehabt. — Mir scheint, du willst einen Akt des Vertrauens gegen

6 Tage zur Ansicht

mit Recht zur Rücksendung, falls nicht gefällt, daher **keinerlei Risiko**, denn Sie haben die Möglichkeit, Inhalt und Ausstattung vor **endgültigem Kauf** zu prüfen.

Geräte zu ideale und vornehme

Festgeschenke,

mit denen Sie sich und anderen unendliche Freude und reichen Genuß bereiten, sind

Reisen und Abenteuer, die vorbildliche, billige Sammlung aller berühmten Forschungsreisen in alle Weltteile. 4 Abteilungen zu je 7 Bänden. Jede Abteilung in Ganzleinen geb. 22.40 M.

Inhalt. I. Abteilung: Hedin, Abenteuer in Tibet. Hedin, Transhimalaja, Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas. Gülder, Der Untergang der Jeannel-Expedition. Slatin-Paseha, Feuer und Schwert im Sudan. Stanley, Im dunkelsten Afrika. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. — II. Abteilung: Hedin, Durch Asiens Wüsten. Hedin, Zu Land nach Indien. Stanley, Wie ich Livingstone fand, Kummel, Sonnenländer. Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch). Scott, Letzte Fahrt (Abenteuer der Gefährten). Nachtigal, Sahara und Sudan. — III. Abteilung: Hedin, General Frschewalskij in Innerasien. Hedin, Meine erste Reise. Mikkelsen, Ein arktischer Robinson. Stanley, Mein erster Weg zum Kongo. Stanley, Auf dem Kongo bis zur Mündung. Wegener, Erinnerungen eines Weltreisenden. Shackleton, Im sechsten Erdteil. — IV. Abteilung: Landor, Auf verbotenen Wegen. Hedin, An der Schwelle Innerasiens. Sverdrup, Neues Land. Meyer, Hochoctouren im tropischen Afrika. Mawson, Leben und Tod am Südpol. Berger, Auf den Inseln des ewigen Frühlings. Stefansson, Jäger des hohen Nordens.

Der Neue Brockhaus. Das erste große, nach Kriegsschluß erschienene Konversationslexikon mit 3000 Seiten Text, über 10 000 Abbildungen und Karten im Text und auf 178 einfarbigen und 88 bunten Tafel- und Kartenseiten und mit 87 Übersichten und Zeittafeln. Umfaßt das gesamte Wissen bis zur Gegenwart und gibt auf jede Frage erschöpfend eine klare und sichere Auskunft. In 4 starken Halbleinenbänden je Band 18.— M. In 4 starken Halbpergamamentbänden je Band 25.— M.

Sang und Klang. Idealmusikalbum klassischer und moderner Hausmusik ist seit Jahrzehnten das führende Musikalbum auf dem Gebiete guter Hausmusik. Die gesamten Stücke der Alben einzeln gekauft, würden mehr als das Zehnfache des Gesamtpreises aller Bände kosten. 9 prächtige Foliohände, jeder Band ca. 100 Musikalien und etwa 400 Seiten stark. Preis pro Band 15 M. Ausführliches Inhaltsverzeichnis kostenlos.

Wir liefern vorstehende Werke auf Wunsch gegen sich über 6 Monate erstreckende geringe Monatsraten von an mit einem Teilzahlungszuschlag von 10 %, der bei Barzahlung fortfällt.

3 Mk.

Gesellschaft für Buchhandel m. b. H., Leipzig 13, Dresdner Str. 7. Postscheckkonto Leipzig Nr. 25482.

Bestellschein.

Ich bestelle bei der Gesellschaft für Buchhandel m. b. H., Leipzig 13

gegen Barzahlung — gegen 6 Monatsraten mit 10 % Teilzahlungszuschlag. Ich bin berechtigt, das Bestellte bei Nichtgefallen innerhalb 6 Tagen zurückzusenden. Der ganze Betrag — die erste Rate folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen. Der gezahlte Betrag wird nach Rücksendung abzüglich der Versandkosten wieder zurückerstattet. (Nichtgewünschtes durchstreichen!) Eigentumsrecht vorbehalten.


Erfüllungsort Leipzig

Ort und





Name und

Datum:

Stand:



für den sorgfälligen Herrn

BARMEN-WI.

mich begehen. Ich bin bereit zu hören, außerdem von bekannter Diskretion. Aber, überlege es dir noch einmal. Geständnisse werden immer bereut. — Ich brauche ja keine Namen zu nennen. — Darauf bin ich auch nicht neugierig. Sprich, ich höre.

Also... ich habe hier eine Frau kennengelernt, einige Jahre älter als ich, aber noch jung, sehr hübsch, eine ganz famose, wollte sagen, eine wertvolle Frau. — Die aber einen wertlosen Mann hat! warf ich ein. — Was, wertlos? Nein, schlimmer. Einen Mann, der sie gar nicht versteht, der das Beste an ihr entwürdigt, der sie rücksichtslos, sogar roh behandelt. — Darüber hat sie sich bei dir beklagt? — Ja, heute nachmittag erst, als sie bei mir zum Tee war. — Die Dame kommt öfters zu dir, zum... Tee? — Ja, so ein paar-mal die Woche. — Und heute ist etwas geschehen? — Ja. — Seid ihr entdeckt worden? Hat der Mann euch überrascht? — Er hat keine Ahnung; ich bin auch oft da, weil wir zusammen Börsengeschäfte machen. — Wer zusammen? — Na, ich mit ihm. Auch mit ihr, weil er ihr nicht genug Garderobengeld gibt. Aber das weiß er nicht. — Na, dann ist doch alles in schönster Ordnung. — Ja, es ist allerdings in schönster Ordnung, wiederholte Karl mit einer Grimmigkeit, die ich fast gegen mich gerichtet fühlte. — Nun verstehe ich nicht mehr. — Du wirst gleich verstehen, lieber Onkel.

Die Dame war heute nachmittag bei mir, so von vier bis sieben. — Da habt ihr ja ziemlich viel... Tee getrunken. — Da hat sie sich über ihren Mann beklagt, daß es immer schlimmer wird, und daß sie ihm ohne das Kind, übrigens ein süßes kleines Mädel, längst weggelaufen wäre. Und dann hat sie geweint, und dann — Hast du ihr die Tränen fortgeküßt? —

Ja! Und dann... dann habe ich sie noch weiter getröstet. — Und wie ist sie dann fortgegangen? — Oh, viel besser, als sie gekommen war. Sie mußte mir versprechen, sich kein Leid anzutun, nichts Unbedachtes zu unternehmen, bis wir uns wiedergesehen hätten. — Du hattest also für euch beide, wie ich vermute, etwas zu überlegen. — Ja, ich sagte mir, nachdem es... immerhin... doch so weit zwischen uns war, nachdem sie mir das höchste Vertrauen erwiesen hatte, daß ich sie aus dieser unglücklichen Ehe befreien mußte. Sie ist ja nur fünf Jahre älter als ich. — Acht Jahre. — Wie meinst du, lieber Onkel? — Nichts. — Nachdem sie also gegangen war, hatte ich auch keine Ruhe mehr zu Hause; ich ging spazieren, kam zu den Linden, lief durch die Friedrichstraße, und als ich an der Ecke Leipziger ankam, war mein Entschluß gefaßt. Sie mußte die Scheidungsklage einreichen, Gründe genug waren zu finden, und ich mußte sie heiraten. Dieser Entschluß beruhigte mich, ich bekam plötzlich Hunger — Nach dem vielen Tee-trinken? — Und ging dort in das große Restaurant, das ich durch sie und ihren Mann kenne.

Wie ich nun in einer Nische Platz suche, wo man etwas ruhiger sitzt, sehe ich sie — mit einem andern? — Nein, mit ihm! — Mit welchem Ihm? — Mit ihrem Mann! — Na, wenn die Köchin gerade Ausgang hatte? Die Leute müssen doch Abendbrot essen, auch wenn sie eine unglückliche Ehe führen. — Was, Abendbrot? Sie aßen Hummer, die ißt sie leidenschaftlich gern, und hatten gleich mit Sekt angefangen. Und sie sah gar nicht mehr unglücklich aus und lachte und stieß mit ihrem Mann an, der auch lachte. — Beinahe hätte ich auch gelacht, wenn

Echt Pontifex-Likör

Bis 1894
„Deutscher
Benedictiner“
genannt.

Erstklassige
weltbekannte
deutsche
Spezialität.



Zu haben in allen besseren
Delikatessen-, Weinhandlungen,
Restaurants und Cafés

Alleinige Fabrikanten:

Deutsche Likör-Fabrik
Friedrich & Co., Act.-Ges.
Waldenburg / Schlesien



Karl A. Klein

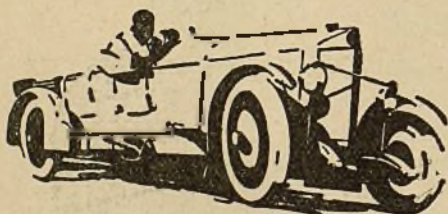
Automobile A. G.

BERLIN-FRIEDENAU

Hauptstraße 81-82

FILIALEN:

Kurfürstendamm 1 :: Unter den Linden 42



General-Vertretung nur erster Marken

Größte Auswahl und
ständiges Lager in

Personenwagen

offen und geschlossen

Lieferwagen

300 bis 800 kg Nutzlast

Lastwagen

1 bis 5 Tonnen Nutzlast

auch mit einiger Rührung; mein Neffe Karl, der mit dem Telephon zur Börse, der mit den Tips, der mit dem männlichen ostpreußischen Dialekt, hatte plötzlich wieder Kinderaugen, feuchte Kinderaugen, in die etwas Schmerzendes hineingeflogen schien. Mein lieber Junge, hob ich an, wenn ich Zyniker wäre, würde ich sagen, sei froh über die Geschichte! — Warum froh? Ich bin entsetzt, ich bin empört. — Sei entsetzt, sei empört, sei aber auch froh. Weil du nun doch gewiß keine Verpflichtungen mehr hast, die immerhin für deine Jahre ein bißchen schwer oder verfrüht gewesen wären. — Ja, aber erkläre mir, lieber Onkel, wie ist das möglich? Mir macht sie das Herz schwer, mit mir weint sie, mit ihm lacht sie... ist denn das alles Komödie?

Nein, mein Junge, das ist keine Komödie, und wenn du einmal aufhören wolltest, in mir nur deinen „lieben Onkel“ zu ehren, will ich eine Erklärung versuchen. Deine Freundin hat wahrscheinlich einen Mann, wie es viele gibt, der gut für sie sorgt, sie vielleicht gar verwöhnt, aber zur großen Galanterie offenbar keine Zeit und keine Lust mehr hat. Eine Frau ist gern unverstanden, fühlt sich gern brutalisiert, braucht Schwärmerei, Anbetung, mit einem Worte: mehr Sonne. Davon hast du ihr heute nachmittag gegeben, von vier bis sieben, also ziemlich reichlich. Sie ist in schlechter Laune von Hause fortgegangen, mit guter Laune wieder zurückgekommen. Ihr Mann fand sie schöner, lebenswürdiger, begehrenswerter als sonst; er wurde galant und lud sie zum Souper ein. Ja, mein Junge, du hast ihr Sonne gegeben, und die schien nun auch in ihrem Hause weiter. Das war nicht deine Absicht? Ich glaube wohl. Aber du bist auch nicht schlecht

gefahren. Jedem das Seine. Du scheinst eben noch nicht zu wissen, mein Junge, wieviel ein guter, zarter, teilnehmender Freund, den man nicht Ehebrecher nennen sollte, dazu tun kann, um eine bürgerliche Ehe zu erhalten. Du bist der erste nicht und sie nicht die letzte.

Aus alledem sehe ich nur, daß ich eigentlich der Betrogene bin, sagte Karl etwas ruhiger, aber scharf und bitter, wie ein alter, geprüfter Philosoph. — Und willst du denn wirklich lieber der Betrüger als der Betrogene sein? Man wird jetzt pazifistisch auch in Liebessachen. — Dann hätte ich mich vielleicht mit den beiden an den Tisch setzen und zusammen schlemmen sollen?! — Das wäre eine Gemeinheit gewesen, mindestens eine unliebsame Störung, schon weil eine Hummer sich nicht in drei Hälften teilen läßt. — Wenn sie aber wieder zu mir kommt! — Wirst du gefälligst den Mund halten, Kavalier!! Und dir ruhig erzählen lassen, daß sie am Abend ihr Kind selbst zu Bett gebracht hat und dann mit frommen Gedanken an ihren Freund schlafen gegangen ist. — Also wieder Betrug! — Ja, mein Junge, wenn du dich einmal auf solche verwerflichen Situationen eingelassen hast! Ich habe mal ein Stück gelesen. Da kommt etwas von betrogenen Betrügern vor. Ein gutes Wort. Paßt auf uns alle, die... wollte sagen, paßt auf euch verdammte junge Leute... wirklich ein gutes Wort.

Es schien auch meinem Neffen Karl schließlich zu gefallen, der sich, als ich schon abräumen lassen wollte, mit der Entschiedenheit eines klar im Leben stehenden Menschen endlich ein Butterbrot zu streichen begann: Entschuldige, lieber Onkel, ich habe wieder Hunger bekommen.

ROLAND & BERLIN

KÜNSTLERBÜHNE

ADMIRALSPALAST

SCHNEIDER-

DUNCKER

Abendlich

8 1/2 Uhr



Das eleganteste
Kabarett des Kontinents

*

Internationale Stars

Täglich Auftreten von

Schneider-Duncker

und 10 Attraktionen

Nach der Vorstellung:

Tanz!

Kein Weinzwang!

Tanz!

Preise 2.00, 3.00, 4.00 M. :: Zentr. 10 692

Libelle
Jägerstr.
63a

Die eleganteste
Tanzstätte Berlins!

Beginn 9 Uhr!

*

Husten Sie?

Das gute
Husten-Präparat

Rheila- Perlen

beseitigt schnell jeden Husten.

Hersteller:

Apotheker A. Diedenhofen-
Uerdingen am Rhein

Zu haben in Apotheken
und Drogerien.



F. Scherz.

Leo Carrings Doppelgänger

Kriminalnovelle

von S. A. Duse

I.

Der Bankkassierer Enar Winde erwachte durch das entnervende Geklingel der Weckuhr aus angenehmen Träumen. Und klarer denn je empfand er es an diesem Morgen, daß er zu einer ganz anderen Lebensführung als der seinen geschaffen sei. Tagaus tagein hinter einer Glaswand in einer Bank zu sitzen und ein unsympathisches Publikum zu bedienen, für ein Gehalt, das keinerlei Extravaganzen gestattete — das paßte nicht zu ihm. Und am allerschlimmsten war es, daß so verlockend große Summen durch seine Hände gingen, die das Dasein licht und fröhlich gestalten könnten — wenn sie nur ihm gehörten.

Als er seine Morgentoilette begann, schwur er sich, daß er diese Sklaverei nicht länger ertragen wolle. Und als er fertig war und im Begriff zu gehen, war auch bereits der Plan zu dem großen Coup gereift, der ihn mit einem Schlage reich und unabhängig machen sollte.

Mit Wohlgefallen betrachtete er sein Bild im Spiegel. Trotz des rötlichbraunen Haares und des noch mehr ins Rot gehenden Bartes sah er recht gut aus. Etwas Keckes und Männliches hatte er, etwas, das viele entzückte, besonders die Frauen. Doch die Eleganz seiner Kleidung wie sein ganzes flottes Auftreten standen in keinem

rechten Verhältnis zu seinen Einkünften. Daher waren seine Schulden auch nicht unbedeutend.

Er nickte seinem Spiegelbild verständnisinnig zu.

„Ja, mein lieber Enar,“ murmelte er, „du bist ein Genie, das ein besseres Los verdiente. Und das sollst du dir nun auch verschaffen. Dein Plan ist der originellste, den ein Einbrecher je eronnen hat. Und er wird gelingen, das steht fest. Du wirst dich nicht ertappen lassen.“

Einige Tage darauf ging Kassierer Winde zum Perückenmacher Albin Stohl, der sich vorzüglich auf die Kunst des Maskierens verstand.

„Können Sie mir eine Perücke anfertigen, die genau meinem Haar gleicht?“ fragte er. „Und auch einen Bart, ganz wie der meine?“

Stohl prüfte Windes Kopf von allen Seiten.

„Ja, gewiß kann ich das“, sagte er dann. „Ich habe natürlich Haar in dieser Farbe da. Aber es wird eine teure Sache —“

„Der Preis spielt keine Rolle“, erklärte der Kassierer lässig. „Es handelt sich um einen Maskenscherz, eine hohe Wette.“

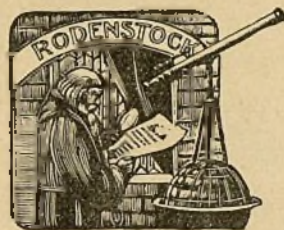
Stohl lächelte verständnisinnig. In seiner Miene lag: Aha, eine Weibergeschichte, verstehe. Nachdem er die Haarfarben sorgfältig verglichen, übernahm er die Bestellung zum Preise von 400 Kronen.

„Darf ich um den Namen des Herrn bitten?“

Ohne Zögern gab Winde seinen Namen und seine Adresse an. Dabei riskierte er ja nichts. Man war erst im April, und der große Coup sollte nicht vor dem Hochsommer ausgeführt werden, wenn Luft und — Wasser warm waren.

WEIHNACHTSGESCHENKE

von bleibendem Wert!
Preise unter Friedensstand!



OPTIK

Brillen, Kneifer, Lorgnetten

für Straße, Arbeit, Theater, Gesellschaft
von M 2.50 an.

Prismen-Feldstecher

für Reise, Sport und Jagd von M 45. — an.

Theatergläser, Barometer,

Thermometer, Mikroskope, Reißzeuge
in unerreichter Auswahl.

Optisch-oculistische Anstalt von

JOSEF RODENSTOCK

Leipziger Str. 101-102, Friedrichstr. 59-60,
Joachimsthaler Str. 44, Rosenthaler Str. 45,
Grünwaldstraße 56, Neanderstraße 23.

PHOTO

Kameras aller führend. Fabriken

von M 7.50 an.

Robra-Spezial-Platten

Extra-Rapid-orthochromatisch-lichthoffrei
von M 0.55 an.

Robra-Photo-Papier

von M 0.25 an.

Robra-Chemikalien

Unerreichte Qualität.

RADIO

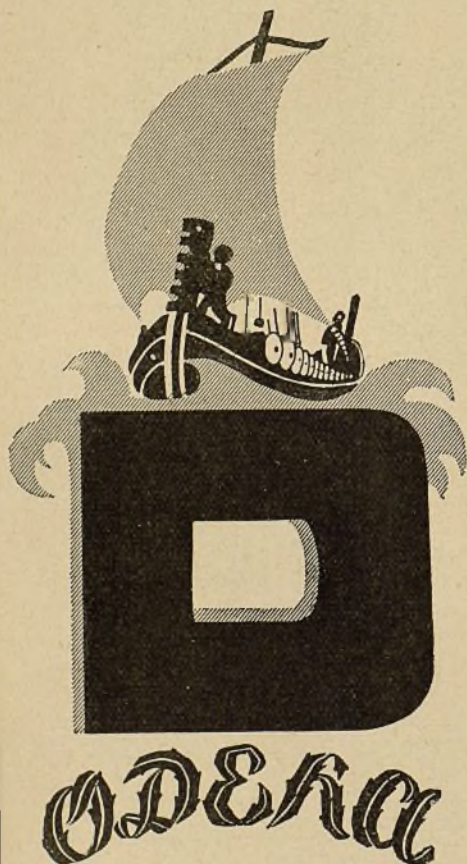
Detektor-Apparate von M 6.50 an

Röhren-Apparate von M 30. — an

Alle Zubehör- und Ersatzteile

Besuchen Sie uns bitte!
Wir kennen keinen Kaufzwang!

Das Merkzeichen höchster Leistung



Hemdblusen
Kleider / Kostüme
Westen / Röcke
D'Wäsche

II.

An einem sonnigen Sonntagvormittag, Mitte Juli, betrat Enar Winde mit einem befriedigten Lächeln seine Wolmung. Er trug in jeder Hand eine Reisetasche, sah im übrigen aber durchaus nicht reise-mäßig aus.

„Nun ist der erste Schritt getan“, murmelte er. „Der Pförtner sah mich, als ich mit den Taschen hier heraufging. Das ist gut. Doch jetzt gilt es Eile.“

Er ging in sein Toilettenzimmer und nahm hier eine gründliche Verwandlungs-prozedur vor. Der Apparat holte den roten Vollbart herunter, darauf folgte der Schnurrbart, und dann kam das Haar an die Reihe. Nun ging das Rasieren vor sich, und nach einer Weile betrachtete der frühere Kassierer Enar Winde mit vergnügten Mienen sein glattes Gesicht und seinen kurz geschorenen Kopf im Spiegel.

„Recht so“, murmelte er. „Es ist am besten, von allem, was gewesen ist, Abschied zu nehmen. Enar Winde ist ein toter Mann. In einer Stunde werden sich, hoffe ich, viele Zeugen hierfür finden.“

Darauf tat er allerdings etwas, was nicht gerade darauf hinwies, daß seine Gedanken auf einen schnellen Tod gerichtet waren. Er begann, das kurz geschnittene Haar s c h w a r z zu färben.

„Sind dann auch noch Brauen und Wimpern schwarz, so bin ich sicher völlig unkenntlich“, setzte er sein Selbstgespräch fort. „Nun soll das Leben für mich beginnen. Ein Leben in Reichtum und Luxus, fern von Mühen und Sorgen.“

Er zündete sich eine Zigarette an, und während sein Haar trocknete, ging er in Gedanken nochmals den Coup durch, in dessen Ausführung er begriffen war. Jede Einzelheit hatte er im voraus durchdacht.

Nichts war dem Zufall überlassen geblieben. Daher war ihm bisher auch alles so vorzüglich gelungen. Ein trainierter Berufsverbrecher hätte es nicht besser machen können.

Vor langer Zeit hatte er in aller Heimlichkeit Abdrücke von den Schlüsseln des Kassendirektors genommen. Und bald darauf besaß er eine zweite Garnitur, mit deren Hilfe er sich allein Zutritt zum Kassengewölbe verschaffen konnte, wann immer es ihm beliebte. Aber er hatte keine Eile. Er wartete den Moment ab, in dem die Kasse auch voll genug war, damit der Coup sich lohne.

Und dieser Moment war endlich gekommen. Über eine halbe Million befand sich am Sonnabend nachmittag hinter den massiven Eisentüren. Doch erst heute morgen hatte er den Diebstahl ausgeführt — auf die einfachste Art von der Welt, ohne den geringsten Versuch zu machen zu verbergen, daß er der Dieb war:

Mit der Handtasche, die das Geld aufnehmen sollte, ging er zur Bank. Den Pförtner, der beim Aufräumen war, forderte er auf, mit ihm in das Kassengewölbe hinunterzukommen, was dieser auch ohne jeden Verdacht tat. Den alten Mann dann dort unten zu betäuben und zu fesseln, war für Winde eine Kleinigkeit. Nachdem die Kasse geplündert und der Pförtner geknebelt war, ließ er ihn liegen und schloß ihn ein. So würde er vor Montag morgen nicht entdeckt werden.

Nachdem Enar Winde das abgeschnittene Haar sorgfältig gesammelt und verbrannt, jede Spur des Radikal-Rasierens beseitigt hatte, holte er die bei Albin Stohl bestellte Perücke und den Bart hervor, setzte die Perücke auf und vollendete



Echte „Madonna-Eau de Cologne“

versende ich franko:

M 12.50 6 1/2 Flaschen zu 100 g

M 24.- 12 1/2 Flaschen zu 100 g

gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages auf mein Postscheckkonto 1084 Köln

sowie:

M 9.- 12 Stück zu 100 g

echte „Madonna-Eau de Cologne“

Seife

Johann Maria Farina

zur Madonna, Köln

durch Voll- und Schnurrbart seine Maskierung. Kassierer Enar Winde stand wieder in der Gestalt da, in der die Menschen ihn zu sehen gewöhnt waren.

„Nun ans Werk“, murmelte er.

Er ging und klopfte beim Pförtner an.

„Ich bleibe den ganzen Vormittag weg, bin aber sicher um vier Uhr wieder hier“, sagte er. „Sollte inzwischen jemand nach mir fragen, so bin ich beim Wettschwimmen in der Badeanstalt zu erreichen.“

Nachdem er ein paar Schritte über die Straße getan hatte, schien ihm einzufallen, daß er etwas vergessen habe; er machte Kehrt und ging noch einmal in seine Wohnung zurück. Aber merkwürdigerweise betrat er das Haus nun durch die Hoftür. Als er den Hof und den Hinterausgang passierte, war er der glattrasierte Mann von vorhin, und ebenso, als er auf dem gleichen Wege mit den beiden Reisetaschen wieder zurückkam.

Der Pförtner hatte ihn die beiden letzten Male weder das Haus nochmals betreten, noch neuerlich verlassen gesehen.

Enar Winde ging nach dem Bahnhof und gab dort bei der Gepäckaufbewahrung die beiden Taschen auf, nachdem ihm eine andere, am Tage zuvor von ihm hier abgegebene Tasche ausgeliefert worden war. Dann kaufte er sich ein Billett erster Klasse nach Are und ging, die neue Tasche in der Hand, nach der Badeanstalt, wo er so schnell wie möglich in die erste freie Kabine schlüpfte.

Als er nach einer Weile in Schwimmhosen herauskam, war er wieder der durch seinen roten Haar- und Bartschmuck auffallende Enar Winde. Die Tasche mit ihrem Inhalt — einem vollständigen Herrenanzug von ganz anderer Farbe und Schnitt als ihm der hatte, in dem er ge-

kommen war — hatte er in einem Ver-
schlag der Kabine gelassen.

Er traf einige Freunde. Keiner bemerkte irgendeine Veränderung an ihm.

Man schwamm. Enar war ein tüchtiger Schwimmer und ließ die anderen sehr bald weit hinter sich. Plötzlich aber stieß er Hilferufe aus. Die Freunde sahen ihn die Arme ausstrecken und in die Tiefe versinken.

Es gab einen schrecklichen Aufruhr. Enar Winde hat einen Schlaganfall erlitten! Man rief um Hilfe, man tauchte, um den Ertrinkenden zu fassen. Ein Rettungsboot wurde herbeigeholt. Von Kassierer Winde aber keine Spur.

Niemand beachtete indessen einen glattrasierten, schwarzhaarigen Mann, der ein gutes Stück entfernt aus dem Wasser auftauchte und nun mit aller Kraft dem Badehause zuschwamm. Dort angekommen eilte er in die Kabine, in der Winde die Tasche mit den neuen Sachen zurückgelassen hatte.

Schnell zog er sich an und stopfte des „ertrunkenen“ Kassierers Perücke und falschen Bart, die er sich während des Tauchens abgerissen und in den Schwimmhosen verborgen hatte, in die Tasche. Eine Weile später spazierte ein glattrasierter, dunkelhaariger junger Mann vom Badehause nach dem Zentralbahnhof.

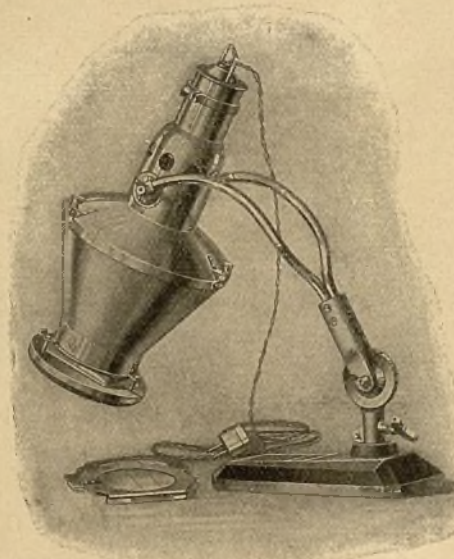
Der große Coup war nun ausgeführt. Kassierer Winde, „der rote Enar“, wie er von seinen Freunden genannt wurde, war nachweislich vor den Augen etlicher Menschen ertrunken. Selbst wenn man seine Leiche nicht fand, war der Todesfall eine Tatsache, die auch nach der Entdeckung des Bankdiebstahls nicht geleugnet oder bestritten werden konnte.

Von diesem Augenblick an war er der Rentier Edgar Watz, der in Are nach

Bei schmerzhaften Entzündungen

der Mandeln, des Mittelohres / der Stirn-, Siebbein- und Kieferhöhlen / des Kehlkopfes, der Luftröhre / der Hoden, Nebenhoden, Prostata, der Sehnenscheiden und Gelenke / der Lungen und des Rippenfelles
ferner bei Neuralgien, (häufig auch Ischias), Furunkeln, Hämorrhoiden, Drüsen,

verschaffen Bestrahlungen mit den leuchtenden Wärmestrahlen der Sollux-Lampe — Original Hanau



Kleine Sollux-Lampe — Original Hanau — nach Dr. Cernach; Tischmodell.

überraschend schnell Schmerzfreiheit

(oft schon nach einer Bestrahlung) und schnelle Heilung. Halb- bis einstündige Bestrahlung erzeugt „eine wundervolle Hyperämie (Blutüberfüllung) die sehr tief geht und lange anhält“. Bei jeder Erkrankung, die als „Entzündung“ irgendwelcher Art bezeichnet wird, sollte zunächst stets die „Sollux-Lampe — Original Hanau —“ herangezogen werden. Angenehme, bequeme, schmerzlose Anwendung. Erfolge bei der Verjüngungs-Therapie nach Dr. von Borosini. Stromverbrauch nur 300 Watt. Preis rund Gm. 115.— **franko Haus!** Originalfabrikat der Quarzlampen-Gesellschaft G.m.b.H., Hanau a. Main, Postfach 288.

Ein Segen für jede Familie! Warme Umschläge, ihre Schmutzerei und Unbequemlichkeit sind überholt!

Die Sollux-Lampe — Original Hanau — erzeugt im Gegensatz zu der bekannten Hanauer Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ keine ultravioletten, kalten Strahlen, sondern **leuchtende Wärmestrahlen**, die eine wohltuende, nachhaltig wirkende, sehr tiefgehende Hyperämie (Blutüberfüllung) erzeugen. Wer sich näher unterrichten will, **befrage seinen Arzt** und lese die Schriften: „Die Hyperämiebehandlung“ von Dr. Heusner, geheftet G.-M. 0.20; „Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach“ von Dr. von Borosini, kartoniert G.-M. 1.60. Porto und Verpackung zu Selbstkosten. Versand unter
Nachnahme durch den Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postfach 293.

Von ganz eigener Art:



einer anstrengenden Geschäftstätigkeit ausruhen wollte. Er nahm einen Lunch ein, ging in ein Kino und promenierte darauf am Strandvåg, wo zu seiner Freude keiner der ihm begegnenden Bekannten auch nur eine Miene des Erkennens machte. Nach einem guten Mittagessen verließ Edgar Watz, alias Kassierer Enar Winde, mit dem Zuge fünf Minuten vor acht Uhr den Zentralbahnhof als einer der ruhigsten und glücklichsten Menschen der Welt.

Ein stürmischer Jubel erfüllte seine Brust, während er sich, am Fenster des Abteils stehend, zurückbeugte und eine Zweikronen-Zigarre anzündete. Das Leben war doch lebenswert!

III.

Ein Herr spähte in das Abteil, in dem Edgar Watz saß, und trat ein. Er hatte eine Zigarre in der Hand und bat höflich um Feuer.

„Vielen Dank“, sagte der Fremde, nachdem er die Zigarre in Brand gesetzt hatte. „Sie gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle, Leo Carrington, Privatdetektiv.“

„Rentier — Edgar — Watz —“, preßte Winde heraus, wurde dunkelrot und gleich danach auffallend blaß.

„Ich will nach Upsala“, fuhr Carrington fort. „Und wenn Sie es nicht unangenehm finden, in Gesellschaft eines Detektivs zu reisen, so würde ich gern hier Platz nehmen. Alle anderen Abteile sind übertoll.“

„Bitte sehr“, sagte Winde, der seine Fassung einigermaßen zurückgewonnen hatte.

„Ich danke Ihnen. Viele Leute haben eine angeborene Abneigung gegen alles, was Detektiv heißt.“

„Ich nicht“, protestierte Winde, der sich nun verhältnismäßig ruhig fühlte. „Es ist mir im Gegenteil sehr interessant, die Bekanntschaft eines so berühmten Mannes zu machen.“

Der Privatdetektiv setzte sich, und des falschen Watz' Sicherheitsgefühl wuchs wieder mehr und mehr. Nachdem sie über allerlei geplaudert hatten, fragte er:

„Reisen Sie in irgendeiner Kriminalangelegenheit?“

„Allerdings“, antwortete Carrington. „Haben Sie nicht von dem großen Bankdiebstahl heute morgen gehört?“

Enar erstarrte, ein kalter Schauer ging ihm über den Rücken.

„Nein“, erwiderte er unsicher, „in den Zeitungen stand nichts darüber.“

„Der Diebstahl wurde erst gegen Mittag ganz zufällig entdeckt.“

„So“, sagte Winde. „Nun, und kennt man den Täter?“

„Ja, Kassierer Winde hat heute früh einen Einbruch begangen und alles vorhandene Geld gestohlen.“

„Kassierer Winde...?“ wiederholte Watz, als suche er in seiner Erinnerung. „Das ist ja wohl solch ein Rothaariger?“

Der Detektiv nickte.

„Ja. Der ist aber inzwischen verunglückt. Er sollte nicht lange die Freuden seines gelungenen Coups genießen. Heute vormittag ertrank er im Beisein mehrerer Personen beim Baden. Wahrscheinlich ein Schlag.“

„Ach“, meinte Watz, mit einem Versuch, teilnahmsvoll zu erscheinen. „So ist hier also einmal die Vorsehung strafend dazwischen getreten und hat den Rechtspruch der Menschen überflüssig gemacht.“

„Nur teilweise leider. Des entwendeten Geldes ist man nicht habhaft geworden.“

Paul Keller Die drei Ringe

In mehrfarbigem Ganzleinenband M. 3.—

Die Herodesfünfel

Es geht darin um das in tausend Tiefen der Nacht unserer Zeit verankerte Problem des Kindermordes, das die Abgesandten Gottes an der Grenze des Lebens überfällt. Heute steht Deutschland an der Spitze jener Nationen, die in der Herodesfünfel dahin leben, — in der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl. Historiker und Ärzte, Theologen und Volkswirte haben ihre Stimmen dagegen erhoben; — jetzt predigt der Dichter den Kreuzzug gegen den Teufelsdienf. Das Buch ist voll wunderbarer, ergreifender Schönheit. Zarter und doch eindringlicher kann der Vorwurf nicht erhoben werden. Das Buch scheint bestimmt zu sein, wie ein Feuerbrand durch alle Seelen zu gehen.

Wilhelm Bölsche an Paul Keller:

„... Vielen Dank für Ihren flammenden dichterischen Protest gegen die Elementargefahr unserer ganzen modernen Kultur. Ich habe mir seit langen Jahren das Bild gemacht, daß wir hier im Zentrum des ganzen Liebeslebens gegenwärtig vor einer wirklichen Menschheitskrise stehen... Der Staat hat sich noch in gar keiner Weise auf den ungeheuren grundlegenden Nationalwert des Kindes besonnen, den größten, den der Staat überhaupt besitzt... Es ist eine ungeheure Belastungsprobe, ob die Kulturmenschheit an ihrem Intellekt — der sich zunächst mit dem Augenblicksegoismus verbindet — kaput gehen soll, oder ob schließlich doch ihre Ethik und ihr gesundes Solidaritätsgefühl siegen werden. Jedenfalls aber handelt es sich in gewissem Maße um 'Die Frage'. Es gibt kaum eine größere.“

Heinrich Bertalan an Paul Keller:

„Darf ich Ihnen sagen, daß ich über Ihr neues Buch, 'Die drei Ringe' tiefererschültert bin. Es ist wohl künstlerisch wie ethisch eine verehrungsdolle Leistung. Jedenfalls Ihr tiefstes Werk, vor dem ich mich in Bewunderung beuge.“

Bergstadtverlag in Breslau

„So, so. Nun, das ist gewiß an einer sicheren Stelle versteckt“, sagte der frühere Kassierer, dessen Zuversicht allmählich völlig wiederkehrte. „Der Diebstahl war wohl sehr geschickt ausgeführt?“

„Nein, das kann ich nicht sagen. Der gute Winde hat jede Einzelheit sehr genau erwogen. Und sein Einbruch ist kühn und unverschämt. Aber in zwei Beziehungen hat er sich grober Unüberlegtheiten schuldig gemacht.“

„Inwiefern denn?“

„Erstens hätte er in seiner Wohnung weit sorgfältiger jede Spur von seinem abgeschnittenen Haar und Bart beseitigen müssen. Als ich vor einigen Stunden eine Haussuchung bei ihm vornahm, merkte ich sofort, daß er sich vor kurzem rasiert hatte. Das ist eine Unüberlegtheit. Die andere ist schon mehr eine Dummheit, nämlich die, daß er Perücke und falschen Bart unter seinem eigenen Namen bestellt hatte.“ Der Detektiv zog ein Papier aus der Tasche und reichte es dem anderen. „Solch eine kleine Rechnung kann bisweilen zu einem bösen Verräter werden“, fügte er lächelnd hinzu.

Zu seinem größten Entsetzen hielt der falsche Rentier eine quittierte Rechnung in der Hand über die bei dem Perückenmacher Albin Stohl von ihm bestellten Perücken. Diese Rechnung hatte er nie zuvor gesehen. Er hatte ja bar bezahlt und keine Quittung verlangt. Die Farbe kam und ging in seinem Gesicht. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich seiner.

„Woher — haben Sie — diese — Rechnung?“ stammelte er.

„Aus Windes Wohnung natürlich.“

„Das ist gelogen!“ rief Winde erregt aus, verstummte aber sofort, ganz erschrocken über seine Unvernunft.

Da sah er aber auch schon den Detektiv einen Browning aus der Tasche ziehen und auf ihn richten.

„Halten Sie sich still, Herr Kassierer“, sagte Carring. „In wenigen Minuten sind wir in Upsala, und dort werden Sie festgenommen.“

Voller Angst mußte Enar Winde nun mit ansehen, wie der Detektiv sich seiner beiden Taschen mit der halben Million bemächtigte. Inzwischen hielt ihn der Browning auf seinem Fensterplatz in Schach.

Als der Zug aber in Upsala einfuhr, schien Carrings Wachsamkeit nachzulassen. Er befahl Winde, vor ihm aus dem Abteil zu steigen, nahm dann jedoch keine Notiz weiter von ihm, der denn auch schleunigst die Gelegenheit benutzte, aus dem Wagen zu springen und in der Menge zu verschwinden. Anstatt ihn zu verfolgen, brach der Detektiv in ein leises Lachen aus.

„Das war der gewiegteste Coup, den du jemals ausgeführt hast, mein lieber Albin Stohl“, sagte er zu sich selbst, indem er sich von der Perücke, der falschen Nase usw. befreite, die ihn zum Doppelgänger von Leo Carrings gemacht hatten. „Aber nun habe ich auch meinen Lohn dafür, daß ich Freund Winde so eifrig nachspionierte, nachdem er die Sachen für seine Maskierung bei mir gekauft hatte.“

Und während der Kassierer in einem Auto schleunigst den Bahnhof verließ, um seiner Verhaftung zu entgehen, begab sich der verschlagene Perückenmacher mit den beiden Handtaschen in den Wartesaal und erkundigte sich, wann der nächste Zug nach Stockholm zurückgehe.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg.)

Greiling

GLORIA



Schon die ersten Züge beweisen Ihnen die überragende Güte der neuen 4-Pf.-Zigarette, die durch ihr feines mildes Aroma, durch die ausgezeichnete Aufmachung und durch ein schönes, sehr langes Format dem anspruchsvollen Raucher eine neue Überraschung bietet.

DIE BOA

VON ALLAN THÖRNSTRÖM

Frau Malmér wollte ausgehen. Sie stand gerade vorm Spiegel, als die Entreeglocke läutete. Sie öffnete selbst. Es war ein Bote mit einem Brief der Firma Siemens & Co. Frau Malmér machte das Couvert auf und entdeckte zu ihrem Erstaunen, daß ihr Mann dieser Firma 800 Kronen für eine Marderboa schuldete, die Frau Malmér nie erhalten hatte.

Jede andere Frau wäre in solcher Situation ins Schlafzimmer gelaufen und hätte herzbrechend geweint oder wäre ans Telefon gestürzt, um bei ihrem Mann anzuklingeln und ihm zu sagen, was für ein Schuft er sei. Oder sie würde sich sofort ein Auto genommen haben und zu ihrer Mutter gefahren sein, um in ihren Armen Trost zu finden und sich wegen der zukünftigen Behandlung ihres Mannes Rat zu holen.

Aber Frau Malmér tat nichts von alledem.

Sie fühlte jedoch einen Stich im Herzen, denn sie liebte ihren Mann und hatte ihn nie im Verdacht einer Untreue gehabt. Und die Tränen wären beinahe doch aus ihren schönen Augen hervorgequollen. Aber sie beherrschte sich. Ruhig und anscheinend unberührt steckte sie die Rechnung wieder ins Couvert und sagte dem Boten, er solle in ein paar Tagen wiederkommen...

Als Herr Malmér zu Mittag nach Hause kam, empfing ihn seine Frau wie immer mit einem Kuß. Nach Tisch trank sie sogar einen harfen Kognak zu seiner Ge-

sellschaft. Und zum Kaffee bat sie ihn um eine Zigarette, obgleich sie sie im Grunde verabscheute. Als die Abendzeitung kam, gab sie sie zuerst ihrem Mann, der einen schwachen Versuch machte zu protestieren, da er sich daran gewöhnt hatte, daß seine Frau stets zuerst die Familiennachrichten las.

Schweigsam und nachdenklich ihre Zigarette rauchend, betrachtete Frau Malmér ihren Mann, wie er so bequem in seinem Lehnstuhl dasaß. Über dem oberen Rande der Zeitung stieg der Rauch seiner Zigarette in kleinen graublauen Ringen zur Decke. Sie mußte sich sagen, daß er das Bild ruhigsten Gewissens bot, das Bild eines Mannes, der sich im Leben sicher und mit dem Dasein zufrieden fühlte.

Und doch hatte er allen Grund, sich nicht so herausfordernd ruhig und sicher zu fühlen. Aber er verließ sich natürlich auf ihre Leichtgläubigkeit! Der Gedanke, daß er durch einen Zufall entlarvt worden war, lag ihm völlig fern. Wer wußte, wie lange er sie schon betrog? Und wer war die Frau, mit der sie ihn zu teilen hatte? Wieder empfand Frau Malmér einen schmerzhaften Stich im Herzen. Nein, sie mußte etwas unternehmen.

Fast wie beiläufig sagte sie mit einer Stimme, die unheimlich natürlich und ruhig klang:

„Richtig, es war ja ein Bote mit einer Rechnung hier.“

Herr Malmér sah über seine Zeitung hinweg.

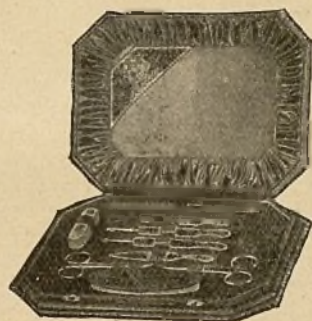
Freude, Frohsinn und Zufriedenheit

durch ein praktisches Geschenk von bleibendem Wert!

Wer zu WEIHNACHTEN

nicht in Verlegenheit kommen will, sichere sich schon heute eines der wegen ihrer unübertrefflichen Qualität und Preiswürdigkeit so allgemein beliebten und gern gekauften

REICHALDA- MANICURE-ETUIS



MANICURE-ETUI Nr. 262
Preis M. 18.75 einschließlich Anleitung

Samtliche REICHALDA-

Etuis in echtem Leder, Krokodil-
pressung, mit prima Samt- und
Atlasfütterung. Vornehmste, gedie-
genste Ausführung, schick, elegant und
zweckentsprechend. Vollste Garantie
für jedes einzelne Instrument. Nur
echt, wenn mit Namen

REICHALDA!

Achten Sie stets auf den Namen

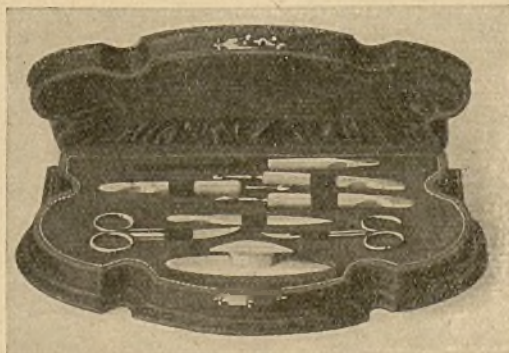
REICHALDA

Verlangen Sie GRATIS-PROSPEKTE!

Illustrierte Anleitung zur Original-Reichalda-Methode gegen Einsendung einer Rentenmark

BEACHTEN SIE BITTE FOLGENDES:

1. Lassen Sie sich nie-
mals von den gerade
in dieser Branchemas-
senhaft vertretenen
minderwertigen
Fabrikaten, welche
nur fürs Auge, aber
nicht für die Praxis
zugeschnitten sind,
etwas aufdrängen,
denn jeder noch so
geringe Betrag für
solche Ware ist ver-
lorenes Geld. Probie-
ren Sie z. B. beim
Kauf den Schnitt un-
serer Scheren an ei-
nem Stückchen Stoff
— und stellen Sie Ver-
gleiche an!



MANICURE-ETUI Nr. 271
Preis M. 25 einschließlich Anleitung

2. Wir betonen aus-
drücklich, daß wir
vollste Gewähr für
jedes einzelne Stück
leisten. Machen Sie
einen Versuch. Sie
werden eben Gesagtes
bestätigt finden. Ach-
ten Sie immer auf den
Namen REICHALDA,
dann werden Sie nie
enttäuscht werden!

3. Die Jahrzehnte-
lange Praxis des ver-
storbenen Hofman-
ikures Josef Reichel,
auf welcher die Ori-
ginal-Reichalda-Man-
ikure-Methode auf-
gebaut ist, bürgt für
Gediegenheit u. Wert.
Schreiben Sie noch
heute — wir werden
Ihnen Beweise liefern.

UNSER SCHLAGER: Etui Nr. 249 neff und gediegen M 7.50

REICHALDA A.-G. / TONANGEBENDE / BERLIN W 35
SPEZIALFABRIK / Lützowstrasse 31

Reichalda-Artikel sind in allen besseren Fachgeschäften zu haben, wo nicht, direkt von der Fabrik!

„Eine Rechnung? Von wem?“

„Von Ziemens & Co. für eine Boa.“

Frau Malmér's Blick ruhte auf dem Gesicht ihres Mannes. Aber keine Verfärbung, kein Zucken, nichts verriet, was sich in der Tiefe seiner Seele bewegte. Er erwiderte nur ganz gelassen:

„Verdammte Schlamperei! Ja, liebes Kind, dann muß ich es dir früher verraten, als ich gedacht hatte. Es handelt sich um eine kleine Überraschung für dich. Ich habe vor ein paar Tagen durch Silberling eine Boa gekauft, und ich glaube, sie wird dir gefallen. Ich wollte sie für deinen Geburtstag nächste Woche aufheben, aber nun werde ich sie heute abend mit nach Hause bringen.“

Frau Malmér wurde von einem sonderbaren Gefühl beschlichen. Sie fing an, sich unsicher zu fühlen. Es war, als ob ihr plötzlich der Boden unter den Füßen entzogen wurde. Hatte sie ihrem Mann durch ihren Verdacht unrecht getan? Niemand mit bösem Gewissen konnte so unschuldig und so überzeugend sicher aussprechen wie er in diesem Augenblick.

Einen Moment lang war sie nahe daran, sich ihm an die Brust zu werfen und ihm einzugestehen, wie dumm sie gewesen war, und in was für einem schändlichen Verdacht sie ihn gehabt hatte. Aber sie tat es nicht, denn sie schämte sich zu sehr vor sich selbst.

Doch als ihr Mann wieder ins Büro ging, gab sie ihm einen Kuß, der ihn an die Küsse erinnerte, die er zu Anfang ihrer Ehe bekommen hatte...

Mit Ungeduld erwartete Frau Malmér an diesem Abend ihren Mann.

Der Tisch war festlich mit Blumen und Kristall gedeckt...

Auf irgendeine Weise mußte sie wieder gutmachen, was sie in Gedanken gegen ihn verbrochen hatte.

Und als Herr Malmér kam, überreichte er seiner Frau ein Paket. Aber gleichzeitig verbot er ihr, es aufzumachen, ehe er ihr die Erlaubnis dazu gäbe. Sobald sie mit dem Essen fertig waren, gab er ihr diese Erlaubnis. Mit einem Blick, der alles Glück widerspiegelte, das ihr Herz in diesem Augenblick empfand, löste sie die Schnur des Pakets. Als sie es aufgemacht hatte, hielt sie eine Boa aus Blaufuchs in der Hand.

Wieder empfand Frau Malmér jenen schmerzenden Stich im Herzen. Es wurde ihr schwarz vor Augen, und fast wäre sie ohnmächtig geworden.

Ihr Mann eilte auf sie zu, legte ihr den Arm um die Taille und zog sie an sich, um sie zu küssen. Aber sie entwand sich seiner Umarmung.

„Na, gefällt sie dir nicht?“

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sagte sie in gleichgültigstem Tone, während ihr Blick auf ihrem Mann ruhte:

„Ja, mein Freund, sie ist sehr schön. Aber auf der Rechnung, die der Bote heute gebracht hat, stand eine Marderboa.“

An diesem Abend hatte Frau Malmér noch eine längere Auseinandersetzung mit ihrem Mann. Und am nächsten Morgen fuhr sie zu ihrer Mutter, und Herr Malmér bekam eine Aufforderung, in die Scheidung zu willigen.

(Autorisierte Übertragung von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

Der „Uhu“, das neue Ullstein-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Herausgeber: Peter Pfeffer. — Verantwortlicher Redakteur: Walter Zadek, Berlin. — Für die Anzeigen: Günther Leue, Berlin-Wilmersdorf. — In Oesterreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstraße 22–26.